


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817



Der von der Vogelweide

Roman von

Franz Karl Ginzkey

Dreizehntes bis fünfzehntes Tausend

„Wer sleht den lewen? wer sleht den risen?
wer überwindet jenen und disen?
daz tuot jener, der sich selbe twinget ...“

L. Staackmann, Verlag, Leipzig

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Erstes Kapitel.

Herr Walther hielt das Rößlein an und spähte nicht allzu freundlich ins sonnenheiße Tal hinab. Dort unten wand sich durchs matte Grün der durstigen Auen der glitzernde Inn, und hier auf halber Höhe schlängelte die staubige Heerstraße vorbei, für den wegmüden Landfahrer kein tröstliches Bild. Herr Walther verweilte im kühlen Bereich einer uralten, moosbärtigen Fichte. Sie wachte vor ihrem Schatten wie ein trotziger Schild und wehrte der dräuenden Mittagsglut. Der vielstündige Ritt durch den Hochwald, oft nur auf kümmerlichem Jägersteig, oft durchs Dickicht kreuz und quer, hatte Herrn Walther ermüdet. Aber er liebte den Wald und vergaß die Zeit, indes er seinen Stimmen lauschte. Auch hatte ihn, zu seiner innigsten Freude, nebst seinem Knappen Dietrich ein wunderlicher Weggesell begleitet, ein kleines, unscheinbares graues Vöglein,

das ihm unentwegt von Ast zu Ast vorangeflogen war.

Es war das Vöglein Tandaradei.

Herr Walther war vom Roß gestiegen und band es an den Baumstamm fest. Er warf sich ins Gras und hielt das Kinn mit aufgestülpten Armen hoch. So sah er eine Weile ins glühe Mittagsland hinaus. Dann aber rief er: „Dietrich! Wo steckst du, Dietrich!"

Es raschelte im Laub, und der Knappe trat hervor, ein junger Mensch mit freundlichen Augen, doch mit Entschlossenheit und wegtrotzigem Ernst um den schmalen Mund.

„Mich hungert", sagte Herr Walther; „bring, was du hast!"

Dietrich holte den Schnappsack hervor. Er trug ihn sonder Mühe mit zwei Fingern der rechten Hand.

„Ein Stück vom Reh ist noch da," meinte er stockend, „und vom Köhler das Roggenbrot, und" — er brach in ein breites Gelächter aus — „das Wasser aus Tegernsee."

Nun lachte auch Herr Walther.

„Du siehst, o Dietrich, es tut nicht gut, Herrn Walthers Junkherr zu sein. Nun lassen uns auch die Pfäfflein dürsten. Weh, o weh! Man rühmt

doch sonst die Gastlichkeit der Herren Benediktiner. Ach, wenn ich nicht Herr Walther wäre, ich glaube, sie hätten den Wein gefunden."

„Mir sagte der Pater Kellermeister," versetzte Dietrich, „es sei kein Tropfen im Keller, und so-lange der Bozner Wein nicht komme —"

„Da könnten wir noch lange warten!" lächelte Herr Walther.

„Der Pater Kellermeister meinte, der Kaiser habe sein Wort gegeben am Hoftag zu Nürnberg —"

„Schweig mir von des Kaisers Wort!" Herr Walther lächelte nicht mehr. „Die Pfäfflein können noch lange warten auf ihren firnen Bozner Wein. Herr Otto von Valai ist ein schlauer Fuchs und gibt ihn nicht wieder heraus. Du aber, Dietrich, bist ein großes Kind. Es liegt, das magst du mir glauben, noch manch ein kühles Fäßlein im Keller zu Tegern-see. Und wenn's kein Bozner ist, so ist's ein Wip-pacher oder Muskateller. Nur für Herrn Walther gibt es keinen Wein. Die Mönchlein sind des Papstes voll, und Walther ist sein Feind. Nun, dämmert's dir endlich, Dietrich?"

Der Knappe sah bekümmert auf. Dann breitete er den Sack im Grase aus und legte das Wenige dar-auf, was er darin gefunden hatte.

Herr Walther aber griff nicht zu. Er starrte ins Tal und auf die Berge hinaus und pfiff sich eine Weise, die der kundige Dietrich noch niemals vernommen hatte. Plötzlich aber brach er ab und summte vor sich hin:

„Man gab mir Wasser!
Tirilei, man gab mir Wasser:
Also nasser
Mußt' ich von des Mönches Tische scheiden."

„Bedient Euch, Herr!" bat Dietrich.

Da langte Herr Walther zu, und auch Dietrich aß, und sie tranken das Wasser aus der Sattelflasche.

„Das ist kein Wasser aus Tegernsee", meinte Herr Walther lächelnd. „Es labt wie aus waldfrischer Quelle."

„Ich fand eine Quelle unweit von hier", bestätigte Dietrich und freute sich. „Nun führ' ich auch die Pferde hin, und Ihr könnt indessen ein wenig ruhn."

„Wir wollen hier verbleiben," nickte Herr Walther, „bis die Sonne merklich tiefer steht. Sie brütet jetzund Dracheneier aus, da wollen wir sie nicht stören und hier ein wenig warten."

„Ob wir heute noch nach Hall gelangen?" meinte Dietrich.

„Da müßten wir wohl allzu hurtig traben. Aber bis Schwaz wird's wohl noch reichen, dort mag der

Freundsberger uns gnädig sein. Und ist es Schwaz nicht, so ist's ein anderes Nest, oder wir überfallen die Herren Benediktiner zu Sankt Georgenberg und entrichten einen schönen Gruß aus Tegernsee und fragen, ob auch ihnen der Wein zu Bozen nicht gedeiht; was meinst du, Dietrich?"

Herr Walther hatte sich lang ins Gras gestreckt und sah in den Himmel hinauf, der in dunkelster Bläue durch die leise schwankenden Äste lugte.

„Ich zog diesen Weg in meiner Jugend", sagte er verträumt. „Das ist schon lange her! Es mag sich manches nun verändert haben. Bei wem soll ich heute zu Gaste sein und morgen bei wem? Seid willkommen, Herr Gast! Seid willkommen, Herr Gast! Wird niemals einer zu mir sagen: Willkommen, Herr Wirt! Wann soll dies Gauklerleben enden?"

Das Barett lag im Moose neben ihm, und Herrn Walthers Antlitz, wie er nun schlief, erschien im grünen Tannenzwielicht noch blässer als vorher. Die Locken hingen ihm wirr ums Haupt, sie waren mit Silber leise gesegnet. Es war das Antlitz eines Mannes, in das die Not des Lebens und sein Unbestand tiefere Runen gezeichnet hatten, als die glatte Hand der Freude wieder auszugleichen vermochte.

Der Knappe Dietrich warf noch einen sinnenden Blick auf seinen Herrn, dann führte er die Pferde gebeugten Hauptes zur Tränke.

Nun lag Herr Walther unter der Fichte allein. Es hatte sich ein leichter Wind von den Bergen erhoben, und der Atem des Waldes wurde hörbar. Oft schwoll es wie ein dumpfes, drohendes Rauschen aus der Ferne, im Maße aber, als es näher kam, verbreitete es sich in heitere, freie Gesänge, und die Sonne durchschimmerte die sanft gelösten Wipfel. Dem dunkleren Tönen der hochstämmigen Riesen antworteten bald die jüngeren Mannen des Waldes, und das silberne Geriesel der harfenden Gräser und Moose huschte wie ein Mädchenkichern über den Choral des Ewigen dahin. Von den befiederten Gästen des Waldes sang aber keiner. Sie hielten alle den Atem an und horchten zum Wipfel der Fichte hinauf, die den Schlaf Herrn Walthers bewachte. Hoch auf dem obersten Zweiglein hüpfte und sang, in Sonnenweite sich badend und wie berauscht im Wind sich wiegend, das Vöglein Tandaradei.

Zweites Kapitel.

Zu dieser Stunde machte der Junkherr Dietrich eine seltsame Bekanntschaft. Als er die Rößlein Alnot und Alruna und das Packpferd Hugideo tränkte und nachdenklich an der Quelle saß, vernahm er hinter sich ein Rascheln und gewahrte, sich umwendend, etwas Helles, Schimmerndes, das jählings im Gestrüpp verschwand. Dietrich faßte seine stahlbeschlagene Keule und sprang mit gewaltigem Satze hinter den Busch. Er wurde aber nichts gewahr als eine niedrige, rauchgeschwärzte Höhlung im Felsen, die er auf allen vieren hätte durchkriechen müssen, wenn er Lust dazu gehabt hätte. Aber obwohl er ein unerschrockener Jüngling war und manchen derben Strauß bestanden hatte, schien es ihm nicht ratsam, hier wie ein Spürhund finsteren Abenteuern nachzuschlürfen.

Er schrie daher, so laut er konnte, durch die hohlen

Hände in den Schlund hinein: „Hoho! hojoho! Wer da drin? Christ oder Heide?"

Eine Zeitlang blieb alles still. Dann aber deuchte es Dietrich, als zittere ein leiser Gesang aus der Höhle, der, an Stärke allmählich zunehmend, näher und immer näher drang. Eine schnarrende, näselnde Männerstimme war es, die unaufhörlich in wechselnden Tönen die immer gleichen Worte sang: „Kyrie eleison! Kyrie eleison!"

Und plötzlich gewahrte Dietrich einen schmutzigen, derbknochigen Arm, der wie ein dürrer Ast aus dem weiten Ärmel eines Mönchshabits hervorragte und ihm ein kleines hölzernes Kreuz entgegenhielt. Hierauf erschien, ihn unablässig mit verglasten Augen anstarrend, das tiefeingefallene weißbärtige Antlitz eines Greises, der, sich nunmehr der Höhle völlig entwindend, seinen lallenden Gesang mit einer Anrede unterbrach, die offenbar an Dietrich gerichtet war:

„Wer ruft hier Christ oder Heide? Wahrlich, dir ziemt es nicht, mich solches zu fragen, wer du auch seist! Zeuch hin, woher du gekommen bist, du Abschaum der sündigen Welt, du Teufelstänzer und Nimmerfried, du Unbewußter, du Blatt im Wind! Kehr um ins Tal zu deinesgleichen, du Ruhestörer,

du Hauch ohne Zweck, du Brocken der Finsternis, du fragendes Tier! Zeuch hin mit deinen drei Satansklеppern, du Schwerverneinter, du Daseinsdieb, du Wüstenspringer, du Milchgesicht!"

Der Knappe Dietrich, den dieser Willkommsgruß nicht sonderlich erbaute, betrachtete den Alten in höchster Verwunderung. Er vermochte nicht zu begreifen, weshalb der Eremit, denn ein solcher war es wohl, sich nicht aus seiner kriechenden Lage erhob, obgleich er seiner finstern Höhle längst entronnen war. Stets das Kreuz mit der einen Hand erhoben haltend, bemühte sich der Alte, wie ein lahmer Köter auf drei Beinen zu springen, wobei er Dietrich unaufhörlich anstarrte.

„Ihr seid wohl schwer erkrankt, ehrwürdiger Vater, daß Ihr Euch nimmer erheben könnt?"

„Zeuch hin, Verblendeter!" kreischte nunmehr der Alte. „Du schaust nicht die Werke des Herrn und kennst nicht die Wunder des Glaubens. Kyrie eleison! Vermeinst du, mir könnte mein törichtes Haupt nicht frechlich zum Himmel starren gleich dir? Was aber weißt du von der Glorie und der Demut dieser Zeit, du Satansbraten?"

Der Alte war in der Ekstase seiner Empörung plötzlich einen Augenblick in die Höhe geschossen, und

es bangte Dietrich, er wolle sich mit dem Kreuze auf ihn stürzen und ihn schlagen. Aber er schien sofort sich seiner sonderbaren Buße wieder zu entsinnen, denn er sprang aufs neue auf allen dreien im Moose zwischen den Stämmen umher, schimpfend und laut wehklagend.

Das arglose Gemüt des Knappen Dietrich war diesem traurigen Anblick auf die Dauer nicht gewachsen. Er nahm die Rößlein an den Zäumen und führte sie von der Quelle fort. Er sehnte sich in die Nähe seines Herrn, wo Reinheit war und Klarheit, wie ihn deuchte.

Er fand Herrn Walther schlafend, das blasse Gesicht von einem leichten Lächeln überflogen, das der Abglanz eines zarten Traumes schien. Solche Träume zu bewachen, bedeutete dem guten Jungen die lieblichste Pflicht. Wenn dann Herr Walther erwachte und ein freundlicher Blick aus den gütigen hellen Augen ihn traf, fühlte er sich in seiner Einfalt reicher belohnt, als wenn man ihn gleich zum Ritter geschlagen hätte.

So setzte er sich denn zu seinem Herrn ins Gras und schickte sich an, ein Stündchen zu versinnen. Der närrische Einsiedel war unterdessen still geworden, er mochte bereits in seine Höhle zurück-

gekrochen sein. Dietrich aber dachte bald nicht mehr an ihn. Auf seinen Fahrten durch die bunten Länder hatte er so viel des Sonderbaren und Verzerrten wahrgenommen, daß ihn nichts mehr dauernd wundern wollte. Das Herz der Zeit schlug wild und fieberhaft, und Sehnsuchtsbrände peitschten die Seelen aus dem Dunkel eigener Unrast hinüber in fremde Weiten, in die Rätsel des Morgenlandes. Dazwischen gellte das furchtbare Echo wider der Ernüchterten und Enttäuschten, in allgemeiner Wirrnis bekämpften sich Wunsch und Wille, und Fäulnis und Zweifel zerfraßen die Tat.

Dietrich sah starr in die Landschaft hinaus und dachte an das Glück seines jungen Lebens. Es hieß für ihn Herr Walther. Fünf Jahre zog er nun mit seinem Herrn und wünschte, es bliebe immer so. Er hatte viel des Leides und Ungemachs geschaut in diesen Jahren, aber auch des Hohen und des Wunderbaren viel. Immer herrlicher war der Stern des Vogelweiders aufgestiegen, und den glänzenden Tagen auf der Burg des Thüringers hatte sich würdig die unvergeßliche Stunde angeschlossen, da er an der Seite seines Herrn auf dem Frankfurter Tage vor allen Fürsten Otto, den Kaiser, begrüßen durfte. Was galt dagegen das bißchen Armut und

Not, das bißchen Heimatlosigkeit? Es hungerte sich leicht mit solchem Herrn.

Dietrich dachte noch mancherlei, aber mählich ward ihm das Denken schwer, und die Augen fielen ihm zu.

Drittes Kapitel.

Ein heftiges Klirren weckte ihn. Er sah — Herr Walther war aufgesprungen und starrte gespannt ins Tal hinunter. Zugleich vernahm er aus der Ferne ein Summen und Brausen wie den Widerhall unzähliger heller und tiefer Stimmen, die der Wind aus dem Tale herauftrug. Dietrich rieb sich die Augen, er traute ihnen nicht: ein unabsehbarer Zug kleiner, braungewandeter Geschöpfe pilgerte auf der Landstraße dahin, als hätten sich die Berge geöffnet und all ihre Gnomen und Zwerge ins Land hinausgespien. Dazwischen sah er auch Erwachsene in kleinen Gruppen, Männer und Frauen, Geistliche und Leute mit Waffen, Bauern und Reisige zu Pferde; aber diese Wenigen verschwanden gegen die unermeßliche Schar der kleinen braunen Gestalten, die zu Tausenden und aber Tausenden unaufhaltsam auf der hochaufstaubenden Straße dahinzogen, eintönige Litaneien singend und Gebete murmelnd.

„Nun erfüllt sich," hörte Dietrich seinen Herrn mit bebender Stimme rufen, „wovor mir oft in bösen Träumen graute! O Kinder, liebe Kinder, o zarteste Blüten, o rosigste Hoffnungen des armen deutschen Reichs! So zieht ihr nun dahin und sollt im Wahn verbluten für eurer Väter Trägheit und eurer Mütter Unverstand. Da seht nun Euer Werk, Herr Papst!"

„Seht, o seht," kreischte da eine Stimme hinter ihnen, „da ziehen sie aus, die Reinen und Wahrhaftigen, die Auserkorenen und Unbelasteten, da ziehen sie hin und befreien Jerusalem!"

Der weißbärtige Eremit war unweit am Rand des Waldes aufgetaucht. Er streckte sein Kreuz in die Höhe und starrte mit verwirrten Mienen bald Herrn Walther an und bald den Heerzug im Tal.

„Seht, o seht!" begann er wieder zu schreien. „Nun hat der Herr mich begnadet und meine Gebete erhört. Nun dauert es nicht lange und Jerichos Mauern stürzen ein. Der Herr will Wunder wirken durch unschuldiger Kindlein Lobgesang. Denn also steht es geschrieben: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Nun mögt ihr zittern, ihr Heidenseelen. Steht es nicht also geschrieben? Zieht hin auf euren reinen Füßen und pilgert trocken über das Meer. Dann

wird sich erfüllen Jerusalems großer Tag. Dann wird auch Bruder Eusebius wieder das Haupt erheben und aufrecht schreiten vor Gottes Angesicht. Kyrie eleison!"

Und nun begann der wunderliche Alte, immer den einen Arm erhoben haltend, den andern zur Erde gestreckt, in tollen Verrenkungen und grotesken Sprüngen den Wiesenhang hinabzukollern, wo ihn, Herr Walther glaubte es lächelnd zu hören, verworrenes Rufen der Kinder empfing.

„Wo sollen wir nun zu lachen beginnen und wo enden?" murmelte Herr Walther. Er war zu Pferd gestiegen und ritt mit Dietrich den Abhang hinab. Aber je näher er dem sonderbaren Pilgerzuge kam, um so banger wurde ihm, und die Augen begannen sich ihm zu feuchten. Er hatte schon des Sonderbaren und Traurigen viel auf seinen Wanderfahrten gesehen, aber dieses wahnsinnstolle Bild, es griff ihm ans Herz wie keines zuvor.

Zu Tausenden und Abertausenden zogen sie dahin, ein unabsehbarer Strom von Jugend, in den sehnsüchtig großen Augen den Glanz und die Zuversicht ihrer heiligen Sendung, die zarten Glieder gehüllt in rauhe Büßergewänder, die Lockenhäupter umflattert von rauschenden Fahnen, überhöht von

stolzaufragenden Panieren und düster dunkelnden Kreuzen, umsponnen vom Brodem der Rauchgefäße, vom heißen Dampf der Opferkerzen, Knaben und Mädchen, die rosigen Wangen verstaubt, die zarten Füße wund, aber die lichten Häupter trotzig und frei erhoben und viele selig lächelnd wie der klare Himmel über ihnen.

Herrn Walther blutete das Herz. Zu Nürnberg hatte er bereits von diesem bösen Wunder des Kinderkreuzzugs gehört, aber er dachte, es könne nicht möglich sein. Wohl kam die Kunde aus Frankreich, ein Hirtenknabe hätte mit unirdischen ekstatischen Worten die unmündige Jugend seiner Heimat zum Kreuz entflammt. Aber was dem leichtentzündlichen gauklerischen Blute an der Loire geschehen war, das brauchte nicht des sinnenden deutschen Volkes Schicksal zu sein. Doch zu Nürnberg in der Stadt war ihm ein Anblick begegnet, der ihn fürder an allem zweifeln und alles möglich erscheinen ließ. Er hatte Männer und Frauen gesehen, die völlig nackt, mit himmelwärts gerichtetem Antlitz, in den Gassen umhergegangen waren, nicht achtend des Spottes und der Drohung ihrer lärmenden Begleiter. Und als Herr Walther fragte, was dies bedeuten solle, wurde ihm zur Antwort: es seien vom Heiligen Geist Erfüllte,

die es nicht für geziemend erachten, fernerhin Kleider am Leibe zu tragen, da der Herr, Jesus Christ, nackend am Kreuze gestorben sei. Da fühlte Herr Walther tief den fiebernden Riß durch die Seele der Zeit, und es mochte ihn nichts mehr wundern. Er hatte ein Mädchen gesehen von solch rührender Schönheit, daß er ein Lied hätte singen mögen auf ihr liebliches Antlitz, den zarten Bug ihres Nackens, das Lächeln ihres Mundes; er hatte den süßen Körper völlig entblößt gesehen, verspottet vom Pöbel, besudelt von den lüsternen Blicken der Sinnenunreinen. Wie konnte solches möglich sein? Wie konnte deutsche Zucht und Scham sich also verwirren?

Unablässig wälzte sich das Heer der Verlorenen vor seinen verdunkelten Blicken vorbei. Und Tausende mochten schon zurückgeblieben oder am Wege niedergebrochen sein. Und immer dichter hatten sich fragliche Gestalten in die hellen, reinen Wogen der Kinder gedrängt, wie gierige Schakale niederbrechendes Wild umkreisen. Herr Walther gewahrte Blicke, vor denen ihm graute. Von allen Straßen schien das fahrende Gesindel herbeigelaufen, es tauchte im betenden Strome unter und fischte im trüben nach Beute.

Eine Reihe singender Mönche erschien nunmehr, in

den Augen den düster flackernden Fanatismus ihrer stürmischen Berufung, und hinter ihnen führten Kinder auf einem flitterverzierten Karren einen dunkellockigen Knaben, der in brünstigem Anruf die Arme zum Himmel erhoben hielt und mit heller, unfehlbarer Stimme visionäre Predigten sang. Und andere Kinder zogen dem Knaben betend zur Seite, sie winkten ihm mit Buchenzweigen zu und sangen das alte Kreuzzugslied: „O Herr Gott, erhöhe die Christenheit und gib uns wieder das heilige Kreuz!" Auch hatten sich ältere vornehme Knaben mit ritterlich stolzen Mienen zusammengerottet, die allerlei Waffen, Schwerter und ragende Spieße trugen, mit kriegerischen Gebärden gingen und wie einst ihre Väter im Heiligen Lande den alten Leis sangen:

„Nu helff uns das heilige grab
Und der sich durch uns darin gab
Mit synen herren wunden,
Das wir tzu Jherusalem funden
Werden froliche
Und in dem Hymelriche;
Got gebe uns der werden lon
Und singen: Kyrie eleyson."

Ihnen aber antwortete von nah und fern das grelle Gelächter betrunkener Dirnen und Landstreicher, Bettler und Ribalden, indes die Krämer und Marke=

tender auf ihren Karren mit schnarrenden Rufen Brot und Käse und in schmutzigen Tonnen trüb-aufgerührten Wein feilboten.

So war hier alles versammelt, was auch sonst ein Kreuzzugsheer erhöhte oder besudelte, nur waren hier nicht lebensharte sieggewohnte Recken ausgezogen, den erbeteten Wundern mit stählerner Faust Erfüllung zu schaffen — Zehntausende wehrloser, zarter Kinder waren es, die nun vom Wahn der Zeit ins sichere Elend, in den Untergang getrieben wurden.

Da stand Herr Walther nun am Weg, und seine Seele schrie laut auf im Leide. Es war sein Schicksal, zu leiden über sich selbst hinaus, zu leiden an der Welt undeutbarem Spiel, zu dulden und zu bluten mit den Vielen. Jäh flackerte ein Wunsch in ihm: er sah seinen Leib als eisernen Wall diesen Unzählbaren entgegengestemmt; er fühlte sich urplötzlich vom Geiste gottseliger Beredsamkeit erfüllt und hörte seine Stimme donnern wie den Ruf des Predigers in der Wüste. Aber all die unabsehbaren Massen zogen unwiderstehlich an ihm vorbei, sie teilten sich vor ihm, fast ohne ihn zu sehen, und schlossen sich wieder unbekümmert hinter ihm, wie die brandenden Wogen um den einsamen Felsen im

Strom. Da faßte Herr Walter seine Harfe und warf sie weit in die Menschenwogen hinaus. Aber sie ging ganz spurlos unter und ward im Staub zertreten, wie irgend ein anderes unnützes, daseinsfragliches Ding.

Da erwachte Herr Walther wieder aus seinem Traum, seine Harfe hing noch immer am Sattel. Von irdischer Sonne beleuchtet, in grellbunter Deutlichkeit nur allzuwahr, wälzte sich Schar für Schar an ihm vorbei, bald gottesinbrünstig, bald hohnvoll verrucht, bald opferrein der kindlichsten Demut voll, bald grauenhaft verloren in schwärender Lasterhaftigkeit. Laut schrie das Leid der Welt in seiner armen, wehrlosen Seele, und alles, was an lieblich Zartem, traumhaft Versonnenem dort seine innigen Blüten gesponnen hatte, ward jählings fortgefegt wie Spreu von winterlichem Wind.

Viertes Kapitel.

Noch immer wollte das furchtbare, klägliche Heer der Kreuzzugskinder nicht enden. Nun waren es die Nachzügler, die tödlich Erschöpften, die auf wunden Füßen geschlichen kamen und sich am Wegrand stauten, wie unnütz Gestrüpp vom eiligen Strom ans Ufer geworfen wird.

Herr Walther erwog, ob er das Roß nicht wenden und all dieser Qual den Rücken kehren sollte, da hier doch nicht zu raten noch zu helfen war. Die Sonne hatte sich stark den Bergen zugeneigt, und er tat wohl gut, für diese Nacht Herberge zu suchen. Das Kloster zu Sankt Georgenberg lag nicht allzuweit; aber dorthin wälzte sich jetzt, auf der Straße gen Inspruck, die unermeßliche Schar der Kreuzzugskinder. Da schien es ihm klüger, seitab in einer Schenke nachzufragen oder in einem der zahlreichen Meierhöfe, die verstreut auf den Hängen lagen. Er

hatte schon oft die Gastlichkeit der Bauern und Pächter in den einsamen Bergen gefordert und hatte mit gütlichem Wort mancherlei Scheu und Mißtrauen zu besiegen gewußt.

Unterdessen sammelte sich, unweit von Herrn Walther, am Rande der Straße ein Häuflein Neugieriger an, Hirten, Holzknechte und Bauern, die gaffend und lärmend den seltsamen Zug bestaunten. Sie waren aus ihren Waldgehöften herabgeeilt, und manche von ihnen reichten den gierig sich drängenden Kindern Obst und Brot und Wasser in irdenen Krügen. Andere aber standen müßig umher und gefielen sich in Wehklagen über die Not der Zeit und warfen manch greulichen Fluch dazwischen und manches höhnische Wort.

Herr Walther wandte sich an einen der Grauröcke, ob er Unterstand wüßte für Mann und Roß. Es war ein alter, gebeugter Mann, der sein schwarzes Filzhütchen demütig abzog, als der fremde Ritter ihn ansprach. Als Herr Walther meinte, es solle nicht umsonst geschehen, erbot er sich hastig, ihn zu seinem eigenen Anwesen zu führen, das ganz in der Nähe sei, eine Tagweide hinter dem Bühel.

Herr Walther entschloß sich, dem Mann zu folgen, und gab Dietrich einen Wink. Die Rößlein hatten an

diesem Tage schon manche Meile getrabt und sehnten sich nach Stall und Streu.

Die beiden Reiter folgten schweigend dem alten Mann, der hastig einen schiefen Saumpfad hinaufstolperte.

Herrn Walthers Herz war heftig erregt, wie im Fieber eines bösen Traumes. Es trieb ihn, dieses Bild zu fliehen, das ihn nicht minder heftig schmerzte als des Heilands unsägliches Leid, um dessentwillen das alles geschah. Aber der Heiland, wie Herr Walther ihn liebte, hätte nie seinen Segen gegeben zu solch unseliger Tat.

Und doch verlangte es Herrn Walther, sich immer wieder im Sattel umzuwenden und an Dietrichs Schultern vorbei ins Tal zurückzuschauen. Da glaubte er mit einemmal zu gewahren, daß die Kinder sich nicht mehr vorwärts bewegten. Auch hörte er ferne Hornsignale, laute Rufe und das Schrillen heller Pfeifen. Und er sah, wie die Kinder die Straße verließen und sich schwärmend über die angrenzenden Wiesen verbreiteten.

„Herr, mich dünkt, die Kinder lagern hier zu Nacht!“ rief Dietrich, ins Tal hinunterdeutend.

„Sie mögen schon manche Nacht unter freiem Himmel geschlafen haben“, sagte Herr Walther

schmerzbeklommen. „So tötet der Reif zu Nacht, was die Sonne nicht versengt. Blumen auf dem Felde sind den kalten Hauch der Sterne gewohnt, diese Menschenblüten sind es nicht. Wo fänden all die Tausende Dach oder Zelt? Nun werden, die noch übrigbleiben, bald das Tal verlassen und dem Ingrimm des Gebirges preisgegeben sein. Dort warten ihrer die eisigen Nächte auf dem hohen Brenner, das Getier des Waldes und das menschliche Getier. Nicht eines dieser Kinder, o Dietrich, wird das Meer erblicken, geschweige denn das Heilige Land."

„O Vater aller Tugenden," meinte Dietrich bekümmert, „so sollten sie alle verderben und sind doch des heiligsten Dranges voll?"

„Nie brannte mir schlimmere Scham im Herzen!" rief Herr Walther zum Abendhimmel hinauf. „Die Hände der Helden sind schmählich erlahmt, die einzig den Heiland befreien könnten. Nun werden sie furchtbar gestraft in ihren Kindern. Die Könige sind ratlos, und alles Volk ist in Fäulnis geraten. Und die die beste Lehre uns geben sollten, sie treiben ohne Furcht mit dem Gebot des Herrn ihr Spiel. Sie schleichen und sinnen, wie sie schöne Weiber zu Fall bringen. Und Ihr, Herr Papst, treibt fleißig Silber ein, sagt aber nicht, wohin es rinnt. Es ist,

als riefe der Heiland, die er einzig noch liebt, die Kinder, zu sich, auf daß sie all diese Schmach nicht länger schauen müßten."

Der alte Bauer, der kopfschüttelnd vorausgeeilt war, stand nun vor einem niedrigen Blockhaus still, dessen moosiges Schindeldach mit großen grauen Steinen belegt war. Durch das Windauge schlängelte sich mühsam dünner Rauch in die Höhe.

„Da willst du uns nun in deine Stube betten, du Alter?" sagte Herr Walther launig, „und willst uns beizen mit deinem Hüttenrauch? Da schlafen wir schon lieber draußen auf der Scheuer. Nur stell uns die Pferde geziemend ein!"

„Die Stube soll Euch allein gehören", versetzte der Alte. „Es ist noch eine Kammer hinten, in der ich schlafe."

„So hast du weder Weib noch Kind?"

„Mein Weib ist tot, und meine zwei Söhne sind in Sold gegangen. Ich bin allein."

Herr Walther trat in die Stube. Es war ein großer, dunkler Raum, der noch finsterer schien durch den Ruß, der Decke und Wände schwer wie mit Trauertüchern bespannte. Herr Walther stieß den Laden auf und ließ das Abendlicht herein. Auf dem Herde im Hintergrund tanzte ein kleines Feuer. Aus

einer Ecke lugte das ungeheure Bett hervor, ein roh-gezimmertes Holzgestell, mit Stroh und groben Kissen behäuft.

Der Alte stellte Herrn Walther einen großen Holz-krug mit Birnenmost, eine Schüssel mit Rüben und ein mächtig Gerstenbrot auf den Tisch.

Herr Walther lächelte. Er war es gewohnt, vom gebratenen Pfau bis zum Linsengericht auf seinen Wanderfahrten zu schwanken. Er tat einen tüchtigen Zug aus dem Kruge, und es mundete nicht schlecht.

Der Alte meinte, er wolle nunmehr nach den Pfer-den sehen, und hinkte davon.

Herr Walther nahm den Krug und das Brot und setzte sich vor die Tür auf ein Bänkchen. Nun war er wieder zu Hause, er hatte wieder ein Heim, für die kurze Dauer einer Nacht.

Immerhin ging es ihm jetzt besser als all den armen Kindern dort unten, die das Lockenhaupt in den Nachttau der Wiesen zu betten hatten. Manch feiner ritterlicher Knabe war darunter und manch zartes, jugendsüßes Mägdlein. Sie hatten noch vor wenigen Tagen auf seidenen Pfellern geruht.

Herr Walther vermochte von seinem Sitze nicht ins Tal hinabzusehen. Er saß in einer Mulde, ein vor-gelagerter Wiesenrücken schnitt scharf vor ihm ins

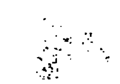
Abendrot. Da tanzten und verbeugten sich vor ihm allerlei Gräser und Blumen, die sich unnatürlich groß und schwarz von der heftigen Röte des Himmels abhoben, und es schien, als wäre die Welt mit all ihrer Qual hinter ihnen versunken und als wäre nichts von größerer Bedeutung als ihr leichter, zierlicher Tanz.

Fünftes Kapitel.

Herr Walther mochte lange so gesessen haben, denn als er aus seinen Träumen erwachte, war es schon völlig dunkel, und die rote Scheibe des Mondes rollte sacht den schlafenden Wiesenhang hinan. Im Hause und ringsum war es still, auch Dietrich mochte schon schlafen gegangen sein.

Herr Walter erhob sich und sah in den Himmel hinauf. Ein zarter Dunst lag wie ein rötlicher Schleier über dem Firmament, die Sterne kamen nicht zur Klarheit. Um so phantastischer trieb der Mond sein Spiel; er erfüllte den Raum wie überquellend mit seinem schweigsamen Licht und ließ die Wald- und Wiesennebel in wunderlichen Schwaden über die Erde geistern. Irgendwo schluchzte ein Vogel im Schlaf, und ein Heimchen zirpte im alten Holzgemäuer.

Herr Walther war den mondhellen Nächten hold. Im Zauber dieser silberdurchsponnenen Gegenwart



sann er gerne den süßen vergangenen Tagen nach und den unvergleichlichen Nächten seiner ritterlichen Jugend, da der Mond in sehnsüchtiger Blässe über den Auen der Donau gestanden war. Aber nun, da er ins Land seiner ärmlichen Kindheit pilgerte, zum Hof seiner Väter, wo der wilde Eisack schäumte, sprach der Mond auch von diesen seinen frühesten Knabenjahren zu ihm. Denn auch damals hatte er durch die Zweige der alten Edelkastanie zu dem guten runden Gesellen aufgestarrt und von nächtlichen Abenteuern geträumt und den schweigenden Freund ganz angefüllt mit seiner Sehnsucht. Und nun war es Herrn Walther, als gäbe der Mond ihm alles wieder zurück, das Erfüllte und das Unerfüllte, und ihm schien, als flösse sein Leben wieder nach rückwärts, wie ein Strom zur Quelle, und als sei das alles nur ein Traum gewesen.

Und wie er nun mit sachten Schritten über die Wiese ging, da fühlte er sein Herz bis zum Rande mit Wehmut vollgeflossen, und all seine Wünsche schienen darin ertränkt wie wehrlose Lämmchen im See.

Er war nun zum Rande der Wiese gekommen und sah ins weite Tal des Inn hinab. Er hörte das leise Rauschen des Flusses in der Ferne, und sonst war

alles still. Von weitem sah er längs des Ufers Lagerfeuer blitzen, dort machten sich die Vorhut und die Wachen des Pilgerzuges zu schaffen. Aber hier unten regte sich nichts.

Es war, als hätte der Schlaf als todgewaltiger Zauberer all diese Tausende mit einem Schlag dahingestreckt.

Sie lagen in dunklen Massen auf den Wiesen und Feldern verstreut, im Schatten der Ufergebüsche, um die Stämme der Flurbäume. Wie sie zur Abendstunde sterbensmüde hingebrochen waren, so lagen sie noch dort, wahl- und wunschlos, todstarrem Schlummer hingegeben.

Herr Walther fühlte sich unwiderstehlich den Wiesenpfad hinuntergezogen, von wo er abends gekommen war. Es trieb ihn mit geheimer, schmerzlicher Lust, den unglückseligen Kindern nahe zu sein, ihrem Atem zu lauschen, ihre Träume zu bewachen, ihrem Leben nachzufühlen, ob es noch vorhanden sei. Es war sein wehvoller Wunsch, in all diesem Elend unsäglicher Not mit blutendem Herzen unterzutauchen.

Was ließ ihn also töricht sein? Wie konnte er hoffen, als einzelner hier zu helfen und zu raten?

Schon war er zur Sohle des Tales herabgestiegen und ging nun die schlafenden Reihen der Kinder entlang. Sie lagen in kleinen Gruppen beisammen, eng in ihre Pilgermäntel gehüllt, Körper an Körper gelehnt, die Häupter sich wechselseitig im Schoß, und ihre Kreuze und Pilgerstäbe ragten wie zur drohenden Abwehr aus dem schlummernden Häuflein hilfloser Menschheit hervor.

Zeitweilig schien es Herrn Walther, als schlichen dunkle, gebückte Gestalten wie lauernde Tiere zwischen den Hügeln der Kinder umher, doch er vermochte sich nicht zu sagen, ob es Wächter seien oder Diebe oder von der Kühle der Nacht Erweckte, die nach besserer Schlummerstatt tasteten. Ringsum in seiner Nähe blieb alles ruhig und unbewegt. Nur hin und wieder lallte eines der Kinder im Traum, es rief nach der Mutter und streckte wie hilfesuchend die Arme nach ihr aus. Die Nacht lag schwer und wuchtend auf all diesen Heimatlosen; sie trank mit kühlen Lippen die schauernde Wärme des jungen Bluts und umrankte die bebenden Glieder mit eisigen Armen.

Herr Walther zog den Mantel fester. Ein Zittern überlief ihn, er schloß die Augen und neigte das Haupt zur Erde. Das Mondlicht schien ihm unerträglich, das solch ein Bild beleuchtete. Wie konnte

solches auf Erden möglich sein? Wie konnte fernerhin von minniglichen Frühlingswundern träumen, wie konnte mit verzärtelter Sehnsucht lauschen, ob Blumen mit Klee sich stritten, wie konnte dies, wer also den Vorhang vor der Welt wahrhaftigem Antlitz fortgerissen sah?

Er wandte sich langsam dem Hügel zu und ging den Weg zu seiner Behausung zurück. Bald aber hielt er wieder ein. Es lag ein Baumstrunk am Weg, auf den er sich setzte.

Er sah, das Haupt in die Hand gestützt, voll schmerzlicher Wehmut ins Tal zu den schlafenden Kindern zurück. Nur wenige Stunden noch sollte dieser Frieden dauern, dann würden sie wieder von fanatischen Mönchsfäusten wachgerüttelt werden zur neuen wahnwitzigen Pilgerfahrt, hinaus in den fahlkühlen Tag, sie würden von neuem die fiebernden Herzen sich entzünden mit brünstigem Gebet und ekstatischem Chorgesang, und die wunden Füße würden aufs neue sich quälen bis zur nächsten todmüden Rast.

Nun stand der Mond ganz hoch und lotrecht über dem kleinen Tal, auf dessen Sohle sich die ziehenden Nebel sammelten und leise zu brauen begannen, wie Dünste auf dem Grunde eines ungeheuren Kessels.

In diesem Augenblick nahm Herr Walther etwas Seltsames wahr. Eine schlanke, zierliche Gestalt, eng in den dunklen Pilgermantel gehüllt, hatte sich wie schwebend von der Masse der Kinder losgelöst und wiegte sich nun, den Boden kaum berührend, den Wiesenabhang zu ihm hinauf, wie getragen von den leichten Schwaden der Nacht, wie vom Mond aus der Tiefe emporgerufen.

Herr Walther hielt in höchstem Erstaunen den Atem an. Das wunderliche Kind, es mochte wohl ein Mädchen sein, blieb wenige Schritte vor ihm auf dem Hügel stehen und begann nun ganz sachte im Grase zu tanzen, in einer sonderbaren, landfremden Weise, wie es Herr Walther bisher noch niemals gesehen. Es berührte den Boden kaum mit den Zehen und neigte sich wie ein tänzelnder Falter, wobei es den Kopf im Takte hin und her bewegte. Und plötzlich ließ es den Mantel von den schmalen Schultern gleiten, breitete die dünnen Arme wagrecht von sich und begann sich wie ein Kreisel auf der Spitze des einen Fußes zu drehen, immer das blasse Antlitz mit den geschlossenen Lidern dem Mond entgegenhaltend. Und indes es sich mit unfaßbarer Sicherheit also im Kreise schwang, löste sich das dunkle Haar, das bisher im Nacken gehangen hatte,

und begann, wie ein weitgeblähter Schleier sich auszubreiten und wirbelnd mitzukreisen.

Herrn Walther überkam ein leises Grauen. War hier ein nächtlicher Spuk am Werke? Täuschten ihn seine erhitzten Sinne? Das Mädchen trug ein weißes, reich mit Flitter verziertes Kleid, wie er es oft bei den Tänzerinnen der fahrenden Leute, bei Gauklern und Akrobaten gesehen hatte. Was wollte dieses Kind im Pilgerzug? Oder war es etwa kein menschliches Wesen? War es etwa ein Elbin, ein Nebelgeist, ein Kind des Mondes und der Wiesenfeuchte?

Und siehe, die seltsame Erscheinung wollte nicht zur Ruhe kommen. Oft schien es Herrn Walther, als würde sie die Kraft verlassen, als schlüge das Mädchen im Taumel des unablässigen Drehens schwertrunken zur Erde; sie schien sich aber immer wieder mit neuen Kräften zu erfüllen, und ihr Tanzen ward immer wilder und bacchantischer. Mit einemmal aber brach sie jäh in sich zusammen wie ein durchs Herz geschossenes Reh und streckte sich mit stöhnendem Wehlaut lang im Grase aus.

Herr Walther sprang hinzu und suchte das Mädchen aufzurichten. Sie hatte nunmehr die Augen aufgeschlagen und schaute fremd und starr an ihm vorbei, in den Mond hinauf.

Ihr dunkles Haar hing schwer über seine Arme, ihre zarte, kindliche Brust atmete stürmisch und fieberhaft. Es war ein Mädchen von großer Schönheit, mit länglichem, edelgeformtem Antlitz, mit schweren, dunklen Brauen und feingeschnittenen Lippen, die nun, wie in Fieberhitze geöffnet, die zierlichen weißen Zähne blank hervorschimmern ließen.

Herr Walther hüllte die zarte Gestalt in den Pilgermantel und bettete sie sanft auf seine Knie. Ihm ward gar sonderbar zumut. Von all den tausend Kindern, die im Tale schliefen, war da plötzlich eines zu ihm heraufgeschwebt und lag wie hilfesuchend an seiner Brust.

Er sah in wunderlicher Ergriffenheit auf das seltsame Wesen herab. Als wäre es aus einer andern Welt zu ihm gekommen, ruhte es landfremd und aller Gegenwart unbewußt in seinen Armen, wie eines jener blassen, dunkeläugigen Geschöpfe aus den Märchen des Morgenlandes, von denen die fahrenden Sänger so viel zu künden wußten.

Aber Herrn Walthers Art, das Leben mit klaren Blicken zu schauen, gab ihn bald der Wirklichkeit zurück. Er glaubte sich nicht zu täuschen — er hielt hier ein schwererkranktes, fieberndes Kind in den

Armen, und der Taumel des erhitzten Blutes mochte auch des Mädchens Flucht aus dem Tal und seine seltsamen Tänze verursacht haben. Er sah, wie die schönen Lippen des Kindes sich wirr bewegten, als spräche es in Fieberträumen, und zeitweise schlug es wild mit den Armen herum oder es streckte sich und rang mit ihm, als wollte es seiner Umarmung entfliehen.

Da trug er die leichte, bebende Last mit starken Armen den Hügel hinauf, indes sein langes Schwert im Grase schleifte. Das Haupt des Kindes hing wie leblos herab, der Nachtwind spielte mit seinem Haar. Einmal schien es Herrn Walther, er höre ein Schleichen hinter sich, und es war ihm, als er sich jählings umsah, als ducke sich eine dunkle Gestalt im Grase hinter ihm. Er blieb eine Weile horchend stehen, aber es rührte sich nichts. Da stieg er rasch zur Hütte empor, stieß die Tür mit dem Fuße auf und bettete das Mädchen sachte auf das Lager in der Ecke.

Durchs offene Fenster schien der Mond auf die Diele, aber sein Licht fand nirgends einen Widerglanz, graue Dunkelheit durchspann die Stube. Herr Walther setzte sich ans Kopfende des Bettes und horchte auf den keuchendstarken, unregelmäßigen

Atem des Mädchens, dessen Lippen hin und wieder dumpfe, verworrene Laute entglitten, die er sich nicht zu deuten wußte. Allmählich aber übermannte ihn die Müdigkeit. Er lehnte sich schwer zurück, und seine tiefen, ruhigen Atemzüge mengten sich bald in das Fiebergemurmel der Kranken.

Sechstes Kapitel.

Am frühen Morgen wurde Herr Walther von Dietrich geweckt, der das fremde schlafende Kind erstaunt betrachtete. Herr Walther erklärte ihm, was vorgefallen, und nun holte Dietrich den alten Bauer, der alsogleich ein Tränklein braute und die Füße des fiebernden Kindes mit Essig und Salz zu reiben begann, wobei er wunderliche Sprüche murmelte.

Herr Walther sah seinem Treiben nicht sonderlich getröstet zu. Im Stifte zu St. Georgenberg mochte manch gelehrter heilkundiger Pater sitzen. Ob er Dietrich dorthin um Hilfe senden sollte? Doch hätte dies seine Fahrt verzögert, und die Hilfe schien ihm ungewiß. Auch trug er noch einen leisen Groll im Herzen gegen die Brüder des heiligen Benediktus.

Herr Walther atmete beklommen auf. Es galt nunmehr, die Kühle des Morgens zur Reise zu nützen,

aber nun kam es ihn plötzlich bitter an, dieses junge kindliche Wesen verlassen zu müssen, das sich rätselschwer an sein Mitleid zu klammern begann. Wollte er sich etwa hier verträumen, auf dem Hofe dieses alten Bauern, um eines fremden schönen Kindes willen, das er ein Weilchen im Mondschein tanzen gesehen hatte?

Draußen auf dem Hügel stampften Alnot und Alruna und wicherten in den Morgen hinaus.

Da rief Herr Walther den alten Bauer und reichte ihm etliche Silbermünzen.

„Sorgt mir für das Mägdlein", sprach er. „Ich will in einigen Tagen wiederkommen und nach ihr sehen."

Gleich aber schämte er sich dieser Worte, denn er wußte, er werde nicht wiederkommen. „Sorgt mir für das Kind, so lang es Euer Herz Euch sagt", verbesserte er, und schritt mit einem letzten Blick auf die kleine Kranke aus der Kammer.

Er schwang sich klirrend in den Sattel, und schon begannen die Rößlein zu traben. Sie trabten über den taufeuchten Anger, sie trabten über Blumen und Gras und hatten bald die Straße gegen Inspruck erreicht.

Vom Pilgerzug der Kinder trieben nur hin und

wieder einige Nachzügler daher, in tiefer Erschöpfung und ohne Hast, und es schien, als läge ihnen nicht sonderlich viel daran, die Nachhut zu erreichen.

Herrn Walthers Locken flatterten im Morgenwind. Er atmete befreit und reisemutig auf.

Und als wäre der grelle Tag bemüht, alles Sonderbare und Geheimnisvolle der letzten Stunden von ihm zu lösen, bot sich ihm nun ein Schauspiel, wie es lächerlicher und grotesker nicht gedacht werden konnte.

Es tummelte sich über die Wiese, auf der nachts über die Kreuzzugskinder gelagert hatten, ein Häuflein armseliger Gaukler und Akrobaten, die, ob sie nun gleichfalls die Nacht hier zugebracht hatten oder eben erst hinzu gekommen waren, mit viel Geschrei und absonderlichen Sprüngen ihren morgendlichen Übungen oblagen.

Da bemühte sich der eine, auf einer großen Kugel zu laufen, der andre ging auf den Händen, während ein dritter auf einem zerrissenen Teppich sich mühte, nach rückwärts Kapriolen zu schlagen. Eine flatterhaarige Alte trommelte furienhaft mit einem hölzernen Schlägel auf ein metallenes Becken; ein älterer, vierschrötiger Mann, in vielfarbige Lumpen gekleidet, offenbar der Herr dieser fahrenden Rotte, schwang

eine mächtige Peitsche und trieb im Kreise ein Pferdchen herum, auf dem mit ängstlichem Zähnefletschen eine Meerkatze ritt.

Herr Walther, der wohl wußte, wie zudringlich diese Possenreißer zu betteln pflegten, trachtete eilig vorbei zu kommen; aber ein gellendes Geschrei ließ ihn im selben Augenblick verharren.

Er sah unweit vor sich den verstörten Eremiten, der, immer auf allen Dreien trabend und mit der freien Hand sein Kreuz erhoben haltend, durch die Zeile der gaffenden Bauern gesprungen war und nun den verdutzten Akrobaten mit krächzender Stimme eine tolle, verworrene Predigt zu halten begann:

„O ihr Schwerverruchten, locken euch Zimbal und Schellen mehr als die Worte des Herrn? Ihr dreht euch im Kreise, dessen Mittelpunkt der Teufel ist! Seht, dort hockt er auf dem Rößlein, kyrie eleyson! und fletscht die Zähne und sträubt das Fell. Gleich wird er euch im Nacken sitzen mit Krallengeknirsch, dann möget ihr heulen und wehklagen und Purzelbäume schießen, ihr gottverlassenes Volk, ihr Blasen des Höllenpfuhls, ihr Flitterpuppen des Satans, ihr froschmäulige Possenreißer, ihr glotzäugige Grashüpfer, ihr seelenlose Wänste, ihr schlotterndes Flattergebein!“

Kaum aber hatten die Akrobaten den wortgewaltigen Eremiten erspäht, als sie auch schon unter Jauchzen und Geheul seine wunderliche Bußstellung nachzuäffen begannen und, im Gänsemarsch gereiht, wie traurige Spiegelbilder seiner selbst hinter ihm drein waren, wobei es dem geschändeten Klausner wenig half, ob er sich entrüstet umwandte oder zu fliehen begann, denn mit großer Geschicklichkeit wußten sie stets an ihm zu haften, wie der Schweif am irrenden Kometen, so daß es ein ebenso possierlicher wie gotteslästerlicher Anblick war.

Herr Walther, den der also verhöhnte Einsiedel trotz all seiner Narrheit dauerte, ritt an den Führer der Bande heran und ermahnte ihn, von diesem grausamen Spiel zu lassen.

Dies war nun aber ein Mensch mit ungeselligem Blick, ein schielender Höhnling und Frechdachs, der mit herausfordernden Mienen bald Herrn Walther anstarrte und bald seine Harfe, die, im Tuche verhüllt, aber wohl erkennbar, vorne am Sattel hing.

Herr Walther erblaßte, denn er wußte, was durch dieses Schurken Seele ging. Jene Augen sagten ihm: „Behalte deine Lehren für dich! Du ziehst gleich uns von Ort zu Ort und wartest, wenn auch mit besserer Gebärde, so doch als fahrender Mann gleich

uns, bis des Wirtes Güte dir ein Almosen reicht!"

Herr Walther hatte die Faust am Knauf des Schwertes liegen. Der Augenblick wog ein Schicksal schwer.

Da aber senkte der Mann den Blick, als besänne er sich eines Klügern.

„Gewiß, Herr Ritter!" lächelte er unterwürfig, „wir wollen tun nach Eurem Gebot und das Pfäfflein laufen lassen. Aber ich weiß, Ihr werdet es uns lohnen. Wir sind arme fahrende Leute, Herr, ohne Heimat und Dach, und auch den Fahrenden tut Hunger weh!"

Herr Walther warf ihm eine Münze ins Barett, wofür der Gaukler sich grinsend bedankte.

„Lohn's Euch St. Martinus, aller Fahrenden Vater, Herr!" zischelte er. „Wir wollen Euer Gebot befolgen, doch wird es uns nicht allzu leicht. Hat doch dieses pfäffische Gelichter mit hündischem Trugwort und Ränkespiel uns unsern Liebling geraubt, unserer holden Künste Gipfel und Stern, unsere Mondtänzerin, Herr! Sie tanzte wie keine von der Donau bis zum Rhein, sie war uns kostbarer, als sie an Golde wog, und nun ward sie schmählich berückt von einiger Kreuzzugspfaffen Gesalbe und

einiger betender Jungen Milchgesicht, und ist uns mit dem Kreuzzug entlaufen auf Nimmerwiedersehen!"

Herr Walther starrte dem Manne betroffen ins schiefe Antlitz. So gehörte das Mägdlein, das dort oben in der Bauernhütte lag und fieberte, diesem Unhold an und seinem bettelnden Gelichter?

Sollte er dem Manne nun verraten, was er wußte? Herrn Walther war es in diesem Augenblick, als quölle ihm die Bitternis all seiner eigenen landflüchtigen Not mit schmerzenden Stacheln im Herzen auf. Das schöne verlorene Kind dort oben, es rang vielleicht mit dem Tode. Aber was immer ihm auch geschehen mochte, es konnte nicht schlimmer sein, als diese klägliche Erniedrigung ehrlosen Vagantentums.

Und Herr Walther griff, ohne den Gaukler einer Antwort zu würdigen, unwillig in die Zügel und ritt in scharfem Trab zur Straße zurück, als fürchtete er, sein Schweigen zu brechen. Denn, ob es nun grausam oder gütig war, es schien ihm innerstes Gebot, des Mägdleins Aufenthalt verschweigen zu müssen.

Siebentes Kapitel.

Hatto, der Wächter, stieß von den Zinnen des Berchfrits gewaltig ins Horn, wobei seine wasserblauen Äuglein sich erbarmungswürdig stielten. Er hatte jenseits der Auen seinen Herrn, den edlen Ritter Bartlmä von Lichtenwerde, erkannt, der mit etlichen Jagdknechten vom Pirschgang aus den Waldschluchten des Alpachtales heimkehrte.

Das war es aber nicht, was Hatto erregte. Er hatte an der Seite seines Herrn einige fremde Reiter wahrgenommen, die jener offenbar zu Gast auf die Burg zu laden gewillt war. Nun war es aber strengstes Gebot der Herrin Gutta, Hatto habe mit einem kräftigen Stoß ins Büffelhorn etwaiger Gäste Nahen schon beizeiten zu verkünden.

Frau Gutta liebte nämlich Überraschungen nicht. Wenn auch ihr Hauswesen ein nach allen Tugenden wohl in sich geordnetes war, gab es doch manches

zu verbergen oder ans Licht zu ziehen, womit ein Gast verschont oder auch wieder geehrt werden sollte.

Die fremden Reiter an der Seite des Herrn Bartlmä aber waren: Herr Walther von der Vogelweide, Herr Griffo von Freundsberg und Herr Albert von Wanga, die beiden letzteren schon hochbejahrte, in Ruhm und Würden verwetterte Kriegsleute, deren zahlreiches Gefolge sich dem Jagdtroß des Lichtenwerders angeschlossen hatte. Der Freundsberger war eigentlich kein Fremder hier im Inntal; sein Neffe, der mächtige Ritter Ruprecht, saß auf der uralten Burg Freundsberg ob Schwaz, und auf dem benachbarten prächtigen Schloß Matzen saß er ebenfalls, und er war, wenn man es deutlich nehmen wollte, eigentlich auch der Lehensherr des Lichtenwerders; ihm war eine Reihe von Gemächern auf Burg Lichtenwerde eingeräumt, wo er hausen und nächtigen konnte, wann es ihm beliebte, so daß er Gastlichkeit befehlen und nicht nur erbitten konnte, sehr zum Ärger Frau Guttas.

Noch höherer Verbindungen aber erfreute sich Herr Albert von Wanga; sein Bruder war kein Geringerer, als der mächtigste Mann des südlichen „Landes im Gebirge", der berühmte Bischof von Trient, der mit wuchtiger Faust Kreuz und Schwert zugleich gegen

lampartischen Empörertrotz erhoben hielt, ein treuer deutscher Wardein des Reiches.

Herr Bartlmä wußte also wohl, warum er die beiden würdigen Herren, die er auf der alten Römerstraße ob Reith, von der Jagd heimkehrend, samt dem Vogelweider angetroffen hatte, aufs freundlichste auf sein Heimwesen einlud.

„Seht doch,“ sagte der von Wanga, „Ihr haust hier wie ein Frosch im sichern Pfuhl, von allen Seiten von wachsamen Wässerlein umspült, und braucht Euch nicht die Knie zu verrenken oder das Nasenbein zu schürfen, eh Ihr heimkommt.“

„Da kann der Feind lang saufen, eh er Euch den Graben trocknet“, bestätigte der Freundsberger.

Sie führten diese kriegerischen Reden, als sie eben vom Fergen auf einer Zille über den einen der beiden Arme des rauschenden Inn gesetzt wurden, der damals das felsige Inselchen umfloß, auf dem noch jetzt Burg Lichtenwerde steht.

Aus dem weitgeöffneten Tor sprang nebst einigen Knechten des Lichtenwerders achtjähriges Söhnchen Fasolt. Aber von Knappenzucht und höfischem Drill war noch wenig an ihm zu spüren; er beachtete die Gäste kaum und stürzte mit Geschrei dem Jägertroß und den wild aufheulenden Bracken entgegen.

„Er ist meiner Gattin Gutta einziges Kind“, seufzte Herr Bartlmä, indes die andern vergeblich ein Schmunzeln zu bekämpfen suchten.

Drei weidgerecht aufgebrochene Rehböcke wurden auf überquerten Spießen in den Hof gebracht.

„Ihr werdet sie gut gebrauchen können,“ raunte der Freundsberger Herrn Bartlmä ins Ohr, „seid sparsam oder holt noch anderes heim.“ Und als ihn dieser verwundert ansah, fuhr er fort: „Es geht die Sage, und mein achtbarer Freund, Herr Marschalk Eppo von Angerhaimb, hat es mir bestätigt, daß in diesen Tagen das Wunderbarste in unsern Gauen zusammentreffen wird, was der Herrgott oder der Teufel oder beide zusammen jemals an sündhaft schönen Weibsbildern geschaffen. Mein altes Herz tanzt einen Hoppaldei, sobald ich mir die drei Holdseligsten einträchtiglich beisammen denke. Vernehmt und staunt, es sind — —“

Da brach er jählings ab, denn Frau Gutta stand vor ihm. Sie war eine hagere, düstergewaltig ragende Erscheinung, aus deren schmalem Antlitz das strenge Pflicht- und Arbeitsdasein, das sie zu führen schien, längst alle Spuren mädchenhafter Vorzeiten getilgt hatte. Sie trug über Haupt und Ohren ein farbiges Kopftuch turbanartig aufgewunden, was sie nicht

lieblicher erscheinen ließ. Vom Gürtel hing ihr an Lederriemchen ein ganzes Museum häuslichen Kleinwerkzeuges, nicht etwa Fläschchen mit Wohlgerüchen, oder Kämmchen und Spiegelchen, wie bei anderen vornehmen Damen, wohl aber ein Gebetbuch, eine Spindel, ein Feuerzeug, ein Almosentäschchen, eine Nadelbüchse, ein Flederwisch und ein so ungeheuerer Schlüsselbund, daß man leicht einen Büffel damit hätte erschlagen können.

„Das ist König Laurins Gürtel", flüsterte der von Wanga dem Vogelweider zu, „er verleiht Zwölfmännerkraft."

„Du siehst hier, geliebte Gutta", sprach Herr Bartlmä mit etwas windiger Stimme, „drei werte und berühmte Gäste, wie sie kaum jemals in diesen Hallen beisammen waren, wie sehr wir uns auch seit Anbeginn um liebe Gäste bemühten. Du siehst hier den edlen Kriegsmann Griffo von Freundsberg, Bruder unseres viellieben Herrn. Und hier siehst du Herrn Albert von Wanga, des hochwürdigen Bischofs von Trient Bruder, der in wichtiger Mission aus deutschen Landen heimkehrt. Und hier nun, staune und freue dich, Gutta, siehst du unsern großen Meister, Herrn Walther von der Vogelweide, König über alle Singer, dessen Lieder dir selbst — in unse-

rer Jugend" — setzte er vorsichtig hinzu, „so viel herzliche Freude bereitet hatten."

Frau Gutta war Dame genug, ein gastliches Lichtlein, von dem ihre Seele wenig wußte, in ihren grauen Augen aufblitzen zu lassen. Dafür empfing sie nach höfischer Sitte von jedem ihrer Gäste einen Kuß auf Wangen und Mund.

„Fast säße ich lieber im Wirtshaus zum heiligen Julianus", dachte der von Wanga.

Dagegen war, was sonst den Gästen geboten wurde, dem hausmütterlichen Ruhme Frau Guttas durchaus angemessen. Indes die Knappen und Knechte sich lärmend in der großen Halle verbreiteten, begaben sich die Ritter in die Herrengemächer, wo bald für jeden ein bequemes Hausgewand bereit lag, die jagdliche Rüstung wohltuend zu ersetzen.

Einem Wink seiner Gattin folgend, versammelte Herr Bartlmä seine Gäste zu einem friedlichen Rundblick auf dem Söller, während Frau Gutta die Mägde durch Stube, Küche und Keller wie ein Sturmwind vor sich hertrieb, um den Abendimbiß zu bereiten.

Herr Walther sah mit den andern weit in die prächtige Landschaft hinaus. Zur Rechten und Linken krönte die dämmernden Auen je eine stolze, hochauf-

strebende Burg: des Bischofs von Salzburg trutziges Wachtschloß und Hochgericht über das Zillertal, Kropfsberg geheißen, und drüben, gegen Osten, des Freundsbergers knorrige Feste Matzen. Und inmitten dieser beiden die Wasserburg des Lichtenwerders. Sie ragten wie steinerne Kampfhähne ins Abendrot, die Hälse drohend gestreckt, die Flügel schützend über das Tal gebreitet.

Aber noch höher als diese Trutzwerke aus Menschenhand hatten sich die starrenden Felsenhäupter des Sonnwendgebirges über die blauschwarzen Tannenwände emporgeschoben, und ihnen gegenüber lagen südwärts nicht minder mächtige Alpenkolosse als Hüter und Wächter von Anbeginn über dieses Land.

„Wir sind hier gut beraten", sagte der von Wanga. „Wir Männer und wir Berge wissen für Kaiser und Reich zu stehn. Wir wollen's auch diesmal beweisen, eh' noch Gras zu Heu wird!"

„Ihr scheint manches zu wissen!" lauerte der Freundsberger.

„Davon ein anderes Mal", meinte jener. „Aber das eine will ich euch schon jetzt verraten, eh' noch die Sonne drüben so schön versinkt: Auch der Welfe wird in Bälde versinken, aber minder schön. Wir

brauchen wieder einen Kaiser, der weiß, was deutsch sein heißt."

„Es gehen seltsame Gerüchte an den Höfen um — —," versuchte Herr Bartlmä zu erforschen.

Aber der von Wanga biß nicht an. „Seht doch," antwortete er ausweichend, „wie die Nebel allenthalben um die Weiden geistern. Und wie auch die Felsen da droben glauben müssen, daß kein Tag ohne Ende ist."

Der Hauswirt aber dachte: „Wozu braut mir mein trefflicher Terlaner im Keller, der Sorgenbrecher und Zungenlöser? Beim dritten Humpen hat sich manches schon geklärt."

„Soll man's glauben," lenkte er ab, „von droben, vom Sonnwendjoch, brachte unlängst ein Steinbockjäger einen Bruchstein und etliches Geschiebe mit, worin allerlei Muschel- und Seegetier ganz säuberlich gelagert war, wie ein Säugling im Stroh. Und ein Pater aus St. Georgenberg erklärte, dies seien noch Zeichen aus der großen Sintflut. Gerade zwischen Hochkiß und Seeberg sei Vater Noah auf seiner Arche mit Halleluja durchgeschwommen, und dann habe das fürchterliche Wasser auch die letzten Felsengipfel verschluckt und es sei nichts als ein ungeheures Meer geblieben über allem Land!"

„Die frommen Brüder aus Georgenberg werden es wissen", sagte der Freundsberger ganz ohne Spott. „Sie sind gar hochgelehrt, und in den Büchern steht vieles geschrieben, wovon wir uns nichts träumen lassen."

„Sie behalten aber auch vieles für sich, was dem Volk zu wissen nottäte", versetzte Herr Walther nicht ohne Bitterkeit. Er hatte eben, gegen Abend starrend, an den Kreuzzug der unglücklichen Kinder gedacht. Schon auf dem Heimweg hatten die Ritter davon gesprochen. Und daß alles Land darüber in Staunen und Schrecken versetzt sei. Und Herr Bartlmä hatte erzählt, daß er mehrere der erkrankten Kinder, nicht zum Ergötzen seines Weibes, bei sich aufgenommen habe, „bis sie wieder heimwärts finden könnten". Da dachte Herr Walther an das kranke Mägdlein, das er droben auf den Bergen in der Obhut des Bauern gelassen; aber er sagte nichts davon.

Achtes Kapitel.

Herr Bartlmä hatte sich nicht getäuscht: beim dritten Kruge duftig prickelnden Würzweins wurde der von Wanga gesprächiger. Was alle im Lande geahnt und die Besten erhofft hatten, das war nun Gewißheit geworden: Der junge, herrlich erblühte Hohenstaufer, König Friedrich von Sizilien, war, wie es der Fürsten geheimer Botschaft entsprach, auf dem Wege nach Deutschland, um dem Welfen des Reiches Krone zu entreißen und seiner Väter ruhmreiches Erbe anzutreten.

„Hei, da freut sich mein altes Hohenstaufenherz", rief der Freundsberger und hieb auf den Tisch, daß die Kannen tanzten.

„Nun kommen des Reiches große Tage wieder!" jauchzte Herr Bartlmä. „O Kaiser Rotbart, o Kaiser Heinrich, o Hammer der Erde! Die alte eiserne

Jugend reckt sich wieder. Und wir Männer im Gebirge, die wir jung geblieben, wollen ihm gewaltig helfen."

„Vergeßt nur nicht, uns zu berichten, mit wessen Segen der junge Staufer nach Deutschland fährt!" wandte sich Herr Walther mit umwölkter Stirn an den von Wanga.

„Nun, natürlich mit des Papstes Segen!"

„So sag' ich euch," rief Herr Walther aufspringend, „daß des Papstes Segen dem Reiche zum Fluch geraten wird, wie stets bisher."

„Ihr kräht ja wie ein Unglücksrabe", polterte der von Wanga. „Ob nun der junge Staufer mit des Papstes oder des Teufels Segen kommt, das ist mir einerlei. Er ist uns willkommen, weil er der Staufer ist."

„Es ist der gleiche Papst," rief Herr Walther, „der König Philipp krönte und an Otto den Welfen dachte; der König Otto krönte und nun an Friedrich den Knaben denkt. So treibt er mit des Reiches Königen und Fürsten sein doppelzüngiges Spiel, krönt und bannt, bannt und krönt, und alles in des sanften lieben Heilands Namen, dessen Stellvertreter auf Erden zu nennen er sich erkühnt. Ich sage euch: Wer immer auch des Reiches Krone trägt,

ob Staufer oder Welfe, er wird vom Papst gebannt, weil Herr Innocenz des Reiches Unglück will!"

„Ihr seid wohl etwas scharf", fuhr der Freundsberger dazwischen. „Doch soll uns das nicht wundern. Dient Ihr doch noch König Otto, dem Welfen, den der Bannfluch traf; so steht Ihr, wie es sich ziemt, auf seiten Eures Herrn. Alte Sprüche sagen uns das: Wes Brot man essen will, des Lied soll man auch singen, und mit Fleiße soll man spielen, was er selbst spielt!"

Die Zornesröte in Herrn Walthers Antlitz war einer fahlen Blässe gewichen.

„Ihr irrt Euch," sagte er schwer atmend und gedrückt, „ich diene dem Welfen nicht mehr; das ist vorbei!"

„Ei, ei, wie konnte dies geschehen?" forschte der Freundsberger. „Standet Ihr doch noch vor kurzem, sehr zu unserm Leidwesen, in des welfischen Kaisers Diensten, und nun, da ihm Gefahr von allen Seiten droht, habt Ihr ihn verlassen?"

„Ich bin Euch darüber keine Rechenschaft schuldig," erwiderte Herr Walther schroff. „Und da Ihr Euch wundert, daß ich in des Welfen Diensten stand, so laßt Euch meinen Glauben berichten: Ich diene jedem Kaiser, so lang ich es vermag, weil er der

Kaiser ist; ich liebe Gott und das Deutsche Reich, und ich liebe den Kaiser, weil er zwischen beiden steht, unbekümmert ob er ein Welfe oder ein Staufe ist. Es ziemt uns nicht, am Kaiser zu deuteln. Wer das Reich liebt, liebt auch den Kaiser um des Reiches willen."

„Da Ihr also duldsam geartet seid," meinte der Freundsberger, „weshalb seid Ihr so unversöhnlich gegen den heiligen Vater in Rom?"

„Weil er ein arglistiger Welscher ist, im Gewand des Völkerhirten! Er träumt von des Reiches Zerstörung, denn der Deutschen ruhmreicher Besitz in Welschland ist ihm Ärgernis. Seht Ihr nicht, wie er des Unfriedens giftige Saat im Reiche ausstreut, im Namen des Friedens, den er zu bringen vorgibt? Ihm ist es höchster Triumph, zwei Alemannen unter eine Krone zu bringen. Sie mögen sich zerstören und des lieben Reiches Fluren verwüsten im Bruderkampf, der Papst frohlockt ob seiner Tat und hofft auf sicheren Gewinn."

„Ihr sprecht hier ernste Worte, Herr Walther", vermittelte der von Wanga. „Wir wissen wohl, daß Euer Ohr fürsorglich an des Reiches Herzen lauscht, und Eure Lieder haben oft mehr im Volke vermocht als tausend gepanzerte Ritter. Ihr könnt uns aber

die alte Liebe zum Staufer nicht verargen und die Hoffnung auf des Reiches neue Herrlichkeit. Wir erwarten sie vom Staufer."

„Sie mag wohl kommen, aber es werden Ströme des edelsten Blutes fließen und der Zwietracht wird kein Ende sein. Fast wäre mir lieber, der junge Friedrich käme nicht mit dem Segen des Papstes, sondern mit seinem Fluch; dann wüßten wir, woran wir sind. Jetzt aber wissen wir es nicht."

„So laßt uns hoffen, daß dem jungen Staufer, von dem man wunderbare Dinge meldet, selbst des Papstes Segen nicht schadet!" lachte Herr Bartlmä. Ihm war es zuvörderst um den Frieden im Hause zu tun. Der Würzwein war ein gefährlicher Tropfen; es saßen kleine Teufel darin, die, wenn sie aus den Kannen sprangen, sich leicht in die Haare geraten konnten.

„Habt Ihr nicht", wandte er sich an den Freundsberger, „von drei holdseligen Frauen gesprochen, als wir abends in den Hof ritten? Was ist's mit ihnen?"

„Heiah!" fuhr da der Alte heraus, „wenn uns auch viel Leid am Reiche geschieht, so blüht uns anderswo viel eitel Freude. Wie sagtet Ihr einmal, Herr Walther?

„Ach, wie arm ist der an rechter Freude,
Dem sie nicht vom Weibe wird beschert."

Alsogleich unterbrach ihn der von Wanga, der nun seinerseits Herrn Walther ehren wollte und sagte, seinen Humpen erhebend:

„Für Traurigkeit und trüben Sinn ist nichts so gut,
Als anzuschaun ein schönes Weib mit frohem Mut,
Wenn sie dem Freund aus Herzensgrund zu lächeln
hold geruht."

Da wollte auch Herr Bartlmä in der Ehrung seines Gastes nicht zurückbleiben und ließ nun seinerseits seinen drolligen Baß ertönen:

„Adam und Simson,
David und Salomon,
Die hatten Weisheit viel und Kraft,
Doch zwang sie Weibes Meisterschaft."

Doch irrte er, der Spruch war keineswegs von Herrn Walther. Herr Bartlmä mochte ihn irgend einmal von einem Fahrenden gehört haben. Herr Walther aber bedankte sich auch hiefür mit feinem Lächeln.

So kamen auch hier die Geister der Schönen, Milden, als Friedensbringerinnen, alle Mienen hatten sich freundlich erhellt, und der Freundsberger fuhr nun ungehindert fort:

„Vernehmet, edle Herren, welch Heil diesem Tal

geschehen ist: Die drei Schönsten des Landes trafen hier zusammen und reiten nun auf diesen Wegen, zwischen Burg Amras und meines Bruders Feste, auf der Falkenbeize hin und wieder. Von einer nimmt es uns nicht wunder, sie ist ja hier zu Hause, es ist unseres gnädigen Fürsten, des Grafen von Andechs Gattin, Frau Beatrix, die Rose von Hochburgund. Nun hat sich ihr aber unseres stolzesten Ritters Eheweib als Freundin zugesellt, Frau Uta von Wasserburg, die Gräfin von Tirol. Sie kam, in ihrem Bergwerk zu Hall nach dem Rechten zu sehen, und weilte auf Amras zu Gast, und da scheinen sich fröhlich-zarte Fäden gesponnen zu haben, von denen wir zu des Landes Bestem hoffen wollen, daß sie auch halten. In Frau Utas Gesellschaft befindet sich aber, damit zu den Rosen sich auch die Lilie geselle, des wackern Burggrafen von Säben und Branzoll Tochter, das edle Fräulein Gertrudis von Säben, von dessen Schönheit im Eisacktal alle Harfen erbrausen. Nun sagt mir, ist das nicht zum Tollwerden? Jetzt kommt gelaufen, was Beine hat, und trachtet, des minniglichen Wunders teilhaftig zu werden; die ganze Ritterschaft im Gau ist toll geworden, und der Buhurde, Tjoste und Turniere werden bald so viele sein, daß kein Knochen im Lande heil bleibt!"

„O weh meinen sechzig Jahren!" stöhnte der von Wanga. „Fast könnte es mich gelüsten, einen Speer zu verstechen, ehe ich noch die Dämchen in Wahrheit geschaut; sehe ich sie doch allesamt bereits im Geist vor mir: die glatte Stirn aller Mißwende frei, das rosenfarbene Mündlein, das doch heißblütig zu leuchten weiß mit der Glut des Rubins, der Zähne frisch gefallenen Schnee und, o seligster Traum, inmitten des zarten Antlitzes, auf dem sich Rot und Weiß anmutig streiten, der spiegellichten Augen wonnereichen Schein:

„Nicht zu groß und nicht zu klein,
Leuchtend gleich dem edlen Stein
Der Saphirus wird genannt,
Oder dem, der heißt Jochant."

Der Alte stürzte grimmig seine Kanne in einem einzigen schweren Zuge hinunter, als tränke er alles Glück und Weh seiner Jugend in sich zurück.

„Ihr Sänger seid glückliche Leute," sagte er dann, Herrn Walther die schwere Hand auf die Schulter wuchtend, „ihr wißt zu sagen, wie euch ums Herz ist; wir andern, wir stottern's nur nach!"

„Ich glaube, Ihr seid da zur rechten Zeit gekommen, Herr Walther", meinte der Freundsberger. „Wo so viel Schönheit beisammen weilt, darf der

edle Meister des Minnesangs nicht fehlen. Oder habt Ihr am Ende schon gewußt, was Euch bevorsteht?" Der alte Kriegsmann zwinkerte listig mit seinen weinfrohen Äuglein.

„Ihr irrt, mein werter Herr", versetzte Herr Walther. „Mir steht, so sehr ich auch sonst der viellieben Frauen ergebenster Lehensmann bin, in diesen Tagen nicht der Sinn nach minnigen Liedern und Liebesfahrten. Ich bin auf dem Wege in meine Heimat und, so Gott es will, nach des edlen Patriarchen von Aglei*) Hofe, und möchte endlich Klarheit in mein Leben bringen."

Da brach er aber ab, denn er bedachte sich, daß diese würzweingetränkte Stunde zu näheren Geständnissen nicht geeignet sei.

Schon war Herr Bartlmä, so wenig ihm als Hausherrn der Anfang geziemte, neben seinem Humpen friedlich entschlummert, und auch der von Wanga ließ das Haupt immer schwerer sinken. Da mahnte Herr Walther zum Aufbruch, und es war gut so.

Denn als die Gäste, einander liebreich stützend, sich in die Kammern gefunden hatten und auch Herr Bartlmä in der Kemenate verschwunden war, erschien Frau Gutta im Saale und löschte mit finsterer

*) Aquileja.

Miene die schwelenden Lichter am Kreuzholz, das einsam von der Decke hing. Aber der volle Mond, der eben über den Bergen emporgetaucht war, goß so viel des silbernen Lichtes in den Saal, daß es kaum weniger hell war als vorher. Da gewahrte Frau Gutta das wohlgetroffene Konterfei ihres Gatten an der Wand, wie es ein fahrender Maler vor einem Dutzend Jahren in fröhlichen Farben, mit schützendem Wachs überstrichen, als Dank für längere Unterkunft in tempera gefertigt hatte. Es zeigte Herrn Bartlmä im Kampf mit einem andern Ritter, der aber viel zu klein geraten war und auf dem mächtigen Speer seines Gegners wie ein Fröschlein zappelte. Der Vollmond geisterte Herrn Bartlmä mitten ins breite Antlitz, und seine Augen sahen spöttisch-starr auf Frau Gutta, als wollten sie sagen: Es ist vergeblich, Gutta, ich habe doch mehr an Liebe genossen, als du glaubst.

Neuntes Kapitel.

Was der Freundsberger prophezeit hatte, erfüllte sich aufs lieblichste: am nächsten Vormittag erschien, unter Hattos dröhnendem Horngetute, ein seltsam phantastischer Zug vor den Mauern des Lichtenwerders. Voran ein Junker, der einen Blumenstrauß an seinen Speer gebunden trug und damit wie ein Herold bis dicht ans Ufer heranritt. Und hinter ihm trabte eine bunte, leuchtende Schar von Mädchen und Jünglingen, alle auf edlen, reichgezäumten Tieren, auf den Häuptern fröhliche Feldblumenkränze. Die Pferde trugen lichte Schellen auf Brustriemen und Steigbügel und klingelten damit um die Wette ins silberhelle Gelächter der Mädchen.

„Im Namen meiner hohen Gebieterin, der Herzogin von Dachau und Meranien, Gräfin von Andechs, Pfalzgräfin von Hochburgund!“ begann der Herold mit lauthinschallender Stimme. „Sie läßt dem Lichtenwerder gnädigen Gruß entbieten, jedoch

unter Androhung ihres fürstlichen Zornes kundtun, er möge ohne Säumen den edlen Sänger, Herrn Walther von der Vogelweide, den er sträflicherweise gefangen hält, in Freiheit setzen und auf Gnade oder Ungnade dem Gerichte des Hauses Andechs überliefern."

Die übermütige Schar brach bei dieser Rede in tollen Jubel aus. Am meisten aber lachte der alte Freundsberger auf dem Söller, als er Herrn Walthers verdutztes Antlitz sah. Der Schelm hatte dem Sänger verschwiegen, daß er bereits am vergangenen Abend einen Knappen nach Freundsberg und Matzen gesandt hatte, mit dem eiligen Auftrag, Herrn Walthers Ankunft zu melden und den launigen Rat beizufügen, man möge sich des Sängers und seiner seltenen Kunst mit Güte oder Gewalt bemächtigen.

So wurde nun Herr Walther ohne Gnade ausgeliefert, und es geschah auf so anmutige Weise, daß selbst Frau Gutta ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Man hatte ihm und dem Knappen Dietrich, kaum daß sie die Zille verlassen hatten, mit Blumengerten die Hände gefesselt, und so ritt er nun, umringt von den schönen Mädchen und Knaben, einen Kranz auf dem Haupte, als ein stiller Ge-

fangener aus Herrn Bartlmäs gastlichem Hause. Die Sonne gab einen milden Schein und die Vögel in den Auen sangen einen lieblichen Choral. Und als ginge von Herrn Walthers Herzen eine sanftbezwingende Ruhe aus, war die ganze sommertolle Gesellschaft um ein Merkliches stiller geworden; aber noch gab es der Heiterkeit und des Gekichers genug, und es mag unter dem blauen Himmelszelt selten ein Häuflein wangenroter Jugend gottgefälliger dahingezogen sein, als dieses feine höfische Gemenge von Grazie, Schelmerei und Feierlichkeit.

Herrn Walther war es wie im Traum. Mit den blumenumwundenen Händen lächelnd dahinzureiten, ganz wehrlos diesem warmen Strom von Daseinsfreude und Schönheit hingegeben, war ihm das in seiner Jugend nicht einmal schon geschehen? Oder hatte er nur davon geträumt? Es konnte sich am minneübermütigen Wiener Hofe ereignet haben. Oder hatte er nur gewünscht, es möchte sich einmal begeben?

Und, als sollte nun diese seltsame Stunde mit dem Wunderlichsten gekrönt werden — er sah sich plötzlich dem klaren, süßen Antlitz gegenüber, das die Liebe seiner Jugend gewesen war. Eine bittere, hoffnungslose Jünglingsliebe, und eben deshalb doppelt unvergeßlich! Das waren die gleichen rosig ange-

hauchten Wangen, der gleiche Mund mit den vollen, weichen roten Lippen, die gleichen schalkhaft braunen Augen unter der feingewölbten Braue. Waren es Zauberwesen, die ihn zu dieser Stunde dem Traume seiner Jugend entgegenführten, durch zwanzig schwere Jahre seines Lebens zurück? Da hörte er des Freundsbergers rauhe Stimme an seinem Ohr:

„Hier bringe ich Euch, vieledle Jungfrau, den spröden Sänger von der Vogelweide. Befehlt und ich lege Euch sein trutziges Haupt zu Füßen. Oder wollt Ihr ihn gerädert, geschunden oder gespießt? Wollt Ihr ihn gebraten oder aufs Eis gelegt? Sein Leben hängt an Eurem Lächeln, vielschöne Gräfin Gertrudis!"

Da vernahm Herr Walther ein hell aufschwirrendes Lachen aus den roten Lippen des schönen Wesens, und auch die andern lachten, und da fühlte er, erwachend, daß dies alles kein Traum, sondern Wirklichkeit war.

Vor ihm, auf einem milchweißen Zelter, saß, in ein langes Gewand aus dunkelgrünem Sammet gehüllt, vom irischen Riemen schmiegsam umgürtet, das liebreizend vornehme Fräulein, das so herzlich zu lachen wußte. Den Edelfalken, der ihr auf dem Handschuh hockte, schien dieses Lachen zu verdrießen,

denn er sträubte sein Gefieder und schüttelte unwillig sein drollig aufgeputztes Häubchen.

„So seid Ihr nun, Herr Walther von der Vogelweide, dieser edlen Jungfrau, des Burggrafen von Säben Tochter, ausgeliefert und ihrer Gnade empfohlen“, neckte der Freundsberger mit pathetischer Geste. Dann riß er, den Jagdhut schwingend, seinen Falben jählings herum und sprengte heimwärts. „Nichts für ungut!“ rief er noch lachend zurück.

Herr Walther mit seinen gebundenen Händen sah starr in die goldbraunen Augen des schönen Geschöpfes, und eine lichte Röte wollte aus seinem Antlitz nicht weichen.

„Seid wann betreiben edle Frauen Wegelagerei und fesseln harmlose Sänger und Pilger?“ vermochte er endlich in guter Laune zu sagen. „Ich werde Euch des Landfriedensbruches schuldig verklagen, liebliche Gräfin!“

„Eia,“ lachte das schalkhafte Wesen, „Ihr, Herr Ritter, der Ihr schweren Vergehens bezichtigt hier vor mir erscheint, wollt nun selbst zum Kläger werden? Ei, das macht sich gut!“

Und wieder ertönte ihr goldenes Lachen im Chor der andern.

„Wohl bin ich mir schwerer Vergehen bewußt,“

widerte Herr Walther, „denn ich bin ein sündiger
hrist, den Gottes Milde unverdient durchs Leben
ukeln läßt. Aber gegen edle Frauen weiß ich mich
iner Vergehen schuldig. Ich habe sie mein Leben
ng im Lied gefeiert und aller Welt verkündet, daß
nichts Höheres auf Erden und im Himmel geben
nn, als edler Frauen Minne und Güte."

Über das feine Antlitz der schönen Gertrudis glitt
im Augenblick wie ein Schimmer von Rührung
id Ergriffenheit. Oder war es nur, weil ein paus-
ckiges Sommerwölklein unversehens unter die
onne geraten war? Schon aber lachte sie wieder:
„Ihr habt ein kurzes Gedächtnis für eigene Kunst,
err Walther. Bequemt Euch, ein wenig nachzuden-
n. Habt Ihr nicht bittere Klage gesungen, daß
reue, Recht und Ehre tot sind und keinerlei Erben
nterlassen haben? Habt Ihr nicht getrauert über
erfall der Sitte, über der Minne Niedergang?
abt Ihr Euch nicht erkühnt, zu sagen, es sei der
rauen Schuld, daß die Männer von Tag zu Tage
hlechter würden und daß nur Unsitte noch der
rauen Gunst erringen könne? O pfui, Herr
alter, wie schlecht seid Ihr beraten, bei wem er-
hrt Ihr solch schmähliche Kunde?"

Die Jungfrau hatte diese Rede wohl mit Lachen

begonnen, war aber zusehends immer ernster geworden, und schließlich war es ihr wie schwer verhaltener Ärger um die roten Lippen gehuscht.

War es nun gerade dies, was Herrn Walther seine Zuversicht wiedergab?

Mit höfischer Gebärde erwiderte er: „Wenn alle Frauen Euresgleichen wären, edles Fräulein, so hätte ich niemals die herben Worte gesungen, deren Ihr mich zeiht. Ich leugne nicht, daß Schwermut oft mein Herz umschloß und den Spiegel trübte, der mir die lieben Frauen in früheren Tagen so anbetungswürdig zeigte. Da ich aber meine Schuld reumütig bekenne, will ich mir auch zum Lobe sagen, daß ich die Andacht meiner Jugend niemals verleugnen werde. Ich bin nicht ärmer geworden im Glauben, nur reicher an Erfahrung."

„Dies zeugt schon von besserer Einsicht", lächelte Gertrudis, die wieder sich selbst gewonnen hatte. „Und so wollen wir Gnade für Recht ergehen lassen, im Falle Ihr bereit seid, gelinde Buße auf Euch zu nehmen: Da Euch der Glaube Eurer Jugend nicht verloren ging, Herr Walther, sollt Ihr uns abends drei Lieder aus Eurer Jugend singen, mir selbst zur tiefen Freude, meinen edlen Freundinnen und all den andern zum hohen Ergötzen!"

„Es soll nach Eurem Willen geschehen", sagte Herr Walther in Demut und verneigte sich.

„Diese drei Lieder aber sind", fuhr Gertrudis fort, „zum ersten die lichtfrohe Weise vom Lenz und von den Frauen; Ihr habt sie wohl noch inne, Herr Walther?

Der Mai mit allen Wundergaben
Kann nichts so Wonnigliches haben
Als ihr vielminniglicher Leib.
Wir lassen all die Blumen stehn
Und schaun nur an das schöne Weib.

Zum zweiten den milden, süßen Ton vom Trost im Leide. Ihr wißt wohl noch davon, Herr Walther?

Wer verborgnen Kummer trage,
Denk' an edle Frau'n, so wird ihm Trost zuteil.
Auch gedenk' er froher Tage,
Der Gedanke war noch immerdar mein Heil.

Zum dritten aber das berühmte trutzige Lied vom Mann, der deutsche Frauen noch zu schätzen weiß. Wie geht es wohl, Herr Walther?

Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Schwör' bei Gott ich, daß die Frauen hier
Besser sind als andre Frauen."

Herr Walther starrte großen Auges auf das tapfere schöne Mädchen, das sich hoch im Sattel aufgerichtet hatte und ihm also seine eigenen Weisen ent-

gegensang, klar und kühn, die Blicke nicht von den seinen wendend. Dann aber, als würde sie zu spät der eigenen Vermessenheit inne, neigte sie das erglühende Antlitz tief aufs Gefieder ihres Falken.

„Wie wunderbar!“ rief Herr Walther. „Und das alles ist kein Traum? Sind noch viele Jungfrauen gleich Euch im Lande, die mit meinen Liedern so gut Bescheid wissen? Dann würde ich der Stunde fluchen, da ich dieses Land verließ!“

„Ihr sollt, denke ich, noch Antwort darauf erhalten“, sagte Gertrudis lächelnd. „Doch braucht es nicht zur Stunde zu sein! Nun aber sollt Ihr endlich von Euren Fesseln erlöst werden, Herr Walther. Sehe ich doch dort drüben meine hohen Freundinnen nahen, und ich fürchte, sie könnten mir zürnen, wenn sie erfahren, wie übel ich Euch mitgespielt.“

Indes sich nun zwei Knaben bemühten, Herrn Walthers Hände von den Blumenfesseln zu befreien, tauchten aus dem Grün der Auen zwei vornehme Jägerinnen, von freudetollen Windspielen umsprungen, von Falknern, die auf Hörnern bliesen, und beutetragenden Knechten begleitet. Von beider Schönheit hatte der Freundsberger nicht zu viel gesagt. Das edle fürstliche Antlitz der Gräfin von Hochburgund sah ernst und doch voll Freundlichkeit auf

den Sänger, der sich tief vor ihr verneigte. Die dunklen Feueraugen Frau Utas von Tirol aber huschten belustigt von Herrn Walther auf Gertrudis und, ihr Pferd an das der Freundin drängend, flüsterte sie ihr zu: „So hat mein kleiner Schelm den Vogel eingefangen? Ich denke, wir lassen ihn so bald nicht wieder frei.“

Zehntes Kapitel.

Herr Förtsch von Thurnau, Marschalk des Herzogs von Meranien, und Herr Eppo von Angerhaimb, Marschalk des Grafen von Tirol, jetzt im Hofstaat der Gräfin eine Art von Ruheständler und überflüssiger Berater, hatten am nächsten Morgen, als sie mit den andern heimwärts nach Schloß Amras ritten, ein bedeutsames Zwiegespräch.

„Mir will der Mann nicht recht gefallen," sagte Herr Förtsch, „er stand bisher in des welfischen Kaisers Diensten und will nicht bekennen, weshalb er ihn plötzlich verließ. Und nun, da der junge Staufer durch unsere Berge kommen soll, erscheint auf einmal auch Herr Walther von der Vogelweide! Ihr wißt, es gibt der Welfen manche im Lande, und nicht nur solche, die notgedrungen zu Kaiser Otto halten, wie etwa mein gnädigster Gebieter." — Herr Förtsch hüstelte vornehm — „Bedenkt nun wohl: Kaiser Otto erfuhr es nicht minder als wir, daß der

Staufer über die Alpen will, und wird dabei nicht müßig zusehen wollen; er sendet Leute ins Land, die im welfischen Sinn die Herzen verdrehen und dem jungen Staufer auf den Pässen auflauern. Und nun, Ihr versteht mich, erscheint auf einmal in unsern Tälern Herr Walther von der Vogelweide! Er verdreht unsern Weibern die Köpfe mit seinem Singsang, mit seiner Harfe Klingklang, und macht dabei ein bißchen politischen Stinkstank!"

„Wir wollen ihm auf die Finger sehen", nickte Herr Eppo. „Mir ist diese schmachtende Nachtleuchte ohnehin zuwider. Fährt ihm doch das Herz im Leib herum wie ein Frischling im Sack. Auch an Hochmut läßt er es nicht fehlen. Da ihm gestern, als er zu Ende gekräht hatte und die Frauenzimmer wie besessen waren, der gutmütige Ritter Gerhard Atze seinen alten Mantel als Lohn zuwarf, stieß er ihn mit dem Fuß von sich und würdigte ihn keines Blickes. Was sagt Ihr zu solcher Verstiegenheit?"

„Ei, mein werter Herr Eppo, da seid Ihr aber auf falscher Fährte", lachte Herr Förtsch belustigt. „Ihr glaubt, Herr Atze habe ihm den Mantel aus Mitleid zugeworfen? Er tat's doch nur, um den Vogelweider zu kränken. Wißt Ihr denn nichts von der

jahrelangen Feindschaft der beiden, die noch aus des Thüringers Zeiten datiert? Lacht doch die ganze Ritterschaft von der Etsch bis an den Rhein darüber. Am Hofe zu Eisenach soll Herr Gerhard Atze dem Vogelweider aus Bosheit ein Pferd erschossen haben, und als ihn dieser beim Landgrafen verklagte, soll Herr Atze sich geäußert haben, das Pferd sei einem Gaul verwandt gewesen, der ihm einst den Finger zuschanden gebissen. Daraufhin hat wieder der Vogelweider auf Herrn Atze ein Spottlied gedichtet, worin er seinen Knappen Dietrich beauftragt, in Ermangelung eines Pferdes auf Herrn Atzen selbst zu reiten, und so weiter. Ihr könnt Euch denken, wie erfreut die beiden waren, als sie sich gestern gegenüberstanden. Da hat es sich Herr Atze nicht entgehen lassen, dem Vogelweider die Schmach anzutun, ihm gleich einem fahrenden Vaganten den alten Mantel zuzuwerfen, was ihm allerdings einen scharfen Tadel von seiten unserer rührseligen Gräfinnen eintrug. Ich geb' es zu, die Kränkung ist nicht gering, aber denkt Euch, es sänge einer von Euch, was der Vogelweider von Atze sang: Ihm gehn die Augen um wie einem Affen, und wie ein Göckelhahn ist er beschaffen! Doch seht in Euch doch an, dort hinten reitet er gerade! Es ist zum Totlachen! Man muß

es dem Vogelweider lassen, er hat ihn gut konterfeit!"

Herr Eppo sah sich verstohlen um und hielt sich hierauf die Lenden vor Lachen. Herr Gerhard Atze sah mit seiner ungeheuren, scharf überkrümmten Nase und den wulstigen, seitwärts abhängenden Lippen wahrhaftig aus wie ein mißvergnügtes Vogeltier. Seine kugeligen roten Äuglein kreisten wie Feuerräder und erhöhten noch das Drollige seines Anblicks.

„Also aufgepaßt!" ermahnte Herr Förtsch. „Es muß uns gelingen, des Vogelweiders Hiersein zu erforschen. Zwei alte Diplomaten wie wir zwei, Herr Eppo, haben schon andere Hähne gerupft. Ist denn nicht auch, was sich dort vorne an Gekicher und neuer Freundschaft bei unsern Herrinnen begibt, unser ganz besonderes Werk? Oder wäre es etwa besser, wenn unsere Herren sich in den Haaren lägen? Ich glaube, bei Hofe lebt es sich in Frieden immer noch am besten. Also auf gutes Einvernehmen zwischen Tirol und Andechs!"

Und die beiden würdigen Herren nickten sich befriedigt zu und sahen so stolz darein, als hinge alles Heil der Welt am Runzeln ihrer Brauen.

Es hätte ihnen wenig Freude gemacht, zu hören,

was vorn an der Spitze des stattlichen Reiterzuges die Herzogin zu Frau Uta von Tirol bemerkte.

„Geliebte Uta," sagte sie, „ich zweifle nicht daran, daß dein Ehegespons die Schirmvogtei über die Grafschaft im Eisacktal erhalten wird; er wußte, was er tat, als er im Vorjahre Herrn Bischof Konrad das Sommerschlößchen zu Gufidaun schenkte; das war ein Meisterschachzug, den mein Gemahl versäumt hat. Aber es entschuldigt ihn die Sorge mit den Pflegern in Dachau und Dießen und des Unglücks langer Schatten, den Kaiser Philipps Ermordung auf meine armen Schwäger Eckbert und Heinrich warf. Auch glaubte er sich auf seinen Marschall verlassen zu können, aber Herr Förtsch von Thurnau ist, mit Verlaub zu sagen, in solchen Dingen ein Schaf."

„Wenn es dir ein Trost ist, teure Freundin," erwiderte Frau Uta mit verbindlichem Lächeln, „so bin ich bereit, unsern Herrn Eppo von Angerhaimb ebenfalls so zu bezeichnen, denn er war es, der meinem Gemahl von der Schenkung des Schlößchens Summersberg dringend abriet. Er meinte, es könnte das gute Einvernehmen mit deinem Gatten stören!"

„Gerade dies meinte Herr Förtsch auch", sagte Frau Beatrix, und die beiden hohen Damen schüttelten sich vor Lachen wie zwei Sommervögel.

Herr Walther ritt an der Seite des jungen Fräuleins von Säben, und ihm war, als sei er wieder in seiner Jugend, und als sei alles Leid seines späteren Lebens nur ein dumpfer Wahn gewesen. Er hatte nachts nur wenig geschlafen, denn alte Träume hatten ihn heimgesucht, das Glück und Weh vergangener Jugendtage war wieder auferstanden und sah ihn lächelnd an mit hellen, goldbraunen Augen. Nun ließ ihn die brennende Frage nicht länger ruh'n.

„Verzeiht, vieledles Fräulein," wagte er endlich zu sagen, „Euer Anblick hat mir ein Bild aus vergangenen Zeiten so lebhaft vor Augen gebracht, daß ich bald an ein Wunder zu glauben geneigt bin."

„Ei wie?" meinte Gertrudis, und zog verwundert die Brauen hoch.

„Ich kannte in meinen Jugendtagen am Hofe zu Wien ein vornehmes Fräulein, das hieß Gertrudis, wie Ihr. Das wäre nun nichts Sonderbares, aber das Seltsame ist: sie sah Euch, edle Gräfin, so wunderbar ähnlich, daß ich glauben könnte, es sei ihr Geist, der mir in Eurer Gestalt entgegentritt. Denn ihre Tochter könnt Ihr doch nicht sein; mir ist bekannt, daß sie sich wohl vermählte, aber in jungen Jahren und ohne Kinder starb."

„Wie nannte sich ihr Gemahl?" fragte Gertrudis.

„Herr Reginbert von Kreutzenstein."

„Dann seid Ihr falsch unterrichtet", versetzte Gertrudis und schaute ruhig vor sich hin. „Jene Frau ist wohl in jungen Jahren gestorben, aber früher noch starb ihr Gemahl, Herr Reginbert, und nach Jahresfrist vermählte sie sich dem edlen Burggrafen von Säben. Ihr seht also," setzte sie lächelnd hinzu, „ich bin nicht meiner guten Mutter Geist, ich bin es selbst, Gertrudis, ihre Tochter!"

Herr Walther schwieg ergriffen still. So war, die hier in ihrer sanften Jugendlichkeit neben ihm den Sommertag durchritt, das Kind jenes herrlichen, unvergeßlichen Wesens, dem seine erste süßschmerzliche Liebe gegolten hatte?

Eine Liebe, die so töricht war, wie sie nur ein Minnesinger verschwenden konnte; eine Liebe, so unerreichbar jeder Gewährung, wie der Venusstern am Himmel dem Pfeil des Jägers; eine Liebe, die sich in glühend verträumten Liedern, Wahnweisen, erging, und mit zwanzigjährigem Jünglingstrotz das Kühnste zu erringen glaubte, bis sie wieder in Hoffnungslosigkeit zusammenbrach und die wehen Worte sang:

> Herrin, nun besinne
> Dich, ob ich dir irgend wert noch sei.
> Eines Teiles Minne

Frommt nicht, ist die andre nicht dabei.
Minne taugt nicht einsam,
Sie muß sein gemeinsam,
So gemeinsam, daß sie beide
Herzen eint, die nichts hinfürder scheide.

„Ihr träumt, Herr Walther!" Er hörte Gertrudis weiche Stimme neben sich. „Nun seid auch Ihr mir neue Märe schuldig. Ihr kanntet meine Mutter. Ach, sagt mir doch von ihr!"

Aus des Mädchens goldhellen Augen huschte ein Blitzlein Übermut, gleich aber wurden sie wieder ernst.

„Ich sah das edle Fräulein am sangesfrohen Hofe Herzog Heinrichs von Mödling," erwiderte Herr Walter ausweichend, „in jenen vornehmen, glücklichen Tagen, da Frau Maße noch herrschte in Tanz und Spiel, da mein geliebter Meister Reinmar noch in hohen Ehren stund und wälsches Wesen und Dörperweisen bei Hof noch nicht gefielen."

„Ihr sprechet von Zeit und Ort. Erzählt mir von der Mutter."

„Von ihrer Zier und Tugend ward bei Hofe viel gesungen. Hat ihr doch Herr Reinmar selbst ein prächtiges Lied geweiht, wodurch ihre Schönheit unsterblich wurde."

„Nur Reinmar allein?"

„Es waren unser viele, die damals an des Baben-

bergers gastlicher Stätte sangen. Da waren des Herrschers Hände noch milde geöffnet, den Sängern wurde noch Ehrung, die ihnen gebührte. Es war eine hohe, glückliche Zeit."

„Nun sprecht Ihr wieder von der Zeit. Erzählt mir von der Mutter."

„Es gab kein schöneres Fräulein im ganzen Gefolge der Herzogin Richsa von Böhmen. Wen ihr Auge traf, der ward für viele Tage selig. Gesunde wurden krank, und Kranke wurden gesund. Ritt sie durch Wald und Heide und ließ ihr Lachen ertönen, so sprangen Rosen aus allen Büschen hervor."

Gertrudis atmete tief und sah nun selbst ein Weilchen schweigend vor sich nieder. Dann sagte sie:

„Und war es nur ihre Schöne allein, die also gepriesen wurde?"

„Man sang nicht minder auch von ihrer Güte und höfischen Zucht. Sie war des Lesens kundig und schrieb die vertrauten Briefe der Herzogin. Auch wußte sie in welscher Weise zu fiedeln und auf Leier und Harfe zu spielen wie kaum eine zweite bei Hofe."

„Das hat wohl Leuthold von ihr geerbt", unterbrach ihn Gertrudis.

„Ist Leuthold Euer Bruder, edle Gräfin?"

„Er zählt jetzt vierzehn Jahre, meine Mutter starb nach seiner Geburt. O wenn Ihr wüßtet, Meister Walther, wie innig Leuthold an Euch hängt! Wohl ist er mit vieler alter und neuer Sänger Art vertraut, doch Eurer Weisen kristallene Führung und reiner Gehalt bedeuten ihm das Höchste, was edler deutscher Minnesang vollbringen kann. Nun aber wißt Ihr auch, warum ich es wagte, Euch im Namen der Fürstin so kühnlich verhaften zu lassen. Ich dachte mir, du mußt dich des lieben Meisters bemächtigen um deines Bruders willen. Es ist mir wohlbekannt, daß Ihr, Herr Walther, auf dem Wege in Eure Heimat seid, und Ihr wißt wohl selbst, daß des Säbeners Burg nicht fern von Eurem Vaterhaus steht. Da müßt Ihr nun bei uns zu Gaste bleiben, Herr Walther!"

Gertrudis sah ihn bittend an, und es huschte wieder ein schalkhaftes Leuchten über ihr Antlitz, als wüßte sie bereits, Herr Walther könne ihr nichts verweigern.

Das kann wohl Freude sein für einen Mann, der nach langen Jahren in die Heimat will und nun vernimmt, wie liebreich sie ihm selbst entgegenkommt. Fast schien ihm dies der schönste Lohn für zwanzigjährige Sängermühe.

Herrn Walthers Wesen war nicht frei von Stolz, doch war's ein Stolz von jener Art, die keineswegs nach außen funkelt, sondern ordnend und befreiend nach innen strahlt und dem guten Mann in der Stille sagt, daß er guter Seide wert ist. Das Lob der Kaiser und Könige in aller Welt konnte Herrn Walther nicht tiefer erfreuen, als zu wissen, wie gut man in der Heimat von ihm dachte. Des Säbeners kühn ragende Burg war ihm wohl vertraut, und oft hatte er als Knabe von den Höhen des Layener Rieds auf die leuchtenden Mauern hinübergestarrt, indes tief unter ihm durch die dunkle Klause der ungestüme Eisack seine Schaumrosse mit wilder Sehnsucht nach dem Süden trieb. Das stolze, uralte Bischofsnest saß wie ein Märchen dort oben auf dem Römerfelsen, und die trotzigen Burggrafen und vornehm-bleichen Frauen, die zuweilen auf den reichgeschmückten Pferden ins Tal hinunterstoben, schienen ihm wie lichte Wesen aus einer fremden, unerreichbaren Welt. So oft sein Vater, der dürftige, aber freistolze Landmann vom Vogelweiderhof. ihn hinter solchem Sinnen ertappte, spannte er ihn für einer Stunde Dauer zu den Rindern an den Pflug, um ihm also die fürs Leben nötige Härte beizubringen. So war der Knabe trotz seiner Freiheit

ärmer als jeder der unfreien Hörigen und Ministerialen, die in des Säbeners Diensten standen. Und er war nicht minder arm, als er einige Jahre später aus der Brixner Stiftsschule entfloh, mit dem tollen Plan, sich als fahrender Sänger durchzuschlagen.

An all das dachte nun Herr Walther, und dachte, wie sich nunmehr die kühnsten Träume seiner Kindheit erfüllen wollten: nun war er es selbst, der an der Seite des lieblichsten Wesens den steilen Burgpfad hinaufritt, und des edlen Burggrafen einziger Sproß verehrte ihn als seinen Meister. Und aus Herrn Walthers stolz-demütiger Seele quoll ein heißer Dank zu seinem Gott empor: Ich danke dir, mein Gott, daß du die Träume des Knaben nicht eitel nanntest und dem Manne die Kraft gabst, sein Leben so zu gestalten, wie es ihm von Anfang an versprochen war; träumt doch keine Blüte von anderer Frucht, als ihr zu werden bestimmt ist. Aber Gottes Segen muß dabei sein.

Da Herr Walther also mit seinem Schöpfer sprach, vergaß er in seinem dankbaren Herzen all die leidvollen Tage, die Schmach der Unrast, die Qualen der Unzulänglichkeit, den Jammer seiner Wanderschaft, den Hohn der Unverständigen, vergaß er selbst des lieben Deutschen Reiches schwere Not.

Und da nun alle Bitternis aus seiner Seele entflohen war, und überall Licht war, außen und innen, fiel es ihm doch wieder schwer aufs Herz, daß er um jener Bitternis willen das kleine fremde Mädchen allein bei den Bauern gelassen. Und er erzählte Gertrudis von seinem seltsamen Abenteuer, die nicht wenig darüber erschrak und eilends zwei Boten mit einer Sänfte nach jenem Bauernhof zurücksandte. Aber die Leute sagten, als sie heimkehrten, es wären wandernde Gaukler auf den Hof gekommen, die hätten das Kind ihr eigen genannt und eilig mit sich fortgeführt.

Elftes Kapitel.

Auf Schloß Amras wurde nach französischer Sitte paarweise gespeist, ein Brauch, den Frau Beatrix aus Hochburgund ins Inntal verpflanzt hatte. Je zwei der Gäste, ein Ritter und eine Dame, saßen vor einem Teller und tranken aus einem Becher, wobei es dem weiblichen Teil, als dem erfahreneren, oblag, die Speisen zu richten und vorzuschneiden. Um aber Willkürlichkeiten hintanzuhalten oder etwaige unerlaubte Herzensbündnisse nicht allzu offenkundig werden zu lassen, wurde die Sitzordnung durch das Los entschieden. So kam es, daß Frau Uta von Tirol neben Herrn Gerhard Atze saß, worüber sie sich, trotz des trübseligen Ritters etwas unappetitlicher Erscheinung, königlich amüsierte und sich im übrigen vornahm, Herrn Walther von der Vogelweide, ihren Nachbar zur Rechten, zu ernsteren Gesprächen heranzuziehen. Herr Walther hatte eine ältere Hofdame, Frau Marina Supan, zu

Tische geführt, deren Gemahl, Herr Heinrich Supan, einst Erzieher des jungen Grafen von Tirol gewesen. Die würdige Dame glaubte nunmehr ähnliche Pflichten an der jungen Frau Uta üben zu müssen, was diese sich wohlgelaunt gefallen ließ.

Gertrudis hatte sich Herrn Eppo von Angerhaimb gelost, der die Wärme ihrer Jugend sich wohlig über sein altes Sündergesicht ergießen ließ und verliebte Augen machte. So oft sein Blick hingegen auf Herrn Walther fiel, begann er ärgerlich die Stirn zu runzeln. Des Minnesingers Anwesenheit an dieser erlauchten Tafel behagte ihm nicht. Dies schien auch Herrn Förtsch von Thurnaus Meinung zu sein, mit dem er sich früher in dieser Frage verständigt hatte. „So geht es," hatte Herr Förtsch gemeint, „wenn unser edler Herr in Sorgen der Verwaltung verreist ist und wenn die Damen zur Regierung gelangen. Dann darf alles, was sich Ritter nennt, zur Tafel drängen, und wenn's auch nur ein windiger Harfenklimperer ist, wie dieser Vogelweider. Aber heute wollen wir ihm scharf zusetzen, damit er Farbe bekennt."

Es traten nun, eh' das Gastmahl begann, drei vornehme Knaben ein, welche Becken, Wasserkannen und zartes Linnen trugen und den Gästen die Hände

bespülten. „Seht Euch dort den einen an," flüsterte Frau Uta Herrn Walther zu, „das ist der tumbste Knabe, der mir je begegnet ist. Es ist jener da drüben, der unserer Herzogin soeben das Wasser reicht. Ihr werdet gleich wahrnehmen, wie er mit dem Becken hinausläuft und der nächsten Dame in einem frischen Gefäß das Wasser bietet. Mir fiel das etliche Male auf, ich schlich ihm unlängst nach und — was glaubt Ihr, was ich sah? Das törichte Kind, das offenbar in seine Herrin närrisch verliebt ist, füllt sich mit dem Wasser, das ihre Hände bespülte, ein Becherlein und trinkt daraus. Ist das nicht drollig?"

„Ein vielversprechender Chevalier," bestätigte Herr Walther belustigt und besah sich den tollen Knaben. Er war von edelschlanker Gestalt und höfischem Wesen, nur entstellte ihn eine bösgespaltene Unterlippe.

„Mich dauert der Knabe," fuhr Gräfin Uta fort, „und ich hüte mich, Beatrix von meiner Entdeckung zu sagen, denn sie könnte ihm ernstlich zürnen. Er stammt aus einem der edelsten Geschlechter der Steiermark, sein Vater sandte ihn hierher, damit er Courtoisie erlerne. Er nennt sich Ulrich von Lichtenstein."

„Vor Jahren war ich selbst auf des Lichtensteiners Burg zu Gaste“, sagte Herr Walther. „Es ist ein stolzes, sangeskundiges Geschlecht.“

„Das scheint der junge Ulrich nicht zu verleugnen,“ meinte Frau Uta. „Wo immer er eine Geige erwischt, fiedelt er darauf, besonders gern des Nachts, im Mondschein auf den Zinnen, wo er mit den Katern um die Wette singt. Dabei sind alle seine Lieder so voll inbrünstiger Leidenschaft, daß wir noch Schauermären erleben werden, sobald der Knabe einmal das Schwert erhält. Mir bangt um Beatrix, denn ihre stille, hohe Natur fühlt sich leicht gekränkt und belästigt.“

„Das Leben wird ihn bald zu Frau Maße zurückführen“, sagte Herr Walther.

„Den da kaum“, erwiderte die kluge Dame, und schüttelte ihre dunklen Locken. Ein Edelknabe hatte ihr kniend das silberne Waschbecken gereicht, und Herrn Gerhard Atzen kam es zu, ihr die langen Prunkärmel dabei in die Höhe zu halten. Er tat es aber so ungeschickt, daß ihm einer der Ärmel ins Wasser entglitt, wofür der verlegene Ritter einen vernichtenden Blick erhielt und ein Wörtlein ins Ohr, das er niemandem weiter vertraute.

Nun erschien unter Trommelschall der Truchseß,

den Stab in der Hand, und hinter ihm eine Reihe von Hofknaben, die das Essen auftrugen. Andere schenkten aus kostbaren Krügen feurigen Ungarwein, den Frau Beatrix besonders liebte; ihre Schwägerin Gertrud, Königin von Ungarn, pflegte alljährlich etliche Fäßlein zu senden, und heuer waren sie doppelt willkommen, denn der böse Winter des Jahres 1211 hatte den Weinbergen in deutschen Landen übel mitgespielt.

Aus Frau Utas fröhlichem Antlitz wollte ein schalkhaftes Lächeln nicht weichen, von dessen tieferer Ursache nur die Herzogin wußte. Die beiden hohen Damen hatten sich bereits am Vormittag ein besonderes Späßlein ausgedacht, das nicht ganz ohne Grausamkeit, aber eben deshalb um so vielversprechender war. Es hatte sich vormittags auf Burg Amras in Begleitung zweier Diener ein sonderbarer Geselle eingefunden, der, aufgeputzt wie ein Jahrmarktsaffe, unter Trompetengeschmetter verkünden ließ, er sei ein weltberühmter fahrender Sänger, allerorts als der „schöne Spielmann" bekannt, und wäre nicht abgeneigt, eine Probe seiner großen Kunst bei Tische zum besten zu geben. Sofort saß Frau Uta der Schelm im Nacken, und sie beschloß, dem Laffen, der sie ärgerte, einen Possen zu spielen und

zugleich auch Herrn Walther ein wenig zu necken. Sie verständigte sich mit Frau Beatrix und ließ dem Fahrenden sagen, man werde nicht versäumen, seinem weltberühmten Sange zu lauschen. Doch würden auf Verlangen der Herzogin einige Lieder des Herrn Walther von der Vogelweide besonders gerne gehört. Damit war nun das armselige Singerlein gerne einverstanden und vergaß nicht, zu erwidern, es gäbe keinen Spielmann in deutschen Landen, der Herrn Walthers Lieder besser vorzutragen wüßte, als er. Indessen verbot Frau Beatrix allen Leuten auf Amras, dem Fahrenden Herrn Walthers Anwesenheit zu verraten.

So geschah es nun, daß, als eben das Wildpret und Geflügel abgetragen und allerlei gewürzreiche Knusperigkeiten, wie man sie damals liebte, von den Pagen herumgereicht wurden, mit viel Lärm und Geräusper der „schöne Spielmann" eintrat. Er ging gespreizt wie ein Pfau, verbeugte sich mehrmals vor der Herzogin mit dem Selbstgefühl eines Grandseigneurs und nahm dann seinen beiden Dienern die Harfe und den rotseidenen Sängermantel ab, die sie mit drolliger Demut ihm hatten nachtragen müssen.

Die Gäste konnten sich eines Lächelns nicht er-

wehren. Nur Herr Förtsch sah finster drein und meinte zu seiner Dame:

„Ich finde, da hätten wir schon früher zu lachen beginnen können. Es ist doch einer wie der andere.“

Auch Herr Walther musterte die geckenhafte Erscheinung. Ihm war diese lächerlich traurige Sorte nicht unbekannt. Im Maße, als der ernsthaften, wahrhaft berufenen Singer immer weniger wurden, tauchten allerorten solche kläglichen Nachäffer und Dilettanten auf, die nach außen hin durch allerlei Modetorheiten ersetzen wollten, was sie innerlich nicht besaßen. So hatte auch dieses armselige Sängerwesen in keck eitler Weise sich herausgeputzt; es trug ein grasgrünes Röcklein, eine gelbe Hose, rote Schuhe, und hatte sich ein Barettlein mit einem ungeheuren Wust aus roten Federn aufgesetzt, womit es bei jedem Schritte feierlich wie ein Krönungspferd wackelte.

Sogleich begann das Stutzerlein seine Geige zu streichen und Herrn Walthers unsäglich schönes Liedchen „Unter der Linde“ zu singen, nicht ohne technisches Geschick, aber auf so herzlos gezierte, kalte Weise, daß es empörend und lächerlich zugleich war. Die süßverfängliche Stelle von den Spuren im Rosenbett unter der Linde, die, keuschester Anmut

voll, so viel Unsagbares erraten läßt, ward von dem Kerl in frecher Weise, die offenbar seine Kühnheit bezeugen sollte, hervorgezerrt, so daß das holde, zarte Liedchen nun verwüstet und zerzaust dalag, wie ein Rosengärtlein, darin der Bock als Pfleger gehaust. Und das frühlingjauchzende und doch so zitternd verschämte „Tandaradei!“ gab er also brüllend zum besten, als gälte es ein Feurjo in einer Scheune um Mitternacht.

Trotz alledem war Herr Walther dem traurigen Landfahrer nicht böse. Er sah durch Unvermögen und Aufgeblasenheit die Not des Mannes und sein klägliches Narrenschicksal. Als daher Frau Beatrix, nachdem der Sänger zu Ende war, Herrn Walther mit lauter Stimme fragte, ob ihm das Spiel und die Führung des Tones gefallen, erwiderte er schonend, es sei im ganzen so übel nicht, nur fehle ein tieferes Eingehen auf die besonderen Absichten des Vogelweiders, der wohl, wenn er es hörte, gegen Mancherlei Einsprache erheben würde, so daß z. B. die Weise einen Ton tiefer gespielt werden müsse, und anderes auch.

Das war nun aber dem „schönen Spielmann“ gar nicht recht und ließ ihn mit herausfordernd trotzigen Worten Herrn Walther bedeuten, es gäbe kaum einen

Sänger im Reich, der es wagen dürfe, seinen Ton zu kritisieren. Darauf erhob sich eine allgemeine Fröhlichkeit, und man ließ den Spielmann ein anderes Lied des Vogelweiders, die köstliche Weise vom „roten Mund, der so lieblich mir lachet", zum besten geben. Aber er sang sie womöglich noch schlechter. Und als nun Herr Walther auf Verlangen der Herzogin sich auch diesmal, und zwar in schärferer Art, dagegen äußerte, wurde das Singerlein wild und erklärte, der Vogelweider selbst habe ihn die Weise solcherart gelehrt und ihm oft gesagt, er sei der einzige Sänger im Reiche, den er beneide, denn er habe den Lehrer selbst übertroffen und stehe nunmehr hoch über all den anderen Liedkundigen, wie voller Weizen über tauber Spreu.

Nun aber sah die tolle Frau Uta ihren Augenblick gekommen. Sie ließ dem armen Tropf bedeuten, Herr Walther sei es selbst gewesen, der mit ihm gesprochen, worauf das entsetzte Minnerlein, sich hastig umwendend, unter höllischem Gelächter der Gäste mit der Behendigkeit eines Wiesels aus dem Saal verschwand.

Draußen nahmen ihn auf Gebot der Herzogin zwei Knechte in Empfang, die ihm aber nicht etwa die wohlverdiente Tracht Prügel versetzten, sondern

ihn und seine Genossen ins Gesindezimmer führten, wo sie, wie Frau Beatrix es wünschte, von den Resten des Mahles und dazu einen großen Krug Wein erhielten, so daß der „schöne Spielmann" bald sein Leid vergaß und nunmehr, von gaffenden Knechten und Mägden umringt, seine wackere Kunst vor dem minderen Volke unverdrossen weiterübte.

Nun galt es, nachdem die Heiterkeit der Gäste sich wieder verlaufen hatte, Ersatz für den entflohenen Musikanten zu schaffen. Es zeugte vom feinen Takt der Herzogin, daß sie nicht etwa Herrn Walther zum Liede befehlen ließ, sondern Gertrudis bat, aus des lieben Meisters Hartmann von der Aue grausam ungeheuerlichem und doch so kindlich rührendem Epos „Gregorius" vorzulesen. Schon hatte auch ein Höfling den schweren, reichverzierten Pergamentband vor Gertrudis hingestellt, und die Herzogin sagte:

„Lies nun, Liebste, den siebenten Sang von des guten Sünders gnadenvoller Buße!"

Da begann Gertrudis zu lesen und verfolgte dabei mit dem schlanken Finger, dessen Näglein wie rosiges Glas erglänzte, Zeile für Zeile bedachtsam und ohne zu stocken. Man hatte ihr einen der kostbaren Tischleuchter nahe geschoben und nun ergoß sich das Licht von den weißen Blättern auf ihr liebliches Gesicht

und gab ihm einen sanften, wundermilden Schein, der durch den warmfunkelnden Glanz des goldenen Stirnreifs noch erhöht wurde. Sie las vom grauenhaften Sünder Gregorius, dem fluchbeladenen Kinde verbrecherischer Geschwisterliebe, der, zum heldenhaften Ritter erwachsen, ohne es zu ahnen seine eigene Mutter ehelicht. Und als Gregorius des Entsetzlichen inne wird, begibt er sich in eine wilde Einsamkeit, läßt sich auf einem Felsblock festschmieden und verbringt dort siebzehn Jahre bei Reif und Schnee, im Sturmwind und bei Regen. Dann aber hat ihn Gott der Sünde ledig erkannt, Gregorius ist indessen ein heiliger Mann geworden, er wird befreit und zum Papst gewählt.

Dies alles, so ungeheuerlich es war, las Gertrudis mit ihrer lieben weichen Stimme, so demutsvoll ergeben in die Tragik des Geschehens, als wöge es vor Gott nicht schwerer als der Flug eines Falters an einem schönen Sommertag.

Herr Walther sah in tiefer Bewegung auf das zarte, lichtumflossene Haupt des Mädchens und wünschte, die schöne, weltentrückte Stunde käme nie zu Ende. So hatte auch ihre Mutter einst am Hofe des Mödlingers aus Meister Veldekes „Eneide" gelesen, und es war die gleiche Stille im Saal und

das gleiche Staunen über die Wunder, die frauenhafter Liebreiz vermag.

Die Herzogin und Frau Uta umarmten und küßten Gertrudis, und nun erwachte auch wieder das fröhlichlaute Treiben im Saal. Die Schenken erschienen mit frischgefüllten Kannen und des Herzogs Spielleute intonierten auf Hollerflöten und Swegelpfeifen einen zierlichen Reigen. Was jung im Saale war, dachte an den Tanz. Aber noch wollten die älteren Herren vom Weine nicht fort. Besonders Herr Eppo und Herr Förtsch hatten, sich gegenseitig erhitzend, eine Art von Trinkturnier begonnen, wobei sie sich mit „Avoi" und „Hurta Hurta" so grimmig zusetzten, daß sich bald ein Kreis spöttisch lächelnder Junker um sie versammelte. Das erboste aber die beiden trinkseligen Kämpen, und im Drange, sich Luft zu machen, suchten sie nach einem Opfer für ihr erbittertes Gemüt. Das fanden sie bald in Herrn Walther, der so unvorsichtig war, ein wenig mitzulachen.

„Ihr dort, Herr Walther von der Vogelscheuche", schrie allsogleich Herr Förtsch, „Ihr tätet wahrlich klüger, in Sorge Eures Lehensherrn zu gedenken, den Ihr verließet, man weiß nicht, warum!"

Herr Walther starrte erschrocken in des Marschalks weinrotes Antlitz. Scham und Empörung kämpften

heiß in ihm und schon holte er zu harter Gegenrede aus, als ihn ein Blick aus Gertrudis' angstvollen Augen traf, der ihm Würde und Besinnung zurückgab.

„Ich dachte, Ihr wüßtet des Gastes Empfindlichkeit in besserer Weise zu schonen, Herr Marschalk", sagte er mit bitterem Lächeln.

Aber seine Ruhe entflammte des andern Wut noch mehr.

„Bei des Kaisers scharlakenen Hosen!" schrie Herr Förtsch, „ich weiß die Gästlein zu ehren, wie sie's verdienen, mein werter Herr Sänger. Auch liebe ich, daß der Gästlein Gemüt untrüglich fließt wie ein reiner Quell und daß sie redlicher Absicht sind und offen sagen, was sie herführt!"

Herr Walther war erbittert aufgesprungen. „Eure Rede bedeutet Schmach, Herr Marschalk," rief er, „doch fällt sie grimmig auf Euch selbst zurück. Wer andern leicht mißtraut, dem fehlt wohl selbst der Glaube an das Gute!"

Herr Förtsch fuhr schäumend empor und rief nach seinem Schwert. Doch allsogleich fiel der Schwerbezechte mit Gekrache wieder in den Faltestuhl zurück und wurde nun auf einen Wink der Herzogin, immer noch wüste Schimpfworte lallend, von einigen Dienern aus dem Saal geführt.

„So endet er häufig,“ sagte Frau Uta. „Nehmt Euch, Herr Walther, seine tumbtollen Reden nicht allzu tief zu Herzen! Er schämt sich ihrer morgen selbst.“

„Es schmerzt mich nur,“ versetzte Herr Walther, „daß es in edler Frauen Gegenwart geschah!“

„Die Herzogin wünscht Euch morgen nach dem Frühmahl zu sprechen“, sagte Frau Uta und nickte Herrn Walther freundlich zu. Dann folgte sie den andern Frauen, die den Saal bereits verlassen hatten.

Zwölftes Kapitel.

Am andern Morgen, zur Zeit der Terz, wurde Herr Walther zur Herzogin geführt. Sie saß in der Fensternische ihres Gadems und streichelte ihr zahmes weißes Eichhörnchen, das ihr traulich im Schoß hockte.

„Ich habe Euch hier in meinem Heimlichen empfangen, Herr Walther, weil ich ungestört mit Euch reden will", begann Frau Beatrix.

Herr Walther verneigte sich tief und schwieg. Das ernste, blasse Gesicht der hohen Frau trug einen feinen, leidenden Zug, der Herrn Walther nicht fremd war. Man erzählte sich im Lande, sie trüge diese linde Schmerzensmiene seit ihrem Hochzeitstage, der so fröhlich begann und so furchtbar hatte enden müssen. Wem im Reiche war das nicht bekannt? Kaum vier Jahre waren seither vergangen: Ihr geliebter Onkel, Kaiser Philipp, der ritterlich milde Staufer, hatte sie an einem hellen Junitag zu Bamberg dem Herzog Otto von Meran vermählt und

dem glückstrahlenden Pärchen noch eine Strecke Weges das Geleit in die Heimat gegeben. Aber nach wenigen Stunden wurden die beiden durch eilende Boten wieder zurückgerufen — den Kaiser hatte das wie harmlos spielende Schwert des Wittelsbachers zu Tode getroffen. So kniete die junge Herzogin am Abend an der Bahre des Mannes, der am Morgen ihre Ehe mit kaiserlichen Händen gesegnet hatte. Und, was nicht minder furchtbar war, ihre eigenen Schwäger, Bischof Eckbart und Markgraf Heinrich, wurden des Mordes mitverdächtigt und mußten, gemeinen Verbrechern gleich, der Rache des Adels entfliehen. So hatte jener Tag geendet, der ihrer Jugend höchste Seligkeit hätte bedeuten sollen, und die junge Frau vergaß das nicht. Wohl lachte sie hin und wieder in alter Fröhlichkeit, aber im Tieferen blieb ihr Leben ernst. Auch Kindersegen war ihr bisher versagt.

„Ihr seid uns Frauen gewogen," sagte die Herzogin, und sah Herrn Walther klar und ruhig an. „Ich meine gewogen in jenem besseren Sinne, den wir Frauen wohl zu werten wissen. Wir lieben es nicht, eindeutig genommen zu werden, uns behagen die zarten vielfältigen Wunder traumhafter Huldigung. Heißt doch auch leben nicht mehr als Träumen, und oft sind Träume des Lebens besserer Teil."

„Ihr würdigt mich so hoher, so lieblicher Worte, vieledle Fürstin," versetzte Herr Walther, „daß ich Euch bitte, nichts darauf erwidern zu müssen; es wäre schade um ihren Widerhall!"

„Ihr Sänger seid uns Frauen teuer," fuhr Frau Beatrix in gleicher Ruhe fort, „weil wir fühlen, es atme ein Stück unserer eigenen Seele in euch. Euer Leben ist doppelt reich, ihr wißt mit Mannesmut auch sanfte Güte zu vereinen, und noch sind die Weisen sich nicht darüber klar, wem der höhere Preis gebühre: der Kraft, die sich das Leben beherrschend formt, der Duldung, die es schweigend überwindet. Ihr tieferen Sänger habt an beidem teil und seid als zwiefach lebendig zu preisen."

„Wir leiden auch an beidem", sagte Herr Walther.

„Hält Leid nicht auch lebendig? Die besten Eurer Lieder, Herr Walther, schuf das Leid!"

Es ward nun eine kleine Stille. Vom Tummelplatz brachte der Wind das Waffengeklirr und die trotzigen Rufe der im Tjost sich übenden Knappen. Die Herzogin schaute sinnend ins sonnige Tal des Inn hinab, der sich jenseits der lachenden Gefilde an den Fuß der urgewaltigen Berge schmiegte. Schloß Hötting grüßte aus flimmernder Ferne, Brücke und Märktlein Innsbruck beschützend; des

ehrwürdigen Klosters Wilten wehrhafte Mauern lugten ernst hervor, und seitwärts, inmitten üppig grüner Klosterwiesen, stand einsam das liebliche Kirchlein zu St. Jakob in der Au.

„Ich hörte, daß Ihr uns morgen verlassen werdet", sagte Frau Beatrix, „und in Gräfin Utas und Gertrudis Gesellschaft über den Brenner wollt. So wird es eine fröhliche und, was mir wichtiger dünkt, eine wohlgesicherte Fahrt, denn ich ließe Euch jetzt nicht gern allein durch die Schluchten der Sill. Der fremden Kinder unglückseliger Heerzug hat räuberisches Gesindel in Massen herangelockt, und die Wege durch die südlichen Wälder sind, wie mir gemeldet wurde, für den Einzelnen nicht geheuer. Nun aber hört mich an, Herr Walther. Ich will Euch nicht verschweigen, daß einige Herren bei Hofe sich in seltsamen Worten über Euch ergehen. Sie meinen, Ihr kämet von Kaiser Otto und hättet geheime Botschaft mitgebracht gegen den jungen Staufer. Was sagt Ihr nun dazu?"

„Vieledle Frau," erwiderte Herr Walther, „wie gerne gestehe ich Euch, was verleumderischen Kläfferzungen mitzuteilen ich mich niemals entschlossen hätte. Dieser Krippenreiter und adeligen Hofbeller Meinung läßt mich kalt. Aber nun, da Ihr selbst mich fragt,

will ich Euch freimütig kundtun, was mich von Kaiser Otto trieb. Ihr wißt, daß ich Eurem Oheim, dem König Philipp, einst in Treuen diente, und die Lieder, die ich am Tage seiner Mainzer Krönung sang, mögen davon Zeugnis geben. Aber meine Dienste — verzeiht dies offene Wort, vieledle Fürstin — wurden vom König nicht belohnt und meine Hoffnung auf ein Lehen erfüllte sich nicht. Laßt frauenhafte Güte hier das Urteil sprechen: Ich hatte nicht um Lohn gesungen, aber ich hatte Lohn erhofft. Ich glaube, Ihr versteht mich ohne Zürnen: Ich war des ewigen Wanderns müde, ich sehnte mich nach Ruhe, nach Reinheit und nach Unabhängigkeit. Aber nur dem, der selbst ein Lehen besitzt, werden diese köstlichen Güter zuteil. Ich wollte sein, wie andere Sänger auf ihren Burgen: dem Vaterland ergeben, dem Kaiser mit Lied und Schwert ein getreuer Vasall, befreit vom Bettel nach Gastlichkeit, und endlich selbst ein Wirt. Aber Euer Oheim ließ mich ziehen, wie man Knechte entläßt, die man nicht mehr braucht. Meine Lieder hatten ihm viele Tausende Herzen im Reich gewonnen, er wußte davon, aber er gab mir keinen Dank. So zog ich, des Fahrens herzlich müde, an des Thüringers Hof und trat hierauf in die Dienste des edlen Bischofs Wolfger von Passau. Und dann,

dann kam die furchtbare Kunde von Eures Oheims plötzlichem Tode, es schleuderte der Papst den Bannfluch wider Kaiser Otto, es züngelte helle Empörung unter den Fürsten des Reiches — da zögerte ich nicht, für Kaiser Otto einzustehen, obgleich er ein Welfe war. Denn nun sah ich des lieben Reiches Not in grauser Deutlichkeit, und ich fühlte, es gälte nur eines: zum Kaiser zu halten, bevor das Reich in Trümmer zerfiel. So diente ich dem Welfenkaiser, wie ich einst Eurem Oheim, dem Staufer, gedient. Beiden um des Reiches willen und beiden — ohne Dank. Als hätte ich meine Lieder in den Mond gesungen, ging, was ich aus tiefstem Herzen geschaffen, spurlos an meinem armen Leben vorbei. Wohl diente ich vor allem dem Reiche, aber ich glaubte, es sei des Kaisers Pflicht, Dienste zu lohnen, die dem Reiche galten.

Aber noch hätte ich Kaiser Otto nicht verlassen, wenn nicht vor wenigen Wochen, in einer blauen Sommernacht, sich folgendes begeben hätte: Der Kaiser hatte mich zur Tafel rufen lassen und wollte nochmals die Sprüche hören, die ich ihm im Angesicht der besiegten und gebändigten Fürsten auf dem Hoftag zu Frankfurt zugerufen. Feinsinnig war das nicht, aber ich hatte zu gehorchen. Mir, dem Sänger, schien es nicht höfisch gerecht, die Weisen,

die dem großen Tage völkischer Begeisterung gegolten hatten, nachts, gleich irgend einem Minneton oder Tanzliedchen, vor weinseligen Rittern und Damen zu singen, die sich mehr nach üppigem Reigen als nach des Lebens ernster Wahrheit sehnten.

Ich sang den ersten Spruch. Ich sang, den Kaiser willkommen heißend, daß des Königs Name nun von ihm genommen sei und seine Krone über allen Kronen glänze im Kreise der untertanen Fürsten. Der Kaiser aber hatte bereits dem Trunke allzu heftig zugesprochen. Er rief nach einer Harfe und verlangte in drohendem Ton, ich möge die andern Sprüche zu seiner eigenen Begleitung singen. Ich aber sah, daß er seiner Finger nicht mehr Herr war, ein Knecht des Weines und seiner bösen Geister. Schon hatten sich viele vom Tische entfernt, die Damen waren besorgt entflohen, denn man kannte und fürchtete des Kaisers Toben im Trunk.

Ich aber preßte mein Herz zusammen und sang den zweiten Spruch. Ich sang, daß ich von Gott gesandt sei, ihm die frohe Botschaft zu bringen: Gott selbst habe ihn, den Kaiser, zu seinem Vogte auf Erden ernannt; dem Kaiser gehöre die Erde, wie der Himmel Gottes eigen sei, und kein Dritter stünde zwischen diesen beiden.

Aber der Kaiser verstand meine Worte nicht mehr. In wildem Hohn zermarterte er sein Saitenspiel und schrie in grauenhaften Tönen in meinen Sang, daß es laut im Schlosse widerhallte. Dann aber erging er sich, in seines Rausches wüster Tollheit, in argen Beschimpfungen gegen mich. Er schrie, er traue meiner Treue nicht, da ich vormals in des Staufers Diensten gestanden, und endlich verlangte er, mit dem Fuße nach mir stoßend, den dritten Spruch von mir.

Und da, vieledle Fürstin, beging ich in meines qualmüden Herzens grimmer Empörung, was ich leicht mit dem Haupte hätte büßen können: ich sah meine Lieder und mich selbst entweiht, ich sah des Kaisers Majestät, den sonst so ritterlich kriegerischen Mann, die Hoffnung und den Stolz des Reiches, vom Weine vertiert, einem sinnberaubten Narren gleich, in schmählicher Erniedrigung auf dem Königssitz zusammengebrochen — und da hob ich, meiner Sinne selbst nicht mächtig, meine Harfe hoch, und schmetterte sie dem Kaiser zu Füßen, so daß sie laut wehklagend auf dem Estrich in tausend Trümmer sich zerschrie.

Der Kaiser aber hatte sich jählings aufgereckt und sah mich starr mit großen, wirren Augen an.

Seine gewaltige Brust ging keuchend, seine riesenhaften Fäuste ballten und öffneten sich, als sollten sie mich im Augenblick erwürgen. Schon tat er den ersten Schritt gegen mich — da fiel sein mächtiger Körper stöhnend in sich zusammen und sank, noch eh' ich es verhindern konnte, mit dumpfem Gepolter kläglich unter den Tisch.

Ich sah mich voll Entsetzen im Saale um. Sie hatten sich alle vor dem Trunkenen geflüchtet, ich war mit dem Kaiser allein. Da wußte ich, daß ich schleunigst an eigene Rettung denken müsse. Ich verließ die Stadt noch in selbiger Nacht. Und nun, vieledle Fürstin, wißt Ihr, warum ich nicht mehr in des Kaisers Diensten stehe."

Frau Beatrix war erregt vom Fenster aufgestanden und sah Herrn Walther, mit dem schönen Haupte nachdenklich nickend, voll Ernst und mildem Verständnis an.

„Es gibt einen Zorn, der adelt", sagte sie. „Ihr braucht Euch Eures Ungestüms nicht zu schämen. Auch weiß ich jetzt Euer edles Schweigen doppelt zu würdigen. Laßt diese Schmach eines Kaisers, die er ja mit manchem seiner Ritter teilt, auch fernerhin in Eurem Herzen verschlossen sein. Es kann dem Reich nicht nützen, wenn seiner Fürsten irdische

Schwächen den Spottlustigen preisgegeben werden, damit sie dann mit Jubel die seltsame Märe verkünden, daß ihre Fürsten auch nur Menschen sind gleich ihnen, und dieser neuen Weisheit sich gar stolz gebärden. Ich will euch diese Stunde nicht vergessen, Herr Walther. Ihr wißt, es stehen große Dinge im Reiche bevor, und früher vielleicht als wir alle denken, wird der glühende junge Staufer die Alpen überflogen haben und Deutschlands Krone in den Fängen halten. Dann wird auch Eure Stunde, Herr Walther, gekommen sein. Vergeßt nicht, daß ich selbst eine Staufin bin und Euer dann gedenken werde!"

Herr Walther beugte sich tief auf die schmalen blassen Hände, die so freundlich an seinem Schicksal zu spinnen gedachten. Er hatte es längst verlernt, in der Gunst der Großen zu hoffen, aber ihn freute die Güte dieser hohen Frau, wie man sich der Rosen freut, die des Abends Röte um die Stirnen hoher Felsengipfel spinnt: der Wandrer weiß, er wird sie nie erreichen, aber der Augenblick ist schön.

Dreizehntes Kapitel.

Die klaren Zeiten, da junge Mädchen und Frauen allein durch die Länder zu reisen vermochten, untadelbar und in jedermanns Schutz, waren in jenen verworrenen Tagen längst vorbei. Tugend ward geraubt wie anderes Gut, und mit Wehmut erzählten sich Leute, die für Ehrlichkeit noch schwärmten, vom sicheren Herzog der Normandie, der seine goldenen, mit großen Edelsteinen besetzten Armbänder an einen Eichbaum gehangen hatte, der irgendwo am Wege stand, und daß er sie drei Jahre später dort noch finden konnte.

Doch brauchten Frau Uta und Gertrudis um ihre Sicherheit nicht besorgt zu sein. Sie führten, wie es ihrem Range gebührte, ein wehrhaftes Gefolge an Knappen und Knechten mit sich, und überdies hatten sich, mehr oder minder verstohlen, dem stattlichen Zuge allerlei Kaufleute, Pilger und fahrende Schüler angeschlossen, die ungefährdet über den Brenner

wollten. Besonders die Kaufleute freuten sich der guten Gelegenheit; konnten sie doch den schmerzlichen Verlust für [illegible] vergessen, und Herr Hans von [illegible], der das Land durchschwärmte, fluchte nicht wenig darüber.

Gertrudis aber lachte und sagte: „Laßt die guten Leute doch gewähren, Herr Marschall. Die Pilger bringen uns Segen, die Fahrenden sorgen für Heiterkeit und den schönen Krämern bleibt der Klausner Zoll doch nicht erspart. Auch wollen wir dann einen guten Blick in ihre Körbe tun und so unerbittlich mit ihnen feilschen, daß sie springen und laut wehklagen."

„So grausam seid Ihr, edle Jungfrau?" neckte Herr Walther. „Wenn nur Ihr selbst nicht die Getäuschte seid! Seht, den Krämern ist das Klagen, was den Jägern der Hornruf, was den Kriegern das Schlachtgeschrei. Es ist ein Frohlocken in höherer [illegible]."

So ritt man unter Scherzen und Gespött ins kühle Wipptal hinauf, immer den dräuenden Berghang empor, zu dessen Füßen die reißende Sill den Schiefer in gewaltigen Trümmern vor sich hertrieb. Schon tauchten die Häupter der Eisgebirge aus Wolkenschleiern grüßend hervor; in wilden Fichten-

beständen sauste der Höhenwind, durch dunkles Buschwerk, über sonnenhelle Matten stieg der Pfad immer steiler in die klare, kühle Luft, die köstlich gewürzt war vom herben Geruch der Edelkräuter.

Gertrudis' feine Gestalt umhüllte ein brauner Reisemantel, dessen Kappe sie sich neckisch über die Ohren gezogen hatte. Herr Walther, der nur die Spitze ihres Näschens und eine Locke des wirren Blondhaars darunter wahrnahm, gab seinem Pferde des öftern die Sporen, um ihr ein Stückchen vor zu sein und ihr liebes Angesicht zu sehen. Dann schaute Gertrudis unter ihrer Kapuze lächelnd hervor wie ein übermütiges Nönnchen, und Herrn Walthers Herz schlug stärkeren Schlag.

Es waren schöne, reisefrohe Stunden.

An der Spitze des Zuges ritten etliche Jäger der Gräfin von Tirol und bliesen von Zeit zu Zeit eine schmetternde Fanfare, die langhinzitternd in den Bergen sich verlor. Dann sangen die Pilger ein demütig geistliches Lied, worauf die fahrenden Scholaren, den Frommen wie zum Spott, eine ihrer gottlos närrischen Weisen anstimmten, die aber keiner außer ihnen verstand, denn sie sangen Latein.

„Hört mir doch die Lotterpfaffen!" polterte Herr Eppo. „Dem Teufel waren sie zu schlecht, er hat

sie wieder ausgespuckt. Jetzt näseln sie im Lande herum, saufen fremder Leute Wein, stehlen frommen Jungfrauen das Hemd vom Leibe, sind hoher Schulweisheit zum Platzen voll und wissen doch nicht einmal, wozu sie auf der Welt sind!"

„Ich fürchte, unser guter Pfarrer in Klausen wird Einquartierung erhalten", meinte Gertrudis. „Solche fahrende Clerici fallen oft wie Heuschrecken bei ihm ein und fressen und saufen ihn rattenkahl; sie sind ja Meister in dieser Kunst, und der Schüler schlechtes Latein erobert das Herz des Alten im Sturm!"

An Frau Utas Seite ritt Herr Rupert von Clusa, ein Dienstmann des Bischofs von Brixen, ein schöner, etwas zu auffallend schöner junger Mensch, der im Rufe eines den Frauen sehr gefährlichen Ritters stand. Er hatte der Minne erprobtesten Schlachtruf, das kecke Wörtchen „Verwegenheit", auf sein Fähnlein geschrieben und wagte, wie man sich erzählte, ohne Bedenken die höchsten Einsätze im gefährlichsten aller Spiele. Er war daher bei den Ehemännern wenig beliebt, stand aber um so mehr bei den vornehmen Damen in romantischer Verklärung als ein interessanter Teufelskerl und Unruhebringer. Er hatte einige Jahre in Frankreich zugebracht und liebte es, da sein Geist seinen sonstigen Fähigkeiten nicht

angemessen war, damit zu prahlen und allerlei welsche Floskeln in seine Rede zu streuen.

Auch Frau Uta konnte sich dem Reiz nicht ganz entziehen, den des tollen Minnekriegers Verwegenheit auf sie übte. Sie liebte solch kleine Gefechte aus dem starken Gefühl heraus, hinter den Plänklern ihrer Schönheit den sichern Wall einer sturmfreien Tugend zu wissen. Auch war sie noch tüchtig in ihren jungen, ritterlichen Gemahl verliebt, dem sie kaum ein Jahr lang angetraut war. Es schmerzte sie zwar sehr, den Gatten stets auf Reisen und geschäftigen Ritten fern zu haben, zu denen sein Ehrgeiz und sein ungebändigter Drang nach neuer Machtentfaltung ihn trieben, wobei sie oft viele Wochen sich selbst und Frau Warinas Bewachung überlassen blieb. Aber sie war doch einsichtsvoll genug, dem kühnen, männlichstarken Geist ihres Gatten ihre stillverschwiegene Sehnsucht zum Opfer zu bringen. Auch war sie selbst nicht ohne Ehrgeiz, und es schmeichelte ihr, wahrzunehmen, wie des Grafen von Tirol Ansehen sich immer glänzender entfaltete und wie seines Wappens rotes Vogeltier sich des Landes im Gebirge nach allen Himmelsrichtungen, bis in die einsamsten Täler hinauf, in immer drohenderem Fluge bemächtigte. Die kluge Frau Uta wußte: nun

war die Zeit für den Starken gekommen, um in diesem Wirrsal von Begriff- und Besitzlosigkeit durch kühnen Entschluß der Stärkste zu werden. Denn wer beherrschte in jenen Tagen das Land im Gebirge? Die Grafen von Andechs waren es nicht, trotz ihrer ungeheuren Besitzungen, die sich vom Brenner über Bayern bis nach Böhmen erstreckten. Auch waren es nicht die geistlichen Fürsten zu Brixen und Trient, die längst geheime Angst vor den eigenen Vögten nicht schlafen ließ. So hielt sich der eine am andern in leidlichem Gleichgewicht, und mancher glaubte zu herrschen und wurde beherrscht. Dies alles ahnte Frau Uta, und so zeigte sie sich des gewaltigen Mannes würdig, dessen ruhmreiches Geschlecht dem edlen „Lande im Gebirge" bald für immer den schönen Namen gab: Gefürstete Grafschaft Tirol.

Der ehrgeizigen, im Grunde eigentlich kühlen Frau, die nun auf ihrem edlen Tiere, im Angesicht der sonnigen treuen Berge, unter solchen Gedanken gegen den Himmel ritt, konnte das gezierte Parlieren ihres verliebten Ritters nicht allzu viel bedeuten. Doch war sie immerhin ein Weib und ließ es sich gefallen.

„Schöne Frauen, o mon Ciel, sind süße, sanfte Töterinnen", flötete der Ritter. „Auch Blicke können töten, ma très jolie comtesse, doch hättet Ihr wenig

Ruhe damit gewonnen, denn meine Seele wird Euch noch im Jenseits dienen."

„Im Jenseits werden wir uns schwerlich wiedersehen, mein werter Monsieur de Clusa," spöttelte Frau Uta, „denn Ihr bratet sicherlich im feurigen Berge Mongibello, indes ich mich eines guten Rufes in himmlischen Gefilden zu erfreuen gedenke."

„Eh bien," versetzte der Verliebte, „gern trüge ich alle Qualen der Hölle mit Pläsier, wenn die schönste Herrin mir gebieten wollte, ein Stündchen lang ihr seliger Prisonnier zu sein!"

„Wenn Ihr eingesperrt sein wollt, mein edler Herr," lachte Frau Uta, „so kommt getrost auf Schloß Tirol; dort wartet Euer in des Bergfrieds Dunkel ein liebliches Gemach, das ist so schwarz vor Finsternis, daß Euch die Ratten dagegen weiß erscheinen werden."

„Oh mon Dieu," wehklagte der Ritter, „wie quält solches Fremdtun mon pauvre cœur. Die Herrin liebt es, grausam mit mir zu spielen. Das ist kein edles Jeu, denn wie ein armes Mäuschen zittert mein Herz in ihren weißen Händen. Wo so viel Schönheit wehrlos macht, sollte auch Gnade nicht fern sein. Ich hätte sie wohl meritieret!"

Indes der süßliche Galan mit solchen Worten die

schöne Frauenblume wie ein kecker Schmetterling umflatterte, machte sich von rückwärts ein unzweideutiges Hüsteln bemerkbar. Herr Gerhard Atze war es, der einen Teil dieser Reden erlauscht hatte und sehr bösartig dreinsah.

Das war Frau Uten nicht angenehm. Dem Gerhard Atze war nicht recht zu trauen. Er stand im Geruch eines „Merkers", worunter man damals einen Liebesspäher und Hinterbringer verstand, vor dem sich jedermann zu hüten hatte. Auch wollte Frau Uta bemerkt haben, daß selbst bei diesem traurigen Ritter die alte Wahrheit sich bestätigte, daß die ältesten Gecken oft der Gunst schöner Frauen am wenigsten entsagen können, denn Herr Atze umsprang sie, so drollig es auszudenken war, seit einiger Zeit wie ein verliebter Kranich, und war nunmehr, so harmlos er aussah, doppelt gefährlich geworden.

Das bedachte Frau Uta, und sprach nun etwas leiser zu Herrn Rupert:

„Ihr solltet Vorsicht üben, Ritter! Ihr wißt, der Merker wohlgespitzte Ohren sind oft zwiefach zu hören geneigt: Sie hören Rede und Gegenrede, selbst wenn sie nur einfach vorhanden ist."

Aber der sieggewohnte Chevalier gab so leicht nicht nach. Er ließ seine weißen Zähne blitzen und sagte:

„Zu Parise hatten wir uns längst die weisen Lehren Herrn Meinlohs von Sevelingen zunutze gemacht, die er, allerdings nicht für seine dörperlichen Landsleute, in früheren Tagen zu Ulm chantieret. Drei Regeln empfiehlt er, um der Merker Herr zu werden. Zum ersten: man schweige zu allem, was die Merker behaupten. Zum andern: man wisse wohl zu hehlen. Zum dritten" — er sagte das flüsternd, der Gräfin zugeneigt —: „man schreite rasch zur Tat, eh' noch die andern es gewahren!"

Frau Utas Hand zuckte unwillig am Zügel und ihre dunklen Augen sahen den Frechen stolz und drohend an.

„Ihr werdet allzu kühn, Ritter Clusa! Bedenkt das eine wohl: Wenn Männer Eurer Art unwürdige Rückschau auf vergangene Siege halten, vergessen sie oft, der Burgen Wert und Wehrkraft abzuschätzen, die sie eroberten. Sie würden sonst erkennen, daß meist nur liederliche, zur Übergabe leicht geneigte Besatzung drinnen hauste. So verlieret Ihr dann das rechte Maß und werdet gegen Frauen edlerer Art gar leicht unritterlich."

Herr Rupert von Clusa sah ein Augenblickchen verdutzt auf die schöne, ernste Sprecherin. Dann aber ließ er wieder ein spöttisch überlegenes Lächeln seine

Lippen umspielen und summte ein welsch überzuckertes Stutzerliedchen vor sich hin:

Als ich kam durch die Planüre,
Lud die schönste Kreatüre,
Wie Frau Dido von Figüre,
Mich zur süßen Aventüre.

Dabei unterließ er es nicht, dicht vor Frau Utas Augen seinen Hengst an den Rand des Weges zu drängen und das ängstlich scheuende Tier am furchtbarsten Abgrund hintänzeln zu lassen, wobei er immer noch sein verwegenes Liedchen pfiff. Aber seine Hoffnung, Frau Uta werde ihn flehentlich zurückrufen, erfüllte sich nicht. Sie preßte die roten Lippen zusammen und schwieg.

Immer steiler führte der Höhenweg zum Brenner empor, an mancher rieselnden Quelle, an manchem Einödhof vorbei. Ein schmales, auf Römertrümmern erbautes Dörfchen ward durchritten, der Herren von Matrey mächtige Feste grüßte herüber, dann ward es wieder einsam in Waldnacht und Mattengebreite.

Aber plötzlich ertönte von den Bergen Schellengeläute und das Rufen eifriger Maultiertreiber. Ein Kaufmannszug kam den Reisenden entgegen, wohlbewacht von spießbewehrter brixnerscher Mannschaft. Voran ein alter Händler zu Pferde, im würdigen

grauen Barte. Sein Rock aus grobem, gelbem Tuch ward von einem starken Ledergurt gehalten, an dem die wohlgefüllte Geldkatze baumelte. An seiner Seite ritt ein zierliches, dunkellockiges Mädchen, offenbar seine Tochter, ein ungewöhnlicher Anblick bei solch einem Kaufmannszug.

Herr Rupert von Clusa konnte sich nicht enthalten, der Schönen, als sie grüßend an ihm vorbeiritt, vertraulich unters Kinn zu greifen.

„Ei, ma douce amie!" sagte er, „wie ist wohl Euer Name, holdschwankende Rosenblüte? Heißet Ihr etwa gar Jelängerjelieber?"

„Das mag wohl sein," rief das frische Kind zurück, „so gewiß Ihr, Herr Ritter, mir Jelängerjeleider hießet."

Da ward auf beiden Seiten gelacht, und selbst Frau Utas geärgerte Miene hellte sich wieder auf.

„Es sei Euch St. Johannes und St. Gertrudis Segen!" hatte der greise Kaufmann nach altem Wanderbrauch gerufen.

Und alle, die auch fernerhin dem frohen Zuge begegneten, begrüßten die Reisenden mit St. Gertrudis und St. Johannis Segen.

„So bin ich wohl behütet," sagte Herr Walther zu seiner jungen Begleiterin, „denn St. Gertrudis ist

es selbst, die mich auf dem Weg in die Heimat begleitet."

Gertrudis wandte ihm lächelnd das feine Antlitz zu. Es spielte ein seltsam inniges Licht in ihren sanften, goldhellen Augen. Dann schwiegen beide geraume Zeit.

So ging es immer höher und höher die rauschende Sill empor, doch war aus dem mächtigen, ernstbrausenden Gewässer allmählich ein junger, frischer Gesell geworden, voll Übermut und ungebärdigen Hoffnungen. An hellgrünen Ufern blühte ihm edelfarbige Zier: die sonnig lachende Aurikel, tief blauender Enzian, schwarzpurpurne Braunellen, wie sie die Wanderhüte talfahrender Leute zu schmücken pflegen.

„So bist auch du aufs neue in deiner Jugend!" dachte Herr Walther.

Bald aber sprang vom hohen Kreuzjoch ein zweiter wilder Gesell herab, und wandte sich in ungestümer Sehnsucht nach dem Süden: Der junge, frohe Eisack war es, der nun die reisende Schar begleitete. Noch war er ein schmächtiges, silberstimmiges Kind, schon aber stürzten, in klingenden Kaskaden sich jubelnd überschlagend, von allen Hängen die jungen Genossen herbei und speisten ihn mit der eigenen felsgeborenen Kraft.

So hatte St. Gertrudis Segen das Seinige getan; schon ging die Fahrt talabwärts, der sonnigen Heimat zu. Selbst des Brenners gefährlichstes Raubnest, Burg Lueg, hatte still auf der Höhe geschwiegen; der Gräfin von Tirol sich in den Weg zu stellen, schien den beutelüsternen Buschkleppern, die dort oben horsteten, wohlweislich nicht geraten.

Im Sterzingermoos erwartete die Sattelmüden das gastliche Dach der stolzen Feste Reifenstein, die der Grafen von Säben Eigen war. Dort konnte Gertrudis ihre Reisegefährten als Gäste willkommen heißen und die andechsischen Leute verabschieden. Man war nunmehr in brixnerischen Landen.

Vierzehntes Kapitel.

Konrad von Rodank, Fürstbischof von Brixen, aus dem Edelgeschlechte derer von Rodeneck, war, im Gegensatz zu manchem seiner Vor- und Nachfahren im Amte, ein stiller, friedlicher Mann, der lieber Kirchen baute, als Burgen berannte, lieber in geistlichen Pergamenten las, als den Sauspieß schwang und das Jagdhorn blies. Auch war er ein Freund der schönen Künste und weltlichen Wissenschaften, und überdies, was auch damals nicht zu verachten war, ein schlauer Diplomat. Er wußte die Waffen des Friedens so gott- und den Menschen gefällig zu führen, daß ihm manche Frucht wie von selbst in den Schoß fiel, die ein anderer nur mit dem Schwerte hätte pflücken können. Als Meister friedlicher Vermittlungen hatte er sich auch um die Staufer große Verdienste erworben, wofür ihm König Philipp gestattete, in seinem ganzen Bistum nach Silber zu graben, wo immer er es fände. Und Herr Konrad fand es.

Von seiner Vorsicht in diplomatischen Dingen zeugte unter anderem, daß er nunmehr acht Jahre lang sich ohne Vogt zu behelfen gewußt hatte und noch immer zögerte, die Schirmvogtei über sein Bistum zu vergeben. Denn Herr Bischof Konrad war nicht minder klug als die schöne Frau Uta. Er wußte, daß die mächtigen Grafen, die heute noch seine Vögte hießen, sich morgen leicht zu unbequemen Gönnern aufschwingen konnten. Nun drängte ihn wechselvoller Ernst der Lage, sich bald zu entscheiden, und da hatte keiner höhere Anwartschaft, der Vogt im Eisacktal zu werden, als Graf Albert von Tirol. Der junge Graf hatte wohl berechnet: es konnte zur Stunde kaum eine gottgenehmere Handlung geben, als einem beleibten, für Hitze sehr empfänglichen Kirchenfürsten ein wehrhaftes, auf luftiger Waldhöhe traumhaft schön gelegenes Schlößchen zu verehren, allwo er von der Schwüle und den mannigfachen Plagen seiner Residenz verschont war und überdies eine fröhlich-stolze Heerschau über die himmelhohen Bergdome seines getreuen Bistums halten konnte. Das Schlößchen benannte sich Sumersberg.

Der sehr vergnügte Bischof begab sich soeben auf seinem frommen Pferdchen durchs zierliche Dörflein Gufidaun und weiter hinab durch Wald und Wein

ins auige Tal des wilden Eisack, der noch brausend verärgert schien vom gigantischen Kampf mit den Schieferblöcken der finstern Klamm, die er soeben durchtost hatte.

Am andern Ufer in der Aue, inmitten grüner Weiden, erhob sich ein zierlicher Neubau, ein kreuzartig eingebogenes, spitzhaubiges Kirchlein, das der Bischof in diesen Tagen zu Ehren des heiligen Ingenuin hatte erbauen lassen. Nun trabte er, an Burg Angers hochragenden Mauern vorbei, den Talweg zur Klausener Brücke, und freute sich, von den Zöllnern ehrfürchtig begrüßt, des Anblicks der stattlichen Andreaskirche, die er gleichfalls vor kurzem aus dem Silber seiner Berge in die milde, klare Luft emporgezaubert hatte.

An des Bischofs Seite ritt Herr Heinrich von Gufidaun, ein Ritter in mittleren Jahren, der etliche Güter im gleichnamigen Dörfchen besaß, im übrigen aber nach Andechs lehenspflichtig war. Des Bischofs rosige Laune schien er nicht zu teilen. Er warf zuweilen einen düsteren Blick zur Feste Säben empor, die tollkühn wie ein Geiernest auf ungeheuren Felsenschroffen klebte, in trutziger Herrlichkeit alles Land weithin überschauend.

Der Bischof bemerkte des Gufidauners Unmut und

schmunzelte. Er wußte, es war eine böse Liebessache, die den andern schmerzte. Im alten Rhäterhorst hauste dort oben eine Taube, nicht mehr in den jüngsten Jahren, aber dem Gufidauner immerhin angemessen, Frau Wandula, eine von des Burggrafen Schwestern, deren dieser drei daheim besaß, Tanten der schönen Gertrudis, aber so gänzlich verschieden an Laune und irdischem Wandel, und doch von Gott mit der gleichen Rute einst so furchtbar gezüchtigt, daß die Märe von ihrem Schicksal weit im Lande erklang und beschwätzt und bestaunt wurde, als wären sie nicht arme Erdenpilgerinnen, sondern sagenhaft salige Fräulein aus geisterhaftem Gletscherland.

Herr Bischof Konrad hatte sogar an des Kaisers Hofe von ihnen erzählen gehört. Sie hießen Dietmuda, Siguna und Wandula, und waren einst drei tapferen, gottesfürchtigen Rittern vermählt gewesen, die allesamt das Kreuz auf sich genommen und den Kaiser Rotbart ins heilige Land begleitet hatten. Aber es hatte Gott beliebt, keinen von den dreien wieder heim zu lassen.

Pilger brachten die schaurige Kunde, sie seien vor Ptolemais in die Hände der Sarazenen geraten und jämmerlich ums Leben gekommen. So gab es nun

drei blutjunge klägliche Witwen mehr im Lande, was in jenen Tagen, da Jerusalem das Blut der deutschen Ritter in gierigen Strömen trank, nichts Absonderliches bedeutete. Das Seltsame lag indessen darin, wie verschiedentlich die drei verlassenen Schwestern ihre Witwenschaft ertrugen und gestalteten.

Da war zuvörderst die stille, blasse Dietmuda, die allsogleich den größten Teil ihrer Liegenschaften den würdigen Augustiner-Chorherren zu Neustift vermachte, sehr zur Freude des Bischofs Konrad, der damals des Klosters umtulicher Probst war. Sie lebte ansonst nur dem süßschmerzlichen Gedenken ihres kurzen Eheglücks und hatte dem toten Gemahl in ihrem getreuen Herzen eine so warme innigernste Wohnstatt gerichtet, daß kein Kindlein in der Wiege bequemer darin liegen konnte, als er. Von dort aus gebot er, wie einst zu seinen Lebzeiten, über ihr Tun und Lassen, bestimmte all ihr Denken und Fühlen und selbst ihre Träume. So war es mit Dietmuda.

Ganz anders stand es mit Frau Siguna, die schon als halbwüchsiges Mägdlein den Ruf eines verdrossenen, menschenunfreundlichen Wesens genossen und ihrem jungen Gemahl, wie sich Eingeweihte erzählten, schon die Honigmonde tüchtig versalzen hatte. Sie empfand ihr Unglück als plumpe Beleidigung,

die das Schicksal ihr angetan, und stülpte die Bitternis ihrer Seele völlig nach außen in Gottes lieben Sonnenschein, so daß ihr niemand mehr getreu oder zugetan bleiben wollte. Es hatte sich allerdings etliche Jahre nach ihres Gatten Tode eine Sache zugetragen, die auch sanftere Gemüter erregt hätte. Ein fahrender Kaufmann hatte ihr ein Brieflein eingehändigt, das er von einem aus dem Morgenlande pilgernden Boten erhalten zu haben behauptete und worin nichts Geringeres stand, als daß ihr Herr und Gebieter noch lebe, und sie herzlich grüße und ihr sagen lasse, er sei in türkischen Diensten ein großer Pascha geworden, besäße sieben schöne Weiber und lebe mit allen zusammen friedlicher als mit ihr allein. Das war nun allerdings stark und, ob es nun auf Wahrheit beruhte oder nur verruchter Scherz war, es entfesselte in Frau Siguna eine flackernde Hölle von Unrast und Bösartigkeit, die sich oft in himmelspeienden Raketen erging, als käme sie gerade aus dem Satansberge Giverz, von dem in der Gudrun so sanglich berichtet wird. Man hätte sich andernorts eines so bösen Weibleins wie Frau Siguna mit Ketten an einen Stein versichert, aber bei des hochmögenden Burggrafen von Säben Schwester ging das wohl nicht an. So hatte man ihr auf Schloß

Branzoll etliche Gemächer angewiesen, in denen sie zum Leidwesen alles Gesindes ihr tolles, finsteres Wesen trieb und selbst den eindringlichsten Friedenspredigten des Burgkaplans hohnlachend gewachsen war.

Und doch war ihr Fall noch einfach, dem verworrenen Schicksal Frau Wandulas entgegengestellt. Denn indessen sich jede der andern Schwestern geradeaus für Licht oder Finsternis entschieden hatte, pendelte Frau Wandulas Seele zwischen beiden hin und wieder und war sich selbst und aller Welt ein Spiel ihrer Launen, so daß sie als Edelfrucht jener Gattung des schönen Geschlechtes gelten konnte, die von Frauenverehrern aller Zeiten mit dem milden Worte „Rätsel" beschönigt wird. Ihre sanguinische Natur hatte zwar den Tod des Gatten scheinbar rasch überwunden, und bald war in höfischen Kreisen die böse Märe aufgetaucht, die schöne liebeslustige Witwe sei sogar mehreren ihrer ritterlichen Verehrer zugleich gewogen, doch kamen wieder Stunden, in denen sie bitter wehklagend des teuren Toten gedachte und ihre zarten Wangen sich blutig zerkratzte. Nur wollten auch hier die Eingeweihten des Näheren wissen, nicht so sehr liebevolles Gedenken als Furcht vor dem Mahnen des Toten verstöre ihr ewig schwankendes

Frauenherz. Man erzählte sich flüsternd, ihr Gatte hätte das Gelübde ewiger Keuschheit von ihr verlangt, im Falle er im heiligen Lande sterben sollte, und nun sei Frau Wandula wohl gewillt, des edlen Schwures in Treuen zu gedenken, aber nicht genügend Herrin ihrer selbst, ihn auch zu halten. Nun fürchtete sie nicht ohne Unrecht, des Gatten Geist möchte sie zu mitternächtiger Stunde rächend überfallen, und es sollte sich bereits des öftern das Ungeheure begeben haben, daß die arme Schwergeprüfte sich plötzlich den Armen eines ihrer Mitsünder mit gellendem Angstschrei entwunden und ihn dann, wie um jede Gefahr zu beseitigen, kurz entschlossen zur Tür hinausgeworfen habe. Es bedeutete also solcherart für jeden Galan ein bewegtes Leben, in den Diensten dieser guten Dame zu stehen, und der Ritter, die sich dieses Wagnisses getrauten, wurden allmählich immer weniger.

Nur einer bewarb sich allen Ernstes und immer wieder um Wandulas Hand, das war Herr Heinrich von Gufidaun. Der wackere Mann, der Frau Wandula bereits als Mädchen begehrt hatte und zu jener Zeit als Freier abgewiesen worden war, wollte nun seinen Jugendrausch noch immer erfüllt sehen, mit einer Art blinder Stiernackigkeit, die einer besseren

Sache würdig gewesen wäre. Er wolle, versicherte er Frau Wandula immer wieder, mit seinem guten Schwerte alle bösen Geister der Toten und Lebendigen von ihrem Leibe fernhalten und glaube überdies, daß des Priesters lauterer Segen dem neuen Bunde sich stärker erweisen würde, als ein in Neid und Selbstsucht sich verzehrendes unfreudiges Gespenst. Aber Frau Wandula, die im übrigen dem getreuen Gufidauner gar nicht abgeneigt war, verstand es, dem redlichen Manne immer wieder auszuweichen. Sie gebrauchte allerlei Vorwände, verschwieg ihm aber den wichtigsten: daß er als armer, unfreier Ritter und Vasall ihr, einer Dame aus dem uralten Edelgeschlecht der Säbener, nicht ebenbürtig sein konnte. So ergänzte sich auch hier Frau Wandulas Charakter. Sie war eine Dame, die auf Reputation zu halten wußte; nicht in ihren heimlichen Abenteuern, denn da war sie keineswegs wählerisch, wohl aber vor den schillernden Augen der Öffentlichkeit. So stand es mit Frau Wandula.

Wie konnte es nun geschehen, daß inmitten dieser so verschiedentlich gearteten Tanten die zarte Blume Gertrudis so rein und gütig zu gedeihen vermocht hatte? Es konnte geschehen in gleicher Weise, wie oft in Gottes großem Garten inmitten von Unkraut

und schlimmem Gewürm ein feines Blümchen wächst und aufs lieblichste gerät, und sich selbst allzeit getreu bleibt.

Herr Bischof Konrad erwachte aus seinen Gedanken erst, als er knapp vor seinem Kirchlein im Anger stand. Seine bisher so heitere Stirn umwölkte sich plötzlich; er vernahm aus dem Innern des Gebäudes ein fröhlichkeckes Gepfeife, eine durchaus profane Vagantenmelodei, der auch allsogleich der zugehörige allbekannte Text folgte, von wohlklingend baritonaler Stimme gesungen:

Komm, ach komm doch, Liebste mein,
Lange warte ich schon dein.
Lange warte ich schon dein;
Komm, ach komm doch, Liebste mein!

Süßer, rosenfarbner Mund,
Komm und mache mich gesund.
Komm und mache mich gesund,
Süßer rosenfarbner Mund.

Nun hatte Herr Bischof Konrad, dem einst in seiner Jugend selbst manch rosenfarbiges Mündchen gelacht, im allgemeinen gegen solche Lieder wenig einzuwenden, aber aus diesen geweihten Räumen wollte ihr übermütiger Schall ihm keineswegs behagen.

Er stieg daher unwillig vom Rößlein und stieß erzürnt die Türe auf.

Da saß hoch oben auf einem Brette, das kühnlich auf zwei wackelnden Leitern schwankte, Huzo, der Maler, ein schwarzlockiger Jüngling aus Friaul, ein hoffnungsvoller junger Mensch, den kein Geringerer als der Patriarch von Aglei selbst dem Bischof Konrad gesandt hatte, damit er auf dessen Geheiß seine gute Kunst zu Ehren der Brixner Kirche ausübe.

Herr Huzo erschrak aber nicht sonderlich, als er den hohen Herrn gewahrte, ja er vergaß sogar, seine kecklich baumelnden Beine zur Ruhe zu bringen und malte nach tiefer Verbeugung unbekümmert weiter.

„Du dort oben," rief der Bischof erbost, „verwechselst, wie mich dünkt, dieses heilige Haus mit einer deiner wüsten Schenken. Du kannst von Glück sagen, daß unseres Herrn Jesu Christi geweihter Leib noch nicht allhie zu weilen geruht, sonst ließe ich dich eine Buße tun, von der jeder Knochen später erzählen könnte."

Aber das schlaue Malerlein war um Antwort nicht verlegen.

„Freude ist es, Freude, hochwürdiger Herr, was mich in Euren Diensten singen läßt, denn niemals noch vermochte mein Pinsel geheimen Schöpfungs-

wundern und irdisch-himmlischen Verworrenheiten in befreiender Deutung näher zu kommen, als in diesen gesegneten Tagen, da Eure Weisheit mir endlich die richtigen Wege wies."

Herr Bischof Konrad schaute besänftigter. Es war ihm lieb, zu hören, daß das Malerlein nicht vergaß, wer der geistige Urheber der schönen, bedeutungsvollen Fresken war, die den oberen Teil der Kirchenwand in geschmackvoller Rundung umzogen. Da sah man Jonas aus dem Bauch des Fisches steigend, Samson erbricht die Tore von Gaza, David erlegt den Goliath. Dann aber hatte der Künstler, dem Herr Konrad im übrigen volle Freiheit gelassen, aus eigener Erleuchtung, wo immer er nur konnte und ein Plätzchen frei fand, ein phantastisches Tiergeschöpfchen oder ein Menschlein in ornamentaler Umrahmung angebracht, so daß nun allerorten aus dem getragenen Ernst der biblischen Überlieferung das reiche, bunte Getriebe und Geträume der Gegenwart hervorguckte, wodurch ein freudiges, vielfältiges Gejubel entstand, das weder der Tiefe noch der Innigkeit entbehrte.

Am stolzesten aber war der Bischof auf das große Hauptgemälde, vor dem Huzo eben saß.

„Ihr seht dort oben", sagte er zu Herrn Heinrich

von Gufidaun, „ein Sinnbild der himmlischen Erlösung, wie es deutlicher und würdiger nicht gedacht werden könnte. Der ungeheure Meerwurm dort drüben hält, wie Ihr seht, in seinem Bauche die grausam verschluckten Menschen verschlossen. Indessen gewahrt Ihr jene Rute mit dem eisernen Haken, die sich in die Fluten dieser Welt hinabsenkt. Und siehe — schwubsdiwubs, schon beißt das Ungeheuer am Köder, es wird gefangen und hinaufgezogen, und da reicht auch schon, wie Ihr seht, aus himmlischen Gefilden Gottes Hand mit einem wohlgeschärften Knickmesser herab und schneidet dem greulichen Wurmling tief ins Eingeweide. Und drüben, seht Ihr, steigen die befreiten Menschen, den Schöpfer lobpreisend, ins Himmelreich empor. Versteht Ihr aber auch den tieferen Sinn und des heiligen Symboles wesentliche Deutung?"

Der von Gufidaun sah mit offenem Mund hinauf und schüttelte den Kopf.

„So höret", sprach der emsige Bischof. „Die lange Rute bedeutet das Erlösungswerk. Der Köder am Haken, das ist der wahre Gott im wahren Fleische, in die Fluten der Welt gesenkt, um den Leviathan zu fangen, die große Schlange, die da die menschlichen Seelen wie wehrlose Fischlein verschlun-

gen hält. Schon aber naht die Befreiung für alle, die da guten Glaubens sind."

„Nun versteh' ich's", sagte der Gufidauner, aber er verstand es nicht.

„Wir wollen nunmehr", lenkte der Bischof ab, „noch schnell nach unsern armen Kindern sehen. Schon wird es abendlich, und der Steilweg nach Gufidaun ist im Dunkeln den Pferden nicht geheuer."

Er nickte Huzo gnädiglich zu und ritt, Herrn Heinrich zur Linken, von seinen Knechten gefolgt, die Straße durch die Auen gegen Klausen zurück. Es drängte ihn, nach den kranken Kreuzzugskindern zu sehen, die auch hier wie überall auf ihrem Wege gleich herrenlosem Strandgut vom wilden, grausamen Strom ihrer Wanderschaft ans Ufer geschleudert worden waren. Jetzt konnten die Klausener ihrem Bischof doppelt dankbar sein, denn er hatte ihnen wenige Jahre früher das stattliche, schöne Spital für kranke Bürger und Pilger erbaut. Dort wurden die Kinder nunmehr gepflegt und gestärkt, worauf es ihnen unbenommen blieb, die Fahrt nach dem Süden zu wählen und den Ihrigen nachzuziehen oder sich bettelnd den Weg in die Heimat zurückzuschlagen.

„Wie wenig vermag da des Einzelnen Hilfe", sagte der Bischof bekümmert. „Wo menschliches Elend so

ungeheure Wogen schlägt, da tanzt das Schifflein Mitleid hilflos auf den Fluten und sucht den Hafen, eh' es selbst zerschellt. Doch seht, werter Ritter, dort oben auf dem Hange das reisehafte Fähnlein. Wenn meine alten Augen mich nicht narren, so reitet dort Gertrudis, meines Grafen Tochter. So kehrt das schöne Wandervöglein endlich wieder heim? Wer aber mag der Ritter an ihrer Seite sein?"

„Ihm hängt ein Ding am Sattel, das ähnelt einer Harfe im Sack!" versetzte der Gufidauner.

„So bringt der Schalk sich einen Sänger heim?" lächelte der Bischof. „Wird im Eisacktal noch nicht genug gesungen? Tiriliert und schmettert es doch von allen Burgen wie aus Lindenwipfeln im Frühlingstal. Doch immerzu, es ist ein edler Brauch und wirkt auch mildernd aufs Gemüt. Solang sie singen, geben sie den Mägden Ruhe und prügeln ihre Hörigen nicht. Also nur zu, ihr Sänger!"

Fünfzehntes Kapitel.

Was suchte Herr Walther in der Heimat? Ein Haus und einen Baum. In dem Hause aber saßen, wie ihm wohl bekannt war, fremde Leute, die seit seines Vaters Tod — die Mutter war lange vorher schon gestorben — den alten Edelsitz inne hatten und sich nun selbst die Vogelweider nannten. Der liebe Baum aber, eine jener herrlichen, wipfelgeruhsamen Edelkastanien, von denen im Lande die Sage ging, sie seien unsterblich, konnte wohl noch der alte geblieben sein. Noch immer mochten die buntesten Gäste aus dem vogelreichen Layener Ried ihn umflattern, Buchfink, Drossel und Amsel, der süße Sänger Wittewall, der scheue Wiedehopf mit seinem drolligen Federkrönlein und noch viele, viele andere. Es waren die Träume des Knaben, die Herr Walther in der Heimat suchte, und die er eigentlich mehr sich selber heimbrachte, als daß sie ihn dort erwarteten.

Herr Bischof Konrad hatte sich nicht getäuscht:

die dort oben in der Abendsonne ritten, das waren Gertrudis und Herr Walther. Nun bog der Zug ins Tal herab, verschwand durchs nördliche Tor im Städtchen Klausen, strebte jedoch bald wieder die steile, von klobigen Mauern umfaßte Burgstraße zum prächtigen neuen Schloß Branzoll empor, das Herr Purchard von Säben sich vor wenigen Jahren zur Wahrung und Förderung seines Ansehens auf sturmfreier Steilwand hatte erbauen lassen. So beherrschte er nun der wehrhaften Sitze zwei auf der nämlichen Höhe über dem Eisack: dem Tale näher, wie horstend über den Dächern des Örtchens, das wohlbetürmte gastliche Branzoll, und weiter droben, auf wolkennahen, schwindelnden Abstürzen des Riesenfelsens die uralte, verwitterte Feste Säben, zur Seite die ehrwürdige Bischofsbasilika, die noch Zeugnis ablegte von den kriegerischen Kirchenfürsten, die vor manchem Jahrhundert dort oben gehaust und dann nur zögernd und widerwillig im Brixner Tal sich niedergelassen hatten. Und mehr als zwei Jahrhunderte waren nun auch vergangen, seit die Burggrafen von Säben die Bergfeste und die Klausner Gerichtsbarkeit zum erstenmal zu Lehen erhalten hatten. In dieser Zeit war das edle, stolze Geschlecht gewaltig erstarkt, und Herr Bischof Konrad hatte es nicht

mehr gewagt, dem Bau des trutzigen Schlosses Branzoll ein Wörtchen entgegenzusetzen. Es schien seiner Klugheit vielmehr sehr angemessen, auch sein Sommerschlößchen zu Gufidaun Herrn Purchard von Säbens Überwachung anzuvertrauen, und seltsamerweise hatte gerade zu dieser Stunde, da Gertrudis in die väterliche Burg heimkehrte, der Tag sich gejährt, da die urkundliche Übergabe des Schlößchens auf Burg Säben von elf ritterlichen Zeugen bestätigt worden war. Dieser feierliche Akt war im Vorjahre mit einer so würdigen und fröhlich verlaufenen Trinkfeier verschönt worden, daß die wohlgemuten Ritter beschlossen hatten, alljährlich an diesem Tage auf des Säbeners Feste zusammen zu kommen und des Burgherrn vortrefflichen alten milden Kranewittner liebevoll zu prüfen.

So kam es, daß Gertrudis Hoffnung, ihr Vater werde ihr eine Strecke Weges entgegenkommen, sich nicht erfüllte, denn er saß, wie ihr nun berichtet wurde, im Pallas auf Säben und freute sich seiner Gäste und seines guten Weinchens. Und auch ihr Bruder Leuthold war vom Schlosse fort. Es hieß, er weile auf Pardell, bei seinem Freunde, dem Villanderer, der dort einen Falkenhof besaß.

Gertrudis ließ der Gräfin von Tirol die besten

Gastgemächer weisen und beschloß, da Frau Uta sich ermüdet fühlte und ein Stündchen zu ruhen begehrte, zu ihrem Vater nach Säben hinaufzureiten. Sie lud Herrn Walther ein, sie zu begleiten und nahm auch einen Knappen mit.

In scharfer Kehre wand sich der steinige Burgpfad zur Höhe hinauf, die voll in roter Sonne lag, indes im Tale der Abend bereits mit blauen Schleiern zu wehen begann. Ein milder Hauch des Südens umsegnete aus reichen, üppigen Ländern Wald und Feld, den lichten Wein und den dunklen Klee, und ließ hier alles lichter, grüner, erntefröhlicher erscheinen, als wäre es mit lächelnder Liebkosung der herberen Kraft des Nordens abgewonnen. Dann aber neigte sich der Weg dem andern Abhang zu, wo die furchtbare Tiefe der Thinnebachschlucht sich auftat. Dort klomm aus finsteren Gründen die Dunkelheit mit feuchten, kühlen Händen empor und löschte bald hier, bald dort einen letzten rosigen Glanz. Und abermals bog sich der Pfad zur Höhe, da grüßten neue Gipfel am Horizont, die alle des Abends feine, wehmütige Röte trugen. Das Rauschen des Baches drang aus den Schlünden vernehmlich herauf; ihm mengte sich das Zirpen der Heimchen und der Ruf eines einsamen Vogels. Hoch oben auf der Kassianspitze aber

blinkte auf Mattengedunkel ein leuchtendes Fleckchen Schnee, als hätte die Bergfee dort oben ihr Linnen gebreitet, das sie bleichen wollte im Mondenschein. Und plötzlich tauchte das ganze köstliche Tal tief unten in heiliger Schönheit auf, der stürmische Eisack sang aus schauerlicher Tiefe, schlafmüde Auen träumten mit silbernen Wipfeln empor, und jenseits, über grauverfließten Feldungen, die längst dem Dunkel verfallen waren, schwang zwischen purpurn verglühenden Felsen der Höhenwald sein feurig funkelndes Panier.

Nun trennte nur eine niedrige Wehrmauer, aus moosüberwucherten Römersteinen gefügt, den schwindelnden Pfad vom ungeheuren Abgrund. Da ließ sich Gertrudis von Herrn Walther aus dem Sattel heben und sandte den Knappen mit den Pferden voraus.

„Wir wollen hier ein wenig rasten und den schönen Abend belauschen", sagte sie. Sie führte Herrn Walther etliche Stufen hinab, ein kleines Felsentor hindurch, und nun standen beide auf einem winzigen Vorwall der Feste, vor sich die schwindelnde Tiefe und hinter sich die gewaltigen Massen eines hochragenden, wettergrauen Turmes. Wie ein tollverwegenes Geiernest klebte der kleine Vorbau am trotzig starrenden Mauerwerk, ganz in das Grauen der

Stille und Einsamkeit hinausgeschoben, zwischen Himmel und Erde eine Welt für sich, nicht mehr als zweien Menschen zur Not Schulter an Schulter Raum gewährend.

„Hier weile ich oft mit Leuthold", sagte Gertrudis. „Wir spähen, wie der Abend stirbt und denken an alles Große und Schöne auf Erden. Wenn dann die Sterne am Himmel erwachen, sind wir der toten Mutter ganz nahe und auch den andern lieben Menschen, die uns teuer sind. Dann singt mir Leuthold manche Weise, am liebsten aber aus den seligen Liedern seines lieben Meisters, des Vogelweiders."

Herr Walther sah das süße Gesicht des Mädchens ganz nahe dem seinen. Ein rosiges Leuchten umflog es wie der Abglanz der abendlichen Firne, die aus traumhafter Ferne herüberglühten. Da schrie es in seinem Herzen auf: Gertrudis!

Ein großer dunkler Vogel umkreiste das Gemäuer. Er stieß von Zeit zu Zeit ein scharfes Hihihi aus und verharrte dann eine Weile mit weitgebreiteten Flügeln ganz reglos schwebend in der Luft. Und andere, kleinere Vögel umflatterten ängstlich die Zinnen des Bergfrieds, als suchten sie Schutz vor dem Großen.

Noch immer blühten des Abends letzte Rosen auf den Felsennadeln der geisterhaften Dolomiten, und

auch drüben, auf dem wuchtigen Gipfel des gigantischen Schlern, lagen sie lächelnd hingestreut, als gäbe es dort keine Sorge der kommenden Dunkelheit.

Aber siehe, mit einemmal, ganz unversehens, umkielten und bedrängten häßlich graue Wolkenboote die wehmütig leuchtenden rötlichvioletten Felsenklippen und ließen sie rasch und immer rascher ins Fahle ersterben, umschlossen sie immer dichter und deckten sie endlich völlig zu, wie mit undurchdringlichem Bahrtuch.

So hatte die Nacht gesiegt, wie sie immer zu siegen pflegt, ernst und unerbittlich. Aber schon erschienen tröstliche Sterne, hier und dort wie Fünklein verstohlen, als erste Boten einer unermeßlichen Schar.

Herr Walther und Gertrudis waren lange schweigend auf dem Erkerlein gestanden, das die beiden über die furchtbare Tiefe wie Gottes Hand in die Schauer seiner Erhabenheit hinaushielt.

„Gertrudis!“ vermochte Herr Walther endlich zu sagen.

Er sprach den lieben, trauten Namen, der nun voll neuer Beglückung war, mit zitternder Stimme. Alte geliebte Schatten waren aufgetaucht und umschlangen ihn in holdem Reigen mit dem Zauber süßer Wirklichkeit.

„Gertrudis!“ wiederholte er.

Da ließ Gertrudis ihr schönes Haupt wie traumverloren ganz still und sacht an seine Schulter gleiten.

So selig groß und doch voll kindlicher Lieblichkeit war dieser Augenblick, daß Herr Walther mit zitterndem Herzen sein eigenes Haupt demütig niedersenkte und leise und zärtlich auf des Mädchens weichem, duftendem Blondhaar ruhen ließ.

Gertrudis aber schreckte jählings empor und fuhr sich verstört über Augen und Stirn.

„Ich wollte zu meinem Vater heim,“ sagte sie mit rauher, wie von Tränen bedrängter Stimme, „und Ihr, Herr Walther, solltet mich begleiten. So war es doch, nicht wahr? Ich denke, wir dürfen nun nicht länger säumen!“

Und sie wandte sich rasch und hastete also eilig zum Tor der Feste empor, daß Herr Walther ihr kaum zu folgen vermochte.

Sein Herz war schwer bekümmert und doch wie trunken vor Glück.

Sechzehntes Kapitel.

Der Torner im Vorturm erwartete, vom Knappen beraten, Gertrudis bereits auf der Schlagbrücke. Den Gästen seines Herrn zu Ehren hatte er gewaltige Fackeln ans Gemäuer gesteckt, die nun mit phantastischem Geflacker den Weg in die inneren Räume erhellten.

Gertrudis aber befahl einem alten Diener, der mit einer Hornlaterne am Tore stand, ihr seitwärts durch Vorburg und Garten eine freie Stiege hinaufzuleuchten, an deren Ende sich ein eisernes Gatter befand, das unverschlossen war. Der Alte tat kopfschüttelnd nach ihrem Willen; er war es gewöhnt, den Launen seiner jungen Herrin ohne Murren nachzukommen.

„Nun folgt mir," sagte Gertrudis zu Herrn Walther, „es geht wohl etwas steil, die Mühe aber wird sich lohnen."

Nun lachte wieder der frühere Schalk aus ihrer Stimme, und Herr Walther atmete auf.

Der Diener führte die beiden eine hohe hölzerne Treppe empor, worauf sie neuerdings vor einem Türchen standen, dessen Schlüssel Gertrudis nunmehr ihrer Gürteltasche entnahm. Sie wies den Alten an, sie hier zu erwarten, und machte sich mit Vorsicht am Schloß zu schaffen.

„Wenn es knackt, seid Ihr verloren und müßt noch heute sterben", flüsterte sie Herrn Walther schelmisch zu.

Doch ging das Türchen ohne zu kreischen auf, und nun bot sich Herrn Walther ein wunderlicher Anblick, auf den er keineswegs gefaßt gewesen war. Er stand mit Gertrudis hoch oben auf einem winzigen Erker, der in das dunkle Dachgestühle eines ungeheuren Saales hinausgezimmert war. Tief unten brauste Gespräch und Gelächter weinseliger Männer, und nun gewahrte er beim Schein der Fackeln und schwelenden Kerzen des Burggrafen von Säben Tafelrunde. Er sah die Becher und Humpen der wackeren Zecher blinken, er sah ihre Schilde an die Wand gehängt, Rund neben Rund, wie ritterlicher Brauch es übte, und eilige Knechte liefen mit gefüllten Kannen hin und wieder und brachten Früchte und Speisen herbei.

„Sie können uns von unten nicht gewahren,"

flüsterte Gertrudis. „Hier pflege ich mich oft heraufzustehlen und den Gastereien meines Vaters beizuwohnen. Oft weiß er davon und oft auch nicht. Oft aber deucht es mir schicklich, bald wieder zu gehen, denn nicht alles, was Männer beim Trunke sprechen, taugt für Frauenohren. Heute aber sind es edle Gäste, denen wir wohl vertrauen können."

Und nun begann Gertrudis, als wollte sie mit eifrigem Gespräch die Verworrenheit der vergangenen Stunde lösen,. Herrn Walther die Ritter der Tafelrunde zu nennen, Namen aus alten erbeingesessenen Geschlechtern, teils freie Edelherren, teils adelige Dienstleute von fern und nah, aus dem Inn- und Wipptal, dem Eisack- und dem Pustertal, Namen von erzenem Klang: Herr Hugo von Tuvers, Herr Otto von Welfsberg, Herr Walther von Porta, Herr Nikolaus von Egna, Herr Odolrick von Grünsberg, Herr Rupert von Neuenburg, Herr Waltmann von Klausen, Herr Berchthold Skaf — —"

„Wo aber bleibt Albertus Zant?" schloß Gertrudis ihre Deutung, der Herr Walther lächelnd gegefolgt war.

Es war nun sonderbar, daß auch von unten eine Stimme erscholl: „Wo bleibt Albertus Zant?"

„Vor etlichen Tagen noch traf ich ihn an des

Bischofs von Trient Hofe!" rief eine andere Stimme.

„Dann weiß er mehr als wir", bemerkte ein dritter. „Denn auch des Bischofs von Trient Gnaden, Herr Friedrich von Wanga, ist seit kurzer Frist mit etlichen Getreuen verschollen. Man sagt, er sei in Wehr und Waffen ins untere Etschland geritten. Es weiß aber keiner, wohin."

„Nächtlicherweile, ganz unversehens, sollen sie aufgebrochen sein. Es gehen seltsame Gerüchte um."

„Wenn der Bischof den Ketzer Albertus Zant hat rufen lassen", lachte einer, „so müssen gewichtige Dinge im Spiele sein, die auch dem Zanter an die Nieren gehen. Er weicht doch allem aus, was geistlich ist. Was also war's, worin die beiden sich verstanden?"

„Am Ende stieg Seine bischöfliche Gnaden in die Brentafelsen, den Steinbock jagen? Wer kennt die wilden Stege in der Bergen besser, als Albertus Zant?"

„Da wird er sich hüten, den Bischof zu führen, und der Bischof wird sich hüten, dem Zanter zu folgen. Für jagdliche Freuden sind des Zanters Dienste nicht feil!"

Da sprang der Burggraf von Säben auf und rief

in das Stimmengewirr: „Der Torvogt meldet, der Zanter sei da!"

Und eine Weile später sah Herr Walther den Mann durch die Türe treten, von dem so eifrige Rede ging. Er war halb weidmännisch, halb kriegerisch gekleidet, ein ärmelloses Kettenhemd saß ihm über grünem Jagdgewand, ein langer, gleichfalls grüner, mit Grauwerk gefütterter Wettermantel umhing seine breiten Schultern.

Er war von reckenhafter Gestalt, sein angegrauter, nach Altvätersitte in zwei Zöpfe geflochtener Bart berührte fast den Gürtel. Der Mann sah wild und waldlich aus im Kreis der andern Ritter, die sich fast alle bartlos trugen, wie welsche Sitte es damals verlangte.

„Wir wußten, daß Ihr kommen werdet, Albertus Zant", rief ihm der Burggraf zu und wies ihm seinen Platz an der Tafelrunde an.

„Um heute noch zu kommen, ritt ich zwei Gäule krumm", murrte der Angesprochene. Er setzte den Humpen an und tat einen tiefen Zug. Dann wischte er den Bart und sagte mit seiner tiefen Stimme:

„Auch kam ich heute noch, um euch Botschaft zu bringen, euch und allen im Gebirge, die noch

deutsche Männer sind: Das Reich hat einen neuen Kaiser! Was sagt ihr nun dazu?"

Da fuhren sie alle in wilder Neugier empor, umringten und umtobten ihn.

„Geduld, Geduld, ihr Wackern!" überdröhnte sie der Zanter. „Gebt eurer Meinung Urlaub und horchet gefälligst der meinigen!"

„Erzählt, Albertus Zant, erzählt!"

Herr Walther und Gertrudis lauschten gespannt in die Tiefe hinab. Herr Walther hatte erregt des Mädchens Hand erfaßt, und Gertrudis entzog sie ihm nicht. So ging des Blutes Wärme hin und wieder, und beide vernahmen mit pochendem Herzen in gleicher Beklommenheit die stürmische Botschaft eines großen Weltgeschehens.

Albertus Zant erzählte:

„Ahi, das hätt' ich mir nicht träumen lassen, daß der schmächtige Stauferjüngling klettern kann wie eine Gemse. Er flog euch die Zinken und Risse empor, daß wir Männer im Gebirge wie lahme Rösser hinter ihm keuchten. Und sind wir Berggewohnten nicht ein Leben hindurch geübt, der tückischen Schluchten und Schründe Herr zu werden? Wo hat wohl das zarte Knäblein solche Kunst gelernt? Wohl kaum im sizilischen Federbettchen, in Königin-

Mütterchens Armen, beim näselnden Wigelaweia des päpstlichen Vormunds. Und seht, dieser blasse Jüngling mit den flammenden, tatendurstigen Königsaugen, er flog euch über die Berge, sehnig wie ein Edelhirsch, tollkühn wie ein Gerfalk. Er war den andern stets voran, die blonden Locken flatterten ihm im Gletscherwind. Mir aber schrie das Herz vor Stolz, denn es galt den Staufer zu führen, auf Pfaden, die keiner kannte als ich, die donnernden Schluchten des Bernina empor, in die stille, kristallene Einsamkeit, durch die starrende Öde der Karenfelder, an schauerlich gähnenden Felsen entlang, durch Eis und tiefen Schnee und grauenhafte Schutthalden. Und gleich dem jungen Kaiser hielten auch die geistlichen Fürsten sich wacker, der Erzbischof von Bari, des Papstes Legat, und unser Bischof von Trient. Wir waren nur wenige, die es gewagt hatten, den Kaiser nach Chur zu bringen.

Denn es galt, müßt ihr wissen, alle üblichen Pässe zu meiden und auf unbekannten Pfaden über die Berge zu schleichen. Wußten wir doch nicht, welche welfischen Herren auf Kaiser Ottos Befehl dem Stauferjüngling aufzulauern gedachten. Mein Herz aber schrie und schrie: Nun führe ich deinen Enkel dem Reiche zu, o Kaiser Rotbart! Die Treue, die

ich dir einst zur heiligen Meerfahrt gelobt, sie hält auch noch dem Enkel zum Fluge über das eisige steinerne Meer! Nun aber laßt euch sagen: Schon zog Kaiser Friedrich über St. Gallen im festen Konstanz ein, und alle edlen Fürsten und Grafen aus dem Thurgau, aus Schwaben und vom Rhein, sie alle begrüßten den Staufer frohlockend als ihren geliebten Herrn. So glüht des alten Barbarossas Krone wieder auf und bringt dem Reich ein neues Morgenrot!"

Da fuhren sie alle mit Ungestüm empor und klirrten mit den Schwertern und schrien: „Heil dem jungen Staufer und Heil seinem Führer Albertus Zant!"

Herr Walther spähte aus seiner einsamen Höhe, die warme Hand des lieben Mädchens in der seinen, auf das freudetrunkene Gewirr hinab, das im Qualmen der flackernden Lichter fast gespenstisch fremd erschien. Große Dinge waren es, die er da vernommen hatte, und doch — er hörte sie wie aus weiter Ferne, als wären sie nur ein Phantom, nur Worte, Worte, so daß er selbst einen Augenblick darüber erschrak, warum es ihn nicht tiefer berühre. Nun wollte sich vollziehen, was er längst erwartete: der junge Staufer hatte mit kühnverwegener Hand

des Reiches Krone an sich gerissen und durchstürmte nun die südlichen Länder seines alten Erbes, den päpstlichen Legaten sich zur Seite. Ein alter deutscher Traum begann sich zu erfüllen, doch sollte er auch den Frieden für das Reich bedeuten? Hatten nicht Untreue, Verrat und Lüge ihren Samen allzu tückisch ausgestreut auf allen Wegen? Wie konnte des Reiches und des Volkes Not gelindert werden, solang sich Kaiser um eine Krone stritten? Die Kaiser kämpften um eine Krone, aber das Volk, das schrie nach Brot und nach Gerechtigkeit. Die Kaiser begehrten, die Kirche begehrte, die Fürsten verkauften sich dem und jenen, und nirgends fanden sich Maß und unverbrüchliche Treue, ohne die des Friedens stille Saaten nimmer gedeihen mögen. Was konnte es da bedeuten, ob dieser herrschte ob jener, so lange er dem Reiche kein Friedenbringer war?

Da hörte Herr Walther Gertrudis' sanfte Stimme neben sich:

„Vernahmet Ihr des Zanters schöne Worte: Des alten Barbarossas Krone wird uns wieder glühn und dem Reiche winkt ein neues Morgenrot?"

„Ich hörte es und hörte es auch nicht", versetzte Herr Walther, aus trübem Sinnen erwachend. „Oft leuchtet Morgenröte wie Blut, und auch des Feuers

gieriger Schein verschlingt den Himmel oft wie Morgenröte. Verzeiht, daß ich kein Krieger bin, ich würde sonst fühlen wie diese dort unten. So aber, da ich nur ein Sänger bin und allzu sehr am Denken kranke, kann mir des Augenblicks gaukelndes Flammenspiel nicht allzu viel bedeuten. Mir dämmert hinter seiner Asche der morgige Tag."

Da löste Gertrudis ihre Hand mit leisem Zittern aus der seinen, und plötzlich fühlte Herr Walther ihre schlanken Arme fest um seinen Nacken. Ihre Lippen lagen warm und innig auf den seinen. Dann aber sagte sie, und ihr Haupt sank schwer an seine Brust:

„Darum ja bin ich dir so gut, dieweil du nur ein Sänger bist, du törichter Mann!"

Siebzehntes Kapitel.

In dieser Nacht begehrte Herr Walther keinen Schlaf. Er hatte den Laden seines Kämmerchens geöffnet und saß in der Fensternische, den nächtlichen Choral der Wälder unter sich, und über sich den brausenden Tanz der Sterne. Er hielt den Blick zu Gottes rätselhaftem Dom erhoben und fühlte im Angesicht der kreisenden Welten des lieben Mädchens kindlichsüße Lippen auf den seinen, und es schien ihm alles von gleicher Bedeutung, dort oben das ewig unbegreifliche Spiel und hier der scheue Gruß des bebenden Mädchenmundes, der willenlos den gleichen dunklen Gewalten gefolgt war, wie die seligen Tänzer dort oben am Firmament.

Er sprach den lieben Namen „Gertrudis" und breitete die Arme aus. Da lag das Mädchen an seinem Herzen, und nun waren sie beide nur ein Geschöpf, und Tod und Leben hatte nur einen Sinn.

Die Stunden verrannen wie Augenblicke, und erst

im Frühgrau des Morgens, da Sterne und Träume fröstelnd in sich verglommen, warf sich Herr Walther aufs Lager zu kurzem, fiebernden Schlaf. Da begrüßte ihn ein seltsamer, stiller Traum. Er sah über sammetschwarzen Tiefen schwebend eine purpurne Rose auf schlankem Stil, mit zarten grünen Blättern. Sie sagte plötzlich: Ich heiße Gertrudis. Er aber erwiderte: O liebe Herrin mein! Da sagte die Rose: Ich werde nie verwelken, sieh da! sieh da! Und nun gewahrte Herr Walther mit wehem Herzen und doch des seligsten Staunens voll, wie die Rose allmählich mit leisem, himmlischem Klingen ins Dunkel sich zu lösen begann, immer mehr und mehr an Farbe und Gestalt verlierend, bis endlich der letzte rosige Schein in tiefe Nacht entflohen war.

„Gertrudis!" schrie es da in Herrn Walther empor, „Gertrudis!"

„Entfliehe mir nicht, Gertrudis!" stöhnte er, das heiße Haupt in die Kissen vergrabend. „Entflieh mir nicht, wie du einst meiner armen Jugend entflohen bist. — — Du bist Gertrudis, die ich einstens liebte, und bist es nicht, und bist es doch. Nun weiß ich erst, wie viel du meiner Jugend warst, Gertrudis. — — Bist du es nicht, der ich einst das erste Veilchen brachte am Frühlingsfest zu Wien? Du sahst

mich an mit goldigbraunen, minniglichen Augen, und nahmst mein Herz zum Pfand und gabst es nicht zurück. — — Du warst es doch, Gertrudis? Und als ich dir das Lied vom „süßen Wahn" bei Hofe sang, vor des Herzogs strengem Angesicht und dem lichten Tag voll schöner Frauen, da sah ich einzig nur ins goldige Leuchten deiner Augen, Gertrudis. Ich sang die kecken Worte, du weißt es noch:

„Möge keiner raten mir,
Daß ich scheiden soll von diesem Wahne.
Kehrt ich jetzt mein Herz von ihr,
Wo fänd ich eine also Wohlgetane?

Du aber lächeltest mit deinem roten Mündlein, hell wie Maienwonne, und schautest sehr vergnügt. Da wähnte mein törichtes Jünglingsherz, dir seien meine Dienste genehm, Gertrudis, und da sang ich dir nun Lied für Lied, und alles zum Preise deiner Schöne und milden Zucht. — —

Dann aber mußte ich inne werden, es habe dir alles nur zum müßigen Spiel getaugt! Dein Mündlein lachte mir nicht mehr, und bald, o weh, verwehrtest du mir auch der lieben Augen heimatlichen Schein. — Da irrte mein Herz in die Fremde, Gertrudis, und weinte lange und konnte dich nie vergessen." — —

Herr Walther schreckte wirr aus seinen Träumen auf. Wie war ihm doch? Vor wenigen Stunden, was war ihm da an Süßestem, an Seligstem geschehen?

Ihm brauste fieberndes Blut zum Herzen, seine Schläfe hämmerten wild. Nun lagen wieder des lieben Mädchens unsäglich innige Lippen auf den seinen, es türmten sich, wildkochendem Meere gleich, neue Liebesfluten den alten entgegen in seinem bebenden Herzen, und wieder schrie es in ihm: „Gertrudis! Wie süß deine Lippen waren, Gertrudis! O Mägdlein, liebes Mägdlein! Nun kann ich wieder das Haupt erheben, frohlockend, als ein stolzer Mann, denn lieben Weibes minnigliche Wunder gaben mir Wert und Adel zurück. So viel vermochtest du mit deinem scheuen Kuß, Gertrudis!"

Herr Walther starrte vom Lager auf — er war allein. Er hörte Stimmen vom Hofe und Pferdegewieher und manchen Lärm des arbeitheischenden Morgens. Er griff sich an die Stirn — sie brannte heiß vom Wogen ungebärdiger Träume. Da draußen aber flimmerte und lockte zu Klarheit und kühler Besinnung der laute, unabweisliche Tag.

Achtzehntes Kapitel.

Unter den edlen Kastanien und Pfirsichbäumen im Gärtchen der Vorburg hatte sich Gertrudis eine Laube aus wilden Rosen gezogen. Dort pflegte sie gerne an schönen Vormittagen vor ihrem Rahmen zu sitzen und mit bunter morgenländischer Seide verschiedentliche kleine Abenteuer zu sticken, die sie sich selbst erdacht und entworfen hatte. So fand sich diesmal in einem köstlich grünen Waldgehege allerlei Getier in wahrhaft paradiesischer Weise zusammen: Zur Rechten und Linken eines greulichen Lindwurms saßen eine Hindin und ein Eberschwein, und hinter ihnen ein Löwe inmitten zweier Rehlein, indes, wo sonst sich noch ein friedliches Plätzchen ergeben wollte, fröhliche Hasen, Füchse und allerlei Geflügel und Gewürm durcheinander spazierten und sich befreundeten. Nie hatte sich ein reines, mit seinem Schöpfer zufriedenes Mädchengemüt ein sanfteres Bild des Daseins zusammengeträumt. Und um noch ein

übriges zu tun, hatte Gertrudis, weil sie wohl wußte, wie sehr Herr Walther den kleinen gefiederten Sängern zugetan war, in die Ecken ihres Rahmens je ein anmutiges Singvögelchen gestickt, einen Zeisig, eine Drossel, eine Lerche und eine Nachtigall, wobei sie mit den Farben keineswegs geizte und manches in ihrer Güte bunter bedachte, als am fünften Schöpfungstage vorgesehen worden war.

Mit Gertrudis auf dem gleichen Bänklein saßen ihr Bruder Leuthold und Herr Walther. Der junge Leuthold hatte nun schöne Tage; auf Gertrudis besondere Bitte war er vom gräflichen Vater, der sonst in solchen Dingen keinen Spaß verstand, für einige Zeit vom Knappendienst und mancher ritterlichen Belehrung befreit worden, und selbst der gestrenge Burgkaplan hatte im Unterricht der „sieben freien Künste" und des „kanonischen Rechtes" für ein Weilchen innehalten müssen. Denn auch in der Führung der edlen Geige und im höfischen Sang sich zu üben erschien in jenen Tagen ein gottgefälliges Werk, und so leuchtete es Herrn Purchardt von Säben ein, daß des berühmten Meisters gastlicher Aufenthalt auf seiner Burg nicht unbenützt verstreichen dürfe.

So sprach Herr Walther nun zu Leuthold manches

gute und stille Wort über den tieferen Wert seiner lieben Kunst, über Wort und Ton und Weise. Auch lehrte er ihn, die seelischen und geheimen Dinge nicht allsogleich beim plumpen Begriff zu nennen, wie alltägliche Rede es pflegt, sondern aus Gottes weiter und schöner Welt einen guten Vergleich hiezu zu finden, so daß dem Hörer, wenn er hierauf die leisen Zusammenhänge ahnt, zugleich ein lebhaftes und ergreifendes Bildnis vorschwebe, auf daß sich eins am anderen ergänze und solcherart an Kraft und tieferem Sinn gewinne. „So sangest du“, meinte er zu Leutholds, „in einem deiner letzten Liedchen an den Maien:

Wohl dir Mai, wie du beglückest
Alles rings umher,
Wie du schön die Bäume schmückest
Und die Heid' noch mehr.
Seht der Blüten Schnee!
Seht die Blümlein auf der Wiese,
Leuchtend wie im Paradiese
Rings auf grünem Klee.

Da singst du wohl von Gutem, was der Maien uns beschert, denn mancherlei Farben hat er in seinem Kram, aber doch dünkt es mir nicht lebendig, nicht fröhlich, dem menschlichen Herzen nicht nahe genug. Es ruft nach höherer Bildlichkeit. Ich will's versuchen, dir zu zeigen, wie ich's meine.“

Herr Walther sann ein Weilchen nach, dann prüfte er die Silberkehle seiner Fiedel und summte lächelnd vor sich hin:

Wohl dir Mai, wie du beglückest
Alles weit und breit.
Wie du schön die Bäume schmückest,
Gabst der Heid' ein Kleid.
War sie bunter je?
Du bist kurzer, ich bin langer,
Also streiten auf dem Anger
Blumen mit dem Klee."

Da lachte Gertrudis noch heller als der Silberton der Geige von ihrem Stickrahmen auf. „Wie sagtet Ihr, Herr Walther! Ach Gott, das ist doch lustig über alle Maßen:

Du bist kurzer, ich bin langer,
Also streiten auf dem Anger
Blumen mit dem Klee.

Doch ihre Blicke sagten ihm: O Meister, lieber Meister!

Herr Walther aber verirrte sich in das Labyrinth dieser goldtiefen Augen und dachte: Du liebes, liebes Mägdlein du!

Auf dem Wege, der durch mancherlei Buschwerk zur Rosenlaube führte, näherten sich vorsichtige Schritte. Ein jüngerer Mann im dunklen Habit eines

Geistlichen stand plötzlich vor Herrn Walther. Aber er begrüßte ihn nicht, und sah, als wäre er und Gertrudis gar nicht vorhanden, mit finsterer Strenge auf den Knaben Leuthold.

„Es ziemte dir besser, du säßest an meiner Seite und lerntest Gefüge und Moraliteit. Es mag dir wenig nützen, von Blumen und dem Klee zu fiedeln, wohl aber könnte es dir frommen, dem Worte des Herrn zu lauschen, der da spricht durch den Evangelisten: Jeder Baum wird einst an seiner Frucht erkannt. Von den Dornen sammelt man keine Feigen, keine Weintrauben von den Hecken. Wie du säest, wirst du ernten. Auch sprach er durch Matthäi: Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafpelzen zu euch kommen. Inwendig sind sie wie reißende Wölfe."

Nun warf er seinen düster flackernden Blick auch auf Gertrudis. Dann wandte er sich und ging.

Herr Walther hatte nicht übel Lust, zu lachen, doch bezwang er sich, des Knaben wegen. Gertrudis aber blickte ernst, ja fast bekümmert vor sich hin.

„Er gilt bei meinem Vater viel", sagte sie leise. „Auch meint er es mit Leuthold gut, trotz seiner gestrengen Art. Herr Bischof Konrad hat ihn uns empfohlen, das ist nun schon zwei Jahre her. Sein

Vorgänger im Amte, unser guter Pfarrer Heimo, betraut jetzt unser Kapellchen unten auf Branzoll. Was ist das für ein frohgemuter, uns allen treu ergebener Mann! Zwar donnert er in seinen Sonntagspredigten, wie ein alter Kriegsmarschalk, und flucht dazu wie ein Waffenschmied, aber wir wissen es alle, sein Herz ist ehrenfest und reich an Güte."

Herr Walther verstand, was dieses Lob des einen für den anderen bedeuten sollte.

Er schickte sich eben an, in Leutholds Unterweisung fortzufahren, als vom unweiten Pfauengehege Gespräch und Gelächter sich näherte.

„Ihr saht ihn doch, mon cher Chevalier de Clusa, oder saht Ihr ihn nicht?" neckte Frau Utas Stimme. „Ihr müßt ihn doch gesehen haben, wie erbost er dreinsah, als ich ihm den Spiegel vorhielt, dieser Männerschönheit von einem Pfau. Es schien ihn schwer zu kränken, daß noch ein zweiter so herrlich gefiedert sei wie er. Ich denke, den werden wir bald verspeisen. Doch seht, da sitzen sie ja in der Rosenlaube. Guten Morgen, Gertrudis! Guten Morgen, Herr Walther!"

Frau Uta von Tirol erschien, zur Rechten Herrn Gerhard Atze, zur Linken Herrn Rupert von Clusa. Und der ihr kunstgerecht den Mantel nachtrug, war

kein Geringerer als der Knabe Ulrich von Lichtenstein. Wie kam der Junge unter Frau Utas Gesinde?

Sie vermittelte indessen, halb mütterlich, halb schwesterlich vertraulich, die Bekanntschaft der beiden schwärmerischen Jünglinge.

„Ich lege für meinen Ulrich ein Wort bei Euch ein, Herr Vogelweider", sagte sie. „Auch dieses edle Kindelin hat Sehnsucht nach dem Kranz des Sängers. Verhelfet ihm ein wenig zu dieser Werdekeit, die ihm höher steht als Schildesamt. Da Ihr Leuthold unterrichtet, fällt wohl auch ein fruchtbar Körnchen für den Ulrich ab."

Dann fuhr sie leiser fort: „Es ist mir doch gelungen, wie Ihr seht, den Knaben eine Weile mitzunehmen. Er ging ungern genug. Nun will ich mich bemühen, ihm die tollen Gedanken an Herzogin Beatrix auszutreiben. Noch ahnt die Gute nichts, und vielleicht vermag ich es, ihr den verwegenen Garzun geheilt zurückzubringen. Doch ist meine Hoffnung nicht allzu groß. Er nahm sich, denkt Euch, vom Tafelwasser seiner Herrin eine große Feldflasche mit und trinkt nun täglich des Morgens und Abends ein winzig Schlücklein, als wär's heilkräftige Medizin. Ich hoffe, das Wasser wird nicht lange reichen. Doch seht, jetzt nimmt er Leutholds

Geige und will uns etwas zum besten geben. Da mögt Ihr gleich erwägen, was er kann."

Der junge Lichtensteiner hatte sich wirklich der Geige Leutholds bemächtigt und stellte sich nun ohne Furcht und Zagen in der Mitte der Rosenlaube auf. Es war ihm offenbar darum zu tun, Herrn Walther zu zeigen, daß er seiner Unterweisung nicht unwürdig sei. Vielleicht geschah es auch dem Rat Frau Utas gemäß, kurz — der Jüngling begann vorerst ein zierliches Präludium in pizzicato und bewegte sich dabei in anmutiger Weise immer einige Schritte vor und wieder zurück, das Haupt im Takte wiegend, wobei er solcherart sein lebhaft bewegtes Liedchen als sein eigener Tänzer begleitete und bestärkte. Dann sang er mit weicher, fast mädchenhaft biegsamer Stimme:

In dem Walde süße Töne
Singen kleine Vögelein.
Auf der Heide blühen schöne
Blumen zu des Maien Schein.
Also blüht mein hoher Mut
Im Bewußtsein ihrer Güte,
Die mir reich macht das Gemüte,
Wie ein Traum dem Armen tut.

Die viel Süße, Wohlgetane,
Frei von Trug und treu und stet
Lasse mich im lieben Wahne,
Wenn es jetzt nicht anders geht.

Daß die Freude lange währ',
Ich vor Weinen nicht erwache,
Nein, dem Trost entgegenlache,
Der von ihrer Huld kommt her.

Es war nun, trotz der leisen Lächerlichkeit des allzu verfrüht im Herzen Erkrankten, seltsam rührend zu sehen, wie ihm, je länger er sang, um so zahlreicher große Tränen die vollen Backen hinabrollten. Er hielt dabei seine Blicke wie verzaubert zur Rosenhecke empor, als luge dort das vornehme blasse Antlitz der erlauchten Herrin aus lieblicher Umrahmung. So zeigte er sich dieserart als ein klägliches und doch ergreifendes Opfer von Frau Minnens Mächten, das alle nachdenklich stimmte.

Nur Herr Rupert von Clusa näselte: „Parbleu, nicht übel, mein Junge. Aber merke dir: Mit solcherlei Geschluchze und Seufzerlein erwirbt man nicht attendierenden Weibes Zärtlichkeiten. Der Damen Herz steht weniger nach blassen Kanzonen, als nach roten Küssen. Gedulde dich, bis du ein ganzer Chevalier wirst, und wisse sie dann mit starken Armen zu embrassieren, dann wird es dir an Huld nicht fehlen, mon cher petit —"

„Ihr spendet plumpe Lehre," fiel ihm Herr Walther erregt ins Wort. „Die Frauen, die Ihr meint, sind jene, die Ihr kennt. Wie arm und niedrig

denkt Ihr von den Frauen! Wenn dem so wäre, wie Euch dünkt, dann ginge längst Frau Welt aus allen Fugen, denn, ob Ihr es glaubt oder nicht, im Tiefsten ist es edlen Weibes Maß und Zucht, was all unser Leben im Reich zusammenhält. Wo niedere Minne im Lande siegt, gedeiht auch sonst nichts Hohes mehr. So lange aber edle Frauen sich selbst noch ehren, werden sie ihre Minne stets dem Würdigsten zu spenden wissen und also einen Teil der göttlichen Gerechtigkeit bedeuten, die seit Urzeiten hohle Spreu vom Weizen zu sondern gewußt hat."

Der von Clusa bemühte sich, sarkastisch zu lächeln. „Ihr hättet Fastenprediger werden sollen, mein werter Troubadour, denn Ihr wißt Eure Worte so glatt ins Erhabene zu wenden, wie man Gott eine Messe dedizieret. Ich aber goutiere das Schmachten nicht und nehme die Frauen wie sie sind!"

„Das heißt, wie sie Euch erscheinen!" erwiderte Herr Walther ruhig. „Ihr tut mir leid, Ritter Clusa, denn Ihr habt in der Fremde vergessen, wie man deutsche Frauen ehrt. Und das ist schade! Wenn Ihr den Glauben an höhere Minne verloren habt, so ging gar viel auch in Euch selbst verloren. Es ist mit den Frauen wie mit Gott und allem Schönen auf Erden: Wißt Ihr nur recht an sie zu glauben,

so sind sie bald aufs innigste bei Euch. So liegt es nur in Eurer Hand, ob Ihr reich sein wollt oder arm."

„Du aber bist auf dem richtigen Wege", fuhr Herr Walther fort, dem Knaben Ulrich zugewandt, wobei er ihm den Arm liebkosend um die Schultern legte. „Laß die Freude an den lieben Frauen stets in deinem Herzen sein, und wenn dir andere sagen, daß du Torheit treibst, so sage ihnen, daß auch Torheit süß sich opfert auf solch lieblichem Altar!"

„Klüger aber wäre es, mon petit garçon", höhnte Ritter Clusa, „du bliebest des Spruches des alten Kürenbergers eingedenk:

„Die Frauen und das Federspiel
Die werden leicht wohl zahm,
Weiß man sie recht zu locken,
So folgen sie dem Mann."

„Mäßigt Euch vor diesem Knaben", raunte ihm nun Frau Uta entrüstet zu. „Müßt Ihr überall zerstören?" Ihre dunklen Augen blitzten den Frechen in ungestümer Empörung an.

„Zerstören möchte ich wohl", flüsterte dieser heiß zurück. „Blüht doch Euer Mündlein heut' so schwellend rot, herztraute Gräfin, als hättet Ihr eben ein Röslein verspeist. O, mon Dieu, hier wäre süß zerstören!"

Frau Utas schönes Antlitz ward einen Augenblick

von jäher Röte überflammt, dann aber wich ihr alles Blut aus den Wangen, und ihre feinen Nüstern bebten.

„Man wird Sorge tragen müssen, Euch zur Besinnung zu bringen“, sagte sie mit eisiger Würde. „Ich wünsche von Euresgleichen nicht mehr belästigt zu werden. Versteht Ihr mich wohl?“

Der von Clusa verbeugte sich in erzwungen scherzhafter Ehrerbietigkeit, aber sein Lächeln schien häßlich verzerrt und seine Augen blitzten heimtückisch auf.

„Heute zu Abend wird es heiter auf Branzoll“, lenkte Frau Uta ab. „Fahrende Gaukler sind über den Brenner gekommen und künden Zauberspiele und sarazenische Tänze an, die sie im heiligen Land erlernten, wie sie behaupten. Dein Vater, Gertrud, ließ im Hofe alles würdig vorbereiten.“

„Ich liebe diese Spiele nicht sonderlich“, versetzte Gertrudis. „Diese armen Leute quälen sich zum Gotterbarmen, und hinter all ihren Künsten und Flittersprüngen grinst die blanke Not. Doch will ich mit dem Vater sprechen, daß man sie gut bewirte.“

Frau Uta hatte sich indessen wieder zu den Pfauen begeben, und die beiden Kavaliere waren ihr gefolgt. „Wir wollen zum Imbiß,“ sagte Gertrudis, sich erhebend, und reichte Leuthold ihren Rahmen und das elfenbeinerne Kästchen, worin sie ihre Seide

verwahrte. „Trag' dies in meine Kemenate, Leutholb, du kannst den Weg durch den Baumgarten nehmen und dem Lichtensteiner deine Sperber zeigen."

Kaum aber hatten die Knaben sich entfernt, ergriff Gertrudis Herrn Walthers Rechte und barg ihr erglühendes Antlitz darin, als wollte sie ganz von dieser Hand umschlossen und behütet sein. Dabei entrang sich ein weher Seufzer ihrer Brust, so herzenswund und tief bekümmert, daß Herr Walther erschrocken auffuhr: „Gertrudis! Was ist Euch, liebe, liebe Gertrudis?"

Sie aber preßte seine Hand heiß gegen Stirn und Augen und sagte mit zitternder Stimme: „Edle Frauen, die sich selbst noch ehren, wissen ihre Liebe dem Würdigsten zu spenden. So meintet Ihr doch? Ach, Herr Walther, sie tun es, selbst wenn es ihr Unglück bedeutet." — — —

Am frühen Nachmittag ritt Gräfin Uta nach Branzoll zurück, wo sie die neuen Prunkgemächer im Pallas bewohnte. Herr Atze war schon früher hinabgegangen, und so mußte sie sich wohl oder übel Herrn Rupert von Clusas Begleitung gefallen lassen. Aber ihr sonst so frohes Antlitz blickte fremd und abweisend, so daß Herr Rupert kein freches Wörtchen mehr auszuspielen wagte. Der Säbener Burgweg

mit seinen gefährlichen Steilen bedingte es aber, daß der Ritter abzuspringen und das Roß der Dame zugleich mit seinem eigenen am Zaumzeug zu führen hatte. Und, ob es nun des Tieres Ungeschicklichkeit mit sich brachte, oder Herr Rupert selbst dafür gesorgt hatte — es begab sich plötzlich an jäher Wegeswende, daß das Roß Frau Utas strauchelte und die schöne Frau mit leisem Angstschrei aus dem Sattel glitt.

Aber schon hatte sie Herr Rupert mit starken Armen erhascht, und im selben Augenblick brannten seine Lippen auf den ihren, wie rasend, in stöhnender Leidenschaft.

Aber es war nur einen Augenblick. Denn gleich darauf stießen ihn Frau Utas starke Arme mit Heftigkeit von sich, und nun ließ sie, noch ehe er es hindern konnte, ihre Reitgerte mit solcher Wucht auf seine wohlrasierte Backe niedersausen, daß allsogleich ein flammendes Mal darauf erstand.

Dann blieben sich die beiden eine Weile gegenüber, Aug' in Auge, schwer atmend, keines Wortes mächtig. Zum gelb und blutig flackernden Panier des Hasses hatte sich nunmehr entrollt, was früher nur ein harmlos flatterndes, rosiges Fähnlein höfischen Liebesgeplänkels gewesen war. Der Mann, todblaß im Angesicht, zum Sprung wie ein Raubtier

geduckt, um die grenzenlose Schmach zu rächen, die Weibeshand ihm angetan. Das Weib, die schmiegsame Waffe in der kleinen, festgeballten Faust, jeden Augenblick bereit, ihre Ehre aufs neue grimmig zu verteidigen.

Doch hätte es einen bösen Kampf für die arme Frau Uta gegolten, wenn sich nicht talwärts plötzlich Stimmen genähert hätten, die den wutschnaubenden Galan ein wenig zur Besinnung brachten. Knechte waren es, die Schlachtvieh zur Höhe trieben und nun Mühe hatten, an den Pferden der Beiden vorbei zu kommen. Da galt es mitzuhelfen und die Tiere zu beruhigen, und indessen verlor der Augenblick seine Furchtbarkeit. Auch kamen Mägde aus Säben hinter den Beiden zu Tal, und so konnte Frau Uta beruhigter sein. Herr Rupert aber knirschte ihr aus wutblassen Lippen zu: „Euer stolzes Mündchen, tapfere Gräfin, wird in Bälde die Schandmarke küssen, die Ihr mir heute zugefügt. Das schwör' ich Euch, so wahr ich der von Clusa bin."

„Ihr werdet heute noch Branzoll verlassen," sagte Frau Uta kalt, ohne ihn anzublicken. „Und so Ihr jemals wieder vor meinen Augen erscheint, werden des Grafen von Tirol Gerichte Euch zu fassen wissen."

Neunzehntes Kapitel.

Von all den Gästen, die der fahrenden Gaukler wegen sich abends auf Branzoll einfanden, wurde keiner mehr bestaunt, als Albertus Zant. Es war eine große Seltenheit, daß der bergeinsame Recke aus seiner Wildnis im Grödener Tal, wo er ein bescheidenes Anwesen besaß, zu den Menschen und ihren Lustbarkeiten herniederstieg.

Noch seltener aber war es, daß er seine Gattin mit sich nahm, wie es heute geschah. Diese Frau, die rings im Lande kaum weniger beredet wurde, als Gertrudis' abenteuerliche Tanten, war eine Sarazenin namens Sit Alscham, die sich der Zanter vom Kreuzzuge heimgebracht hatte, was ja damals nichts Ungewöhnliches war. Das Seltsame lag nur darin, daß dem Albertus Zant niemals auch nur im Traume eingefallen war, seine Gattin taufen zu lassen und seine Ehe kirchlich zu rechtfertigen. Er bestand vielmehr darauf, daß sie dem Glauben ihrer Väter

treu bleibe, und pflegte zu sagen, es werde nicht schaden, wenn sie für ihn zu ihrem Gotte bete, indessen er mit dem seinigen sich auseinandersetzen wolle, denn er sei fest überzeugt, daß alle Götter im Jenseits einander gar wohl verstünden, worin sie sich ja von den Menschen unterschieden, und daß sie oft in schöner Ausgeglichenheit es nicht versäumen, ihre Schützlinge sich gegenseitig zu empfehlen. Zu dieser etwas ketzerischen Ansicht war der Zanter, wie man sich erzählte, während seiner Gefangenschaft im sarazenischen Heere gekommen, wo er, wie die Sage ging, durch seine Urwüchsigkeit und Mannesechtheit das Wohlgefallen des großen und weisen Sultans Saladin in so hohem Maße erregt hatte, daß dieser ihm Leben und Freiheit schenkte und ein schönes Sarazenenweib dazu. Und nun hatte Albertus Zant, als er wieder bei den Seinen war, gemeint, es wäre schlimmer Undank und ein böser Mißbrauch dieses lieblichen Geschenkes, wenn er es irgendwie umtaufen oder sonst verändern wollte, und er wußte diese ungewöhnliche Ansicht so hartnäckig zu verteidigen, daß man ihn schließlich zufrieden ließ. Vor allem verdankte er aber seine Unangefochtenheit dem Schutze der beiden Bischöfe von Brixen und Trient, die diese seltsame Ketzerpflanze, die im übrigen ein kreuz=

braver, ritterlicher Degen war, mit Lächeln sich gefallen ließen, wie man irgendein exotisches Ungeheuer im Käfig hegt, von dem man weiß, daß es weiterhin nicht schadet.

Frau Sit Alscham, im Volksmund Sitltscham genannt, war längst nicht mehr in ihrer ersten Jugend, aber noch trug sie die Spuren ihrer fremdartig weichen Schönheit in den rauhen Bergen herum und war ihrem Gatten, den sie herzlich liebte, den Sitten ihrer Heimat gemäß eine stille und widerspruchslose Dienerin. Dabei aber wußte sie ihr eigenes Gesinde auf lächelnde Weise im Zaum zu halten und räumte sich mit ihrer unerschütterlichen Sanftmut alles Gestreite und nachbarliches Gezänke entschieden aus dem Wege, wie ein lauer Frühlingsföhn die unnütze Spreu des Herbstes sieghaft vor sich hintreibt. Sie kleidete sich gerne morgenländisch, was auch dem Wunsche des Zanters entsprach, und saß nun in ihrer vielfarbigen Seide zwischen Frau Uta und Gertrudis an der langen Tafel, die im Laubengange des großen Saales gerichtet war. Man schaute hier durch grüne Arkaden in den Hof hinab, wo sich Tische für die minderen Gäste und eine Tribüne für die Gaukler befanden.

Auch Gertrudis' Tanten hatten sich eingefunden:

Die stillnachdenkliche Dietmuda wie stets im Trauergewand, den Mantel über der Brust durch einen Rosenkranz statt der üblichen Spangen und Schnüre zusammengehalten, und sonst ohne jeglichen Schmuck; Frau Siguna im stechend gelben Staatskleide, herausfordernd wie eine Kriegsgaleere; und Tante Wandula mit zartgeschminkten Wangen, jungfräulich bebändert, das Herz des armen Gufidauners, der unverdrossen ihr zur Seite schmachtete, als Katzenspielzeug zwischen den Krallen.

Albertus Zant war nicht der Gaukler wegen gekommen. In seiner geraden, waldhaften Art sagte er zum Vogelweider:

„Ihr seid der Mann, den ich lang schon zu schauen ersehnte. Ich kenne viele Eurer Lieder, und sie sind mir lieb. Aber es wurde, Ihr verzeiht, schon so viel an Minne im Lande gesungen, daß selbst ihr edlen Meister nur hellere Flöter im Chor der emsigen Nachtigallen seid. Aber eines, Herr Walther, läßt Euch groß und herrlich vor all den andern erscheinen: Ihr habt ein Herz für Euer Volk, Ihr dient den edelsten aller Damen, Deutschtum und Reich genannt, Ihr wißt die blanke Schärfe Eures Wortes, wie noch keiner sich getraute, gegen den Fremdling in Rom zu schwingen, der die Welt im Namen jenes

Heilands zu beherrschen vorgibt, der nichts von Herrschaft wußte, sondern nur von Liebe. Reicht mir die Hand, Herr Walther! Oft, wenn ich droben in todstiller Schauerlichkeit meiner einsamen Felsen saß und auf Gemse und Steinbock lauerte, sang ich im stillen manche Eurer großen Weisen und maß ihres Edelbaues geheimnisreiche Dreiheit an den wundergewaltigen Werken des allergrößten unbekannten Schöpfers da droben, und ich kann Euch sagen, lieber Meister, sie vertrugen Maß und Weite der großen Unendlichkeit. Das deuchte mir stets die letzte Probung für Menschenwerk, es sachte ans Herz der kristallenen Schöpfung da droben zu legen, wo Gletscherkronen in stillen Einsamkeiten funkeln und nichts zwischen Himmel und Erde mehr das göttlich Reine und Wahre durchmenschlichen und durchlügen kann. Und Ihr, Herr Walther, habt die Prüfung bestanden, und das war es, was Albertus Zant Euch sagen kam."

In diese hohen Worte des Zanters, die Herr Walther in tiefer Ergriffenheit zu verneinen suchte, fiedelten und quietschten wunderlich genug die kümmerlichen Instrumente der Gaukler, die eben unter Fackelschein ihren Einzug in den Hof hielten. Als wollten sie mit einem Schlage den Beifall

des Abends erzwingen, ließ jede dieser gliederdünnen, flitterüberputzten Notgestalten, indes sie eine hinter der andern, vor den Gästen sich verneigend, vorüberschritt, ein Stückchen ihrer Künste spielen, wobei mit Flöte, Dudelsack und Pauke ein höllischer Lärm geschlagen wurde. Es waren auch etliche „Spielweiber" unter ihnen, alle den Saum des kurzen seidenen Vagantenrocks in Lappen zerschnitten, wie gestrenger Brauch es damals verlangte, auf daß sie nicht mit ehrsamen Frauen verwechselt würden. Diese Weiber vollführten, gleich den männlichen Genossen, ein grellmißtöniges Geschrei, als wollten sie den großen Augenblick hiedurch bekräftigen, und da auch allerlei dressiertes Getier, wie Affen, Hunde, Böcke und Papageien, aus Leibeskräften mitsang, gab's im hallenden Burghof ein Getöse, als stünde der Jüngste Tag bevor.

Dann aber brachen sie alle mit einem Schlage ab und schickten sich nun an, ihre Künste im einzelnen spielen zu lassen.

Da war es aber Herr Eppo von Angerhaimb, der feierlich vor die Estrade trat und den Fahrenden zurief: „Auf daß ihr alle, ihr Fatzmänner und Katzenritter, die ihr mit Zähnefletschen Geld für Ehre zu nehmen wißt, am heutigen Abend mit Pläsier und

Spucke eure liederlichen Knochen schwingt, sendet euch meine vieledle Herrin, die Gräfin von Tirol, diesen viel zu großen und unverdienten Beutel wohlgeprägten brixnerischen Silbers."

Er sprach's und schleuderte das Säckchen so heftig ins Gedränge der laut aufjubelnden Gaukler, daß die klingenden Münzen weithin sprangen und mit Gepuffe und Gebalge von den Fahrenden aufgelesen wurden.

Sobald dies nun geschehen, löste sich einer aus der Menge, ein langer, ungeschlachter Mensch mit schielenden Blicken, der offenbar der Häuptling der Bande war, und sprach ganz ohne Verlegenheit, vielmehr mit frecher, großgebärdiger Grandezza:

„Viel Dank und St. Martinus Lohn, erlauchte Gräfin von Tirol und all ihr tapferen Ritter und schönen Damen! Nun sollt ihr unerhörte Dinge schaun, dergleichen hie zu Orte noch niemals sich ereigneten. Heia, wer könnte auch mit uns, den großen Joculatores Saltarellus et Fallandrellus aus dem Lande Böheim sich vergleichen, die den edelsten Künsten der Länder im Abend nunmehr auch die köstlichsten Wunder des Morgenlandes gesellen? Wer kehrte je mit reicherer Beute beladen von heiliger Meerfahrt heim? Wem erschlossen sich heller

die siebenfachen Pforten zaubergewaltigen Wissens? Wer steht nun näher als wir an aller Weisheit Anfang und Ende? Denn: wer kann gleich uns das Feuer fressen und Steine zerkauen, sich dreimal rücklings überschlagen, Eidechsen lebendig verschlingen, auf Nägeln schlafen und durch Reifen springen, mit Schwertern spielen und mit Hunden tanzen, singen wie die Nachtigall und pfeifen wie das Reh? O, wenn ihr dies alles gesehen, ihr edlen Ritter und hohen Damen, dann werden eure milden Hände wie Gottes Sieb durchlöchert sein, und allenthalben wird es Gaben regnen auf die armen Joculatores. Dann werden wir durch all die Länder fernhin ziehen und laut den Ruhm Branzolls und Säbens verkünden, des guten Spruchs der Fahrenden eingedenk:

„Wen fahrende Leute suchen,
Der wird an Ehren reich.
Wem fahrende Leute fluchen,
Der wird in Schanden bleich.“

„Ob's wohl schad' wär', wenn ich ihm einen Pfeil durch die Gurgel schickte?“ meinte der Zanter zu Herrn Walther.

„Er ist erfüllt von eigener Größe,“ lächelte dieser, „und daher zu entschuldigen!“ Ihm war, als hätte er den redseligen Kumpan schon irgendwo gesehen.

Und auf einmal entsann er sich — es war der freche Gesell, der ihn an jenem Morgen nach der Nacht des Kinderkreuzzugs im Inntal angebettelt und behauptet hatte, ihm sei das tanzende Mädchen von den Kreuzzugsmönchen entführt worden. Gertrudis' Boten hatten doch Nachricht gebracht, das Kind sei wieder geholt worden? Herr Walther durchspähte die Reihen der fahrenden Frauen, die Trommeln und Pauken schlagend die Bühne umtanzten. Doch war das Kind nicht unter ihnen.

Indessen hatte der Gaukler begonnen, auf einem großen blumenbestreuten Teppich allerlei halsbrecherische Kapriolen zu schlagen, wobei er aber keineswegs vergaß, vor jedem Sprunge sich mit Andacht zu bekreuzen.

„Er irrt sich," meinte der Zanter grimmig, „es wird unserem Herrgott keineswegs einfallen, sich an seinen Sprüngen zu beteiligen. Wie tief entwürdigen wir das Göttliche, da es zu solcher Frist gerufen wird. Und drüben, seht Ihr, sitzen die Herren Kapläne und nicken wohlgefällig. Wie steht Ihr, Herr Walther, zu diesen Vermittlern zwischen dem Göttlichen und uns? Ward Euch niemals mit Schrecken inne, daß nur wir Menschen es sind, die ihrer bedürfen? Alles, was Gott ansonsten erschuf, Wald

und Wasser, Wild und Wiese, es spricht geradeaus zu seinem Schöpfer, liebt ihn mit eigener Liebe, lobpreist ihn aus eigener Kraft. Nur uns Menschen blieb es vorbehalten, Vermittler zu suchen zwischen uns und dem Herrn, auf daß es uns ergehe, wie feigen Vasallen, die nicht geradeaus vor ihres Königs Antlitz zu treten wagen, und erst von seinen Höflingen und Dienern auf Herz und Nieren und fromme Gaben geprüft werden müssen, ob wir auch wert und würdig sind, das Angesicht des Herrn und Vaters zu schauen. Was sagt Ihr, Herr Walther, zu alledem?"

Herr Walther nickte wehmütig lächelnd vor sich hin. „Solche Gedanken, Albertus Zant, entstehen im klaren, unbestechlichen Licht der Bergeseinsamkeit. Aber glaubt mir, sie taugen nicht unter die Menschen. Ihr habt den Glauben des Einsamen, aber die Menschen wollen nicht einsam sein. Sie wollen mit ihrer Andacht nicht Gottesfeste, sondern Menschenfeste feiern, sie drängen sich in Scharen zusammen, sie ordnen sich nach vermeintlichen Würdigkeiten, sie rufen nach Führern und Sprechern in der Menge und wollen also durch sich selbst geknechtet sein!"

„Wie seltsam!" sagte Albertus Zant. „Nun war es mir, als hörte ich eine Stimme in mir selbst,

denn oft schon rang ich nach Versöhnung, wie sie jetzt in Euren Worten lag. Aber so oft ich wieder den Tälern entstieg, die klaren, schweigenden Höhen empor, wo das Atmen der Berge selig den Himmel berührt, entschlug ich mich wieder mit Jubel der knechtischen Versöhnung und wußte: nur der Einsame betet zu seinem Gott."

So sprachen die beiden Männer in aller Stille von den großen und letzten Dingen, indes zu ihren Füßen die Narrheit brandete und nach dem Beifall der Menge schrie. Nur eine war es, Gertrudis, deren milde Blicke wie ein leiser Segen auf Herrn Walther und dem Zanter lagen. Der Gaukler klägliches Possenspiel berührte ihre Seele nicht, es glitt wie wesenlos ab von ihr. Und so oft Herr Walther ihren Augen begegnete, las er darin die unverkennbaren Worte: Du Liebster, ich möchte in dir geborgen sein!

Zwanzigstes Kapitel.

Zu dieser Stunde schlich Herr Rupert von Clusa, Frau Utas Warnung zum Trotz, mit Wissen des Turmwarts Ogo nach Branzoll herein. Er hatte es nämlich nicht verschmäht, seine Streifzüge ins Reich des Ewig-Weiblichen seit einiger Zeit auch auf Frau Utas hübsche Zofe Osmia auszudehnen, und das törichte und keineswegs sittenstarke Mädchen war den scharfen Werbungen des eleganten Ritters nur allzu leicht erlegen. So hatte nun Herr Rupert eine zärtliche, ihm völlig ergebene Geliebte gewonnen, die zugleich die erste Dienerin Gräfin Utas war und über das Tun und Lassen ihrer schönen Gebieterin Bescheid wußte, wie nur je ein dienstbarer Geist über irdischen Wandel seiner Herrschaft. Das war Herrn Rupert aus mehrfachen Gründen willkommen. Immer heißer flackerte wüstes Begehren durch seine schrankenlose Sinnlichkeit, und seine Liebespläne türmten sich immer verwegener. Er hatte unter an-

derem gehofft, durch Frau Ilkas Zofe irgend eine kleine Entgleisung aus dem jungen Leben ihrer Gebieterin zu erfahren, mit der er hätte verruchten Wucher treiben können. Aber dieses heitere, klare Frauendasein war wie ein ungetrübtes, von mildverschwiegenen Blümlein umsponnenes Waldquellchen aus seiner reinen Kindheit in den starken Strom des Lebens gemündet und völlig untadelbar geblieben nach außen und innen. Ein halbwegs Besserer als Herr Clusa hätte daraus eine rührende Lehre gezogen, ihm aber brachte es nichts als neue Feuerzehrung in die Brände seiner Leidenschaft.

Da Herr Rupert bisher nicht auf Branzoll, sondern im Städtischen Klausen Unterkunft gefunden hatte, bedurfte er, um nächtlicherweile auf seinen Katerfahrten zu schleichen und zu weichen, der besonderen Freundschaft des würdigen Wächters Ogo. Er hatte daher bereits am ersten Tage als kundiger Kavalier dem verschmitzt lächelnden Alten einige Silbermünzen in die Hand gedrückt, worauf dieser, noch ohne seine Gegenleistung zu kennen, kurzerhand erwiderte: „Ich weiß!“ Diese zwei bedeutungsvollen Wörtchen waren Herrn Ogos Lieblingsspruch, und sie waren keineswegs unberechtigt, weil Herr Ogo, wie es einem braven Türmer geziemte, tatsächlich

alles wußte, was bei Tage oder in nächtlicher Stille auf Schloß Branzoll sich zutrug. Und das war nicht wenig. Wenn Herr Ogo gewollt hätte, so hätte er nur ein Viertelstündchen lang mit unschuldiger Miene vom Turme rufen brauchen, was er eigentlich alles wisse, etwa wie ein türkischer Mueddhin von den Zinnen des Minarets zum Gebete ruft, und der Frieden unter dem Burggesinde hätte sich unversehens in ein tobendes Kampfgetümmel verkehrt. Gatten hätten sich betrogen, Freundinnen verraten, Liebesleute entlarvt gesehen, und sühnendes Blut wäre reichlicher geflossen als die Fluten des wilden Thinnebachs in den Vater Eisack.

So vieles wog Herrn Ogos Schweigen. Aber er hatte das Schwätzen längst verlernt. Er war im Laufe erfahrungsreicher Zeiten ein getreuer Wächter aller geworden, meinte es mit jedem gut und verdiente überdies viel Geld mit solcher Milde. Nur war es, besonders in den tollen Frühlingsnächten, kein allzu leichter Dienst. In solchen Nächten stand Herr Ogo, der lächelnd Wissende, in reger Sorge auf den stillen Zinnen seines Bergfrieds und spähte emsig nach den ersten Bringern kühler Morgenbotschaft: dem leisen Verflimmern des Morgensterns, dem ersten verschlafenen Vogelruf, den rosigen Rän-

dern ferner Wandervölklein, und plötzlich fand er es angemessen, den ersten Warnungsruf ertönen zu lassen:

Ich singe, ich sage,
Es ist an dem Tage!

Da öffnete sich verstohlen irgendwo ein Lädchen im Gemäuer, und ein rosiger Arm ward sichtbar, Herrn Ogo zu deuten, daß man seine Mahnung wohl vernommen und der Liebste nun mit des Pförtners Hilfe durchs Tor entschlüpfen werde.

Oder aber es flog ein bittendes Grüßen zum Turm hinauf, das sollte sagen: „Ach, zögere noch, du harter Wächter, ach warte noch ein Weilchen, des Liebsten Küsse sind so süß!"

Da wiegte Herr Ogo sein graues Haupt und prüfte das Für und Wider, und entschied sich, wie's der Augenblick gebot. Oft wartete er ein Weilchen zu und sang nun selbst ein altes „Tagelied", das kündete zärtliche Zwiesprach, die der Ritter mit der Liebsten in geheimer Kammer hält. Es war ein Lied, worin der Ritter glaubt, es helle der Mond das Zimmer; doch ist's der weiße Leib der Geliebten, der also leuchtet.

Dann aber besann sich der Alte des immer drohender aufsteigenden Morgens, und er mahnte die Säu-

migen mit einem anderen Liede, das jeweilig mit den wohlmeinenden Worten schloß: „Maß ist in allen Dingen gut."

Doch falls auch dies die Säumigen nicht weckte, erhob er seinen Warnruf immer stärker und stärker, je höher der Tag emporstieg, bis ihm endlich nichts anderes übrig blieb, als das sündig verschlafene Pärchen in „Gottes Pflege" zu stellen, was dann leicht ein gefährliches Ende nehmen konnte.

Solcherart war der Mann, dessen Gunst Herr Rupert von Clusa benötigte. Doch hielt ihn jener nur für einen harmlosen Liebhaber der hübschen leichtsinnigen Zofe Osmia.

Und so gelang es Herrn Rupert auch heute, unvermerkt durchs Pförtchen zu schlüpfen, während alles auf Branzoll um die Gaukler versammelt war. Er schlich in die Schlafkemenate der Gräfin und blieb inmitten des stillen Gemaches stehen. Musik, Gelächter und drollige Schreie der dressierten Tiere drangen verworren herauf. Durch die schmalen offenen Fenster aber starrte der schweigsame dunkle Bergwald herein, darüber der nächtliche Himmel voll flimmernder Sterne.

Frau Utas Schlafgemach ward von einer kleinen Ampel rotdämmernd erhellt, die zu Füßen eines

Kruzifixes brannte. An der reichgeschnitzten Schlummerstätte in der Ecke waren die Seidenvorhänge zugezogen. Daneben befand sich die hölzerne Badekufe, das spiegelnde Wasser mit dunklen Rosenblättern bestreut. Auf geräumigen, kostbar verzierten Truhen und allerlei kleinen Tischen und Kästchen stand und lag, was Damen der vornehmen Welt zur Toilette benötigten, Fläschchen und Dosen mit Wohlgerüchen, Bürsten und Strähler, kunstvoll eingekapselte Spiegelchen, wertvolle Nadeln und zierliche Kämme aus Elfenbein. Herr Rupert durchspähte den stillen, beredt-verschwiegenen Raum, wo alles die schöne Herrin in Zärtlichkeit zu erwarten schien und den ein holder, unbeschreiblich zarter Duft nach Rosen, Seide und Frauenhaar durchspann, in der fieberhaften wahnwitzigen Erregung des toll Verliebten, Verachteten und Verschmähten, und bald erstarb in ihm die letzte flackernde Mahnung zur Selbstbesinnung und Vernunft.

Er stahl sich ins Nebengemach, durch dessen südwärts gelegene Fenster er das Getriebe im Burghof gewahren konnte. Frau Uta saß dort unten bei Fackelschein inmitten der fröhlichen andern, und ihr rotes Mündchen lachte so unbekümmert, als wäre der heutige Tag nicht gewesen, und nun klatschte

sie den Gauklern Beifall mit dem nämlichen Händchen, das wenige Stunden vorher die Peitsche so grausam über sein Antlitz hatte brennen lassen.

Der von Clusa zischte wutentflammt empor. Er haßte sie alle, die dort unten saßen, die lachenden Ritter und übermütigen Damen. Sie schienen ihm alle im tiefsten entfremdet. Er fühlte sich ausgestoßen aus ihrem höfischen Kreise und wußte, daß er nichts mehr unter ihnen zu suchen habe. Nur eines blieb ihm noch, bevor er auf geheimen Pfaden nach Frankreich flüchten wollte: Die süßeste und furchtbarste Rache, die je ein Mann genommen an der schönsten und stolzesten aller Frauen.

Er lauschte in wilder Erregung in den Hof hinab, um die Zeit zu erspähen, da das Spiel zu Ende und die Gäste den Tisch verließen. Dann mußte auch für ihn der Augenblick gekommen sein. Noch aber hatten die fahrenden Künstler nicht ihr bestes Schaustück gebracht.

„Ihr würdigen Ritter und gnädigen Damen," schrie, auf die Bühne springend, der redselige Gauklerhäuptling, „nun sollt ihr das Wunderbarste schauen, das je auf Erden sich zugetragen. Ihr sollt die schöne Arabella sehen, genannt die Mondentänzerin. Sie wird mit bloßen Füßen auf feuriger

Kugel tanzen und den Mond ansingen, der uns zu Häupten steht. Also komm, o komm, du schöne Arabella, du kühne Mondentänzerin, und zeige, was du kannst."

Und nun erschien, von zwei Fanfaren schmetternden Gesellen begleitet, ein schlankes, in weißen Flitter gekleidetes Mädchen, das schwere, dunkle Haar im Nacken gelöst, und sprang mit den zarten schmalen Füßen auf eine große metallene Kugel, aus der ein kleines Feuerwerk strahlenförmig hervorbrach.

Herr Walther erkannte das Mädchen sogleich: es war sein kleiner Schützling aus der seltsamen Nacht der Kreuzzugskinder. So hatten die Schurken das Kind sich wieder zu holen gewußt?

In diesem Augenblick sah Herr Walther sich wieder in der ärmlichen dunklen Hütte droben in den Bergen, das fiebernde Mädchen vor sich auf dem Lager und sich selbst an des Kindes Seite in der grenzenlosen Einsamkeit seines heimatlosen Herzens. Und übermächtig wie nie bisher überkam es ihn, wie viel ihm die liebe Freundin Gertrudis indessen geworden war. Was wogen alle Kränze des Ruhms, was aller Beifall der höfischen Welt gegen dieses süße, rosenlichte Frauenantlitz, das ihm eben in milder Güte

lächelnd zugewendet war. „O Gertrudis!“ schrie es heiß in seinem Herzen, „nimm alles, alles von mir, was dunkel und wirr in meinem Leben gewesen war. Es war ja alles nichts als grauenvolle Nacht, ein Irren durch kläglichen Wahn und ärmliche Leidenschaft. Nun aber leuchtest du so rein und tief, du meiner Seele süßes Morgenrot.“

Gertrudis aber hatte das Haupt ein wenig erhoben und sah ihn lange an, und Herrn Walther war es, als hielte sie die feinen roten Lippen ihm entgegen, den Kuß zu empfangen, den sie in Gedanken von ihm erwartete. So saßen die beiden durch vielerlei Gäste getrennt, und konnten sich nicht küssen und küßten sich doch, als wäre die wirre Welt um sie versunken und nichts auf Erden Wirklichkeit als dieser stille, tiefe Gruß von Mund zu Munde.

Der Gäste lauter Beifall schreckte Herrn Walther empor. Da tanzte das Mondenmädchen mit den zarten Füßen auf der feurigen Kugel und rollte sie hin und her, und sah mit geschlossenen Augen in den Mond hinauf. Sie sang dazu ein seltsames Lied in fremder, unverständlicher Sprache, mit kindlich hoher, von schwer verhehlter Angst durchbebter Stimme. Ihr zur Seite aber schritt der Gauklerführer, eine Rüdenpeitsche in der grimmen Faust.

Er knallte damit in der Luft herum und ließ sie oft mit furchtbarer Drohung das Haupt des jäh zusammenschauernden Kindes umschwirren.

Da verstummten all die Gäste in Angst und Mitgefühl. Es ward immer stiller und stiller im Hofe. Und schließlich vernahm man nichts als des Kindes eintönig schluchzendes Singen und das Peitschengeknall des Wüterichs, der die kleine Tänzerin immer rasender antrieb, bis sie endlich in scheuer Angst verwirrt mit den Füßen dem Feuer zu nahe kam und plötzlich mit wehem Klagelaut von der Höhe der Kugel zu Boden glitt.

Herr Walther, der sich schon früher besorgt genähert hatte, sprang rasch hinzu und riß das Mädchen von den Flammen fort, die noch immer drohend der rollenden Kugel entfuhren. Auch Gertrudis war mit den andern herbeigeeilt. Sie wies den Gaukler mit Ekel von sich, der nun jammernd und händeringend das Unglück des Kindes beklagen wollte, und kniete vor dem Mädchen nieder. Sie faßte mit zarten Händen die kleinen wunden Füßchen und ward dabei von fraulichem Mitleid so sehr überwältigt, daß ihre Tränen wie ein lindernder Balsam niederträufelten.

Herr Walther flüsterte ihr zu: „Es ist das Kind, von dem ich Euch sagte, Gertrudis.“

„Ich wußte es“, nickte Gertrudis, und sah unter den Tränen lächelnd zu ihm auf. „Die Wunden des Kindes sind nicht schwer. Ich will sie mit heilenden Kräutern baden, dann werden sie bald genesen sein.“

„Es wird sie süßerer Balsam heilen“, sagte Herr Walther tiefbewegt. Sein Herz war frohesten Mutes voll und lichter als ein Weihnachtsbaum. Denn wieder war ihm das lieblichste Glück auf Erden geschehen: er hatte frauliche Güte erblickt, die stärker ist als irgend ein anderes Wunder auf dieser Welt. Güte von jener hohen, Ehrfurcht gebietenden Art, der nichts auf Erden widerstehen mag, die allerorten den letzten Sieg erringt, Güte Marias, von der ein alter Sänger zu sagen weiß:

> Ihre Güte war so süße,
> Daß, wären ihre Füße
> Getreten in des Meeres Flut,
> Das Meer, es wäre worden gut. — — —

Dieweilen nun hier unten im Burghof menschliches Mitleid so zarte Blüten trieb, der frohe Abend ins Klägliche verrann, und die Gäste allseits zum Aufbruch rüsteten, verbarg sich der von Clusa, vom Satan völlig umgarnt, hinter dem schweren Seidenvorhang in Frau Utas Kemenate. Dort harrte er, vom Fieber seiner Rach- und Liebesgier gerüttelt,

der Wiederkehr der schönen, verhaßten und doch so heiß geliebten Frau. Und also verwöhnt von Damengunst und doch so wenig Frauenkenner war Herr Rupert, daß er immer noch hoffte, sein toll verwegenes Spiel im guten gewinnen zu können.

Die tiefe Stille im Zimmer quälte ihn. Er übersah den matterhellten Raum durch einen Spalt im Vorhang, und es wollte ihm nicht gefallen, daß das Bild des Gekreuzigten, von flackernder Ampel unruhig beleuchtet, ihm gerade gegenüber hing. Seine Kindheit kam ihm plötzlich in den Sinn, da er mit der Mutter vor einem gleichen Kruzifix gekniet und zum Heiland gebetet hatte. Verteufelt unnütze Spiegelbilder aus tumber Knabenzeit! Was sollten sie ihm jetzt? Nun galt es zu siegen im brausenden Jubel des Lebens, ein stolzes, unbändiges Weib zur Demut zu zwingen, wie man wilde Rosse sich gefügig macht, wahrlich eines Ritters würdig, der dem Dasein gewachsen ist.

Da fährt Herr Rupert auf. Schritte und Stimmen nähern sich. Die Gräfin tritt herein, ihr folgt die alte mütterliche Freundin, Frau Marina Supan.

„Du bist zu nachsichtig gegen Osmia“, meinte die würdige Dame. „Nun bleibt sie wieder die letzte

unten beim Tanz. So will ich heute selbst deine Zofe sein, wie ich dich einst als Kind betreute."

Frau Uta küßt ihr dankend die Stirne. „Ich bin auch heute noch immer dein Kind. Doch sollst du dich nicht allzu sehr bemühen. Des Mantels Spangen löse mir und die Schnürung am Kleide, und dann geh rasch zur Ruhe, Mütterchen."

Und Frau Marina tut, wie ihr befohlen. Sie nimmt Frau Uta den hermelinverbrämten Mantel ab und hängt ihn auf das Drahtgestell in der Ecke des Gadems. Dann löst sie ihr die jaspisbesetzten Ringe des Gürtels und die goldenen Schnüre am Rocke, und nun sinkt das dunkle Brokatgewebe auf den Teppich und die edelschlanke Gestalt entsteigt ihm im weißen seidenen Untergewand und dehnt und reckt sich, der abgeworfenen Hülle ledig, im stolzen Frohgefühl ihrer fraulichen Würde und Wohlgeschaffenheit.

Marina Supan geht und läßt Frau Uta allein. Herr Rupert lauscht, wie ihre Schritte langsam verhallen.

Nun steht die schöne Frau von seinen Blicken abgewandt.

Sie streift sich die kostbaren Ringe von den schlanken Händen und das Halsgold vom marmornen Nacken.

Da springt Herr Rupert mit einem einzigen ungeheuren Satz wie ein Pantertier hervor und reißt ihr schreckensbleiches Haupt zurück und preßt ihr die Hand so eisern an den Mund, daß ihr Schrei zu leisem Wimmern erstickt. Er setzt ihr die Spitze seines Dolches an den Schnee der Brust und flüstert ihr ins Ohr: „Beim ersten Ruf seid Ihr des Todes, schöne Frau! Mit Euch zu sterben fällt mir leicht!"

Frau Uta steht vor Entsetzen gelähmt. Sein Blicke funkeln den ihren ganz nahe. Da schließt sie die Augen in wild ausbrechender Angst. Ihre Knie wanken, die Arme sinken ihr bleiern herab.

„Nun gilt es, die Schmach zu tilgen, die du heut' mir angetan," zischt sein heißer Atem ihr zu, „du wirst das Mal auf meiner Wange küssen! Du wirst! Du wirst!"

Da aber reckt Frau Uta das todbleiche Antlitz stolz empor, aus ihren Augen sprüht unsägliche Verachtung. Sie hält den Arm zur Tür gestreckt und keucht: „Geht, Ritter Clusa, geht! Oder tötet mich! Wie Ihr wollt! Doch das eine will ich Euch noch sagen: Es heult kein Hund in meinem Zwinger, den ich nicht höher schätzte, als Euch und Euer besudeltes Wappen!"

Herr Rupert taumelt zurück, als hätte ihn ein

Schwertschlag mitten ins Antlitz getroffen. Dann aber schleudert er den Dolch von sich und wirft sich stöhnend auf Frau Uta. Seine Faust umklammert ihre weiße Kehle, noch ehe sie um Hilfe zu schreien vermag. „Ich hab's geschworen, daß du mich küssen wirst, du Satansweib! Ich hab's geschworen! Nun wirst du es lernen! Du wirst es lernen!"

Doch Frau Uta ist nicht das Weib, das solcher Schmach sich ohne Kampf ergibt. Sie ist von Kindheit auf im magdlichen Spiel geübt, ihre schlanken Glieder sind sehnig und stark, in ihren Adern pulst das kühne Jägerblut.

Mit wildem Ruck befreit sie ihre Kehle aus der klammernden Faust des Wütenden, und nun entringt ein Schrei sich ihrer Brust, so laut hingellend in die Tiefe der Nacht, daß Herr Rupert entsetzt zurückfährt und weiß: nun bleibt ihm nichts als eiligste Flucht.

Schon hört er Stimmen im Hofe, Geschrei und polternde Türen.

Da hascht er noch seinen Dolch vom Teppich und stürzt in wildem Sprung zur Tür hinaus. Er tappt sich im Finstern den schmalen Holzgang entlang und poltert die heimliche Dienertreppe hinunter.

Er müht sich, seinen keuchenden Atem zu bän-

digen, als er zum Tor im Vorturm gelangt und dem Wächter Ogo seinen Geldbeutel hinwirft.

„Vernahmt Ihr nicht einen Schrei?" fragte dieser mißtrauisch.

„Nichts!" versetzte Herr Clusa, „Ihr habt wohl ein wenig geträumt, mein Alter. Doch kann's auch eines Käuzchens Nachtruf gewesen sein. Ihr seht mich morgen wieder, zur gleichen Zeit. Ich klopfe dreimal, wie heute. Und grüßt mir die liebliche Osmia!"

Der Wächter schiebt den Riegel auf, und nun sieht sich der von Clusa im Freien. Und er jagt, vom Fieber verstörter Angst gepeitscht, den mondhellen, steinigen Weg ins Tal hinab.

Frau Marina Supan aber, die als erste ins Gemach der Gräfin geeilt ist, findet ihren Liebling in tiefer Ohnmacht auf den Teppich hingestreckt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Herr Walther war am nächsten Vormittag auf Burg Säben mit ungewohnter, aber lieblich-froher Arbeit beschäftigt: er schnitt mit einer Falknerschere, die Leuthold ihm geliehen, wilde Rosen vom Spalier. Der Knappe Dietrich stand mit einem Korb daneben, aus dem bereits die kostbare Ernte überquoll: Blaßgetönte und Dunkelblütige, schüchtern Knospende und prächtig Erfüllte, alle sonder Fehle, von des Sängers schönheitswissender Hand gewählt, eine holdverschlungene Wirrnis zarter Sommerfreude.

Mit solch fröhlicher Last beladen stieg nun Dietrich nach Branzoll zu Tal, an der Seite seines Herrn. Gertrudis erwartete die beiden in der Torhalle und führte sie selbst zu Frau Utas Vorgemach hinauf.

Dort stand nun Frau Marina Supan vor der Tür und winkte ihnen und legte den Finger an den Mund. „Sie schläft noch,“ flüsterte sie, „da wollen wir rasch ans Werk.“

Und nun schlich sie, den andern voran, auf den Zehenspitzen in die Kemenate.

Frau Uta lag in weißem goldbestickten Hausgewand in die dunklen, weichen Pelze eines Ruhebettes gelagert und schlief. Ein lichtgrüner Seidenpfeller verhüllte sie bis zur Hüfte. Das schöne Haupt, unter dem sie die Arme gekreuzt hielt, war ihr, wie unter der schweren Last der üppigen Flechten, ein wenig zur Seite gesunken, was ihrem Schlummer etwas kindlich Rührendes gab. Dabei umspielte ein mildes Lächeln ihre Lippen, als sänne sie einen frohen Traum.

Indessen hatte Herr Walther behutsam den Korb mit den Rosen herbeigebracht, und nun begannen die Drei die schlafende Freundin sacht und leise mit den Blumen zu bedecken, bis sie endlich ganz darin verhüllt war und nur das feine, blasse Oval des Gesichtes hervorsah.

Es geschah aber, daß eine der Rosen vom Polster glitt und die Wange der stillen Schläferin berührte, als zöge sie geheimnisvolle Sehnsucht nach der schönen blässeren Schwester.

Da erwachte Frau Uta und sah mit großen Augen um sich. „Wo bin ich?“ fragte sie endlich.

„Bei uns, Herztraute“, sagte Gertrudis. Sie

kniete neben der Freundin nieder und streichelte ihr die schmalen Hände und legte ihre Wange darauf.

Frau Uta schaute noch immer lächelnd um sich, auf Frau Marina Supan, auf Herrn Walther und die vielen, vielen Rosen. Dann aber wurde sie ernster und ernster, entzog Gertrudis ihre Hände und barg ihr Antlitz darin.

Die andern aber standen ergriffen still.

Und also verharrte Frau Uta geraume Zeit. Man hätte glauben können, sie schliefe, so unbeweglich verhielt sie sich. Doch siehe, es drangen ihr große silberne Perlen zwischen den Fingern hervor, die rannen gelinde die schlanken Arme hinab.

„Uta, liebe Uta!" sagte Gertrudis endlich. „Sieh doch die vielen schönen Rosen, die wir dir gebracht. Herr Walther hat sie selbst für dich geschnitten. Und draußen, Uta, ist der Himmel so wunderblau, und viele Vögel singen, und Gottes liebe Sonne scheint und wartet auf dich!"

Da löste Frau Uta die Hände vom tränenüberströmten Antlitz, umschlang Gertrudis und küßte sie auf den Mund. „Ihr lieben, lieben Freunde!" sagte sie dann. „Ach Gott, die schönen, schönen Rosen! Und Ihr, Herr Walther, habt sie mir gebracht?"

Sie reichte ihm die Hand, und Herr Walther beugte sich tief darauf nieder.

Frau Utas Haupt war ins Kissen zurückgesunken. Sie hielt die Augen geschlossen und lächelte dabei. Ihre Wangen umspielte eine feine Röte.

„Singt uns ein Lied, Herr Walther!" bat sie endlich.

Da eilte Gertrudis hinaus und kam in Eile mit ihres Bruders Harfe zurück.

„So singe ich", sagte Herr Walther, „das Lied von den lieben, reinen Frauen, die Gott erhöht und gehehret hat, auf daß man sie mit Lob und Dienst zu allen Zeiten preise!"

Er präludierte zuerst eine lieblichklare Melodie, aus der es zuweilen wie Vogelgezwitscher hervorbrach, dann griff er eine Terz tiefer, nun selbst die Führung übernehmend:

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen:
So Wonnigliches gibt es nirgends zu erschauen
In Lüften, noch auf Erden rings in allen grünen Auen.
Selbst Lilien oder Rosenblumen, wenn sie nicken
Im Maien durch betautes Gras, da Vogelsang erschallt,
Wie sind sie gegen solche Wonnen matt und kalt.
Wie kann ein schönes Weib den trüben Mut erquicken,
Und wer an Kummer litt, wird augenblicks gesund
Wenn lieblich lacht in Liebe ihr süßer roter Mund,
Ihr glänzend Auge Strahlen schießt in Mannes
Herzensgrund!

Da leuchteten Frau Utas Augen wieder stark und hell.

„Ihr seid verliebt, Herr Walther!“ lächelte sie in alter Fröhlichkeit. „Denn wißt: es lag noch mehr in Eurem Liede als Frauenlob allein. Wir haben hiefür ein feines Ohr. Doch will ich mich mit dem bescheiden, was uns Frauen darin gemeinsam gilt.“

Gertrudis aber beugte ihr tief erglühendes Antlitz, um etliche Rosen aufzulesen, die auf dem Teppich lagen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Es keuchte ein Flüchtling durchs Land, die Berge hinauf und hinab, scheuem Wild vergleichbar durch die Wälder streifend. Das war Herr Rupert von Clusa, der Verfemte und Vogelfreie.

Sein verwegener Überfall auf die edelste Frau des Landes hatte die ganze Ritterschaft im Eisacktal in flammende Empörung versetzt. Und ohne den Gerichtstag abzuwarten, des stillen Einverständnisses des obersten Richters, des Bischofs von Brixen, gewiß, war man übereingekommen, den von Clusa wie einen Hund zu erschlagen, wo immer man ihn träfe.

Herr Rupert hatte gehofft, über den Brenner zu entkommen, um dann nach Bayern und weiter gegen Frankreich zu entfliehen. Dort gedachte er sich dem brudermörderischen Kreuzzug gegen die Albigenser anzuschließen, den der Herzog von Österreich auf Wunsch des Papstes in jenen verworrenen Tagen unternahm, und wo man Abenteurer immer gebrauchen konnte.

Doch hatte Herr Rupert das Unglück, sein Pferd zuschanden zu reiten, noch eh' er den Brenner erreichte. Und bevor er noch ein anderes Roß erfeilschen konnte, sah er sich von den Säbener Boten überholt. Seiner Fuchsschlauheit gelang es zwar, sich ins Gebirge durchzuschlagen, doch war er nun um so mehr ein Gefangener der schreckensvollen Wildnis und starrenden Einsamkeit.

Da tat Albertus Zant einen ganz besonderen Pfeil in seinen Köcher und sagte: „Es gilt, ein seltenes Wild zu schießen." Er nahm Abschied von seinem Weibe und verlor sich in den Bergen.

Doch blieb Frau Sitt Alscham nicht mehr allein zurück. Ein schlankes, dunkelhaariges Mädchen weilte bei ihr und hielt sie wie eine Mutter umklammert — es war das Gauklerkind, die kleine Mondentänzerin.

Gertrudis' ärztliche Kunst hatte die wunden Füßchen des Kindes gar bald geheilt. Doch als die Gaukler das Mädchen wieder zu holen kamen, gab ihnen der Burggraf von Säben bösen Bescheid. Sie seien, wetterte er, ein gottvergessenes Diebs- und Räubergesindel und hätten die kleine Fatme, wie ihr eigentlicher Name sei, aus einem edlen sarazenischen Hause geraubt, wofür er Frau Sitt Alscham als

Zeugin führte, die des Kindes Sprache gar wohl verstand.

Die Kerle leugneten mit frecher Stirn, worauf sie Herr Purchardt auf einige Stunden in die feuchten Kerkerräume des Berchfrieds werfen ließ. Da sandten sie ihm zerknirschte Botschaft und versprachen, auf das Kind zu verzichten und schleunigst aus der Grafschaft zu verschwinden.

Auf Gertrudis' Fürbitte ließ sie der Burggraf nunmehr unbehelligt ziehen, obgleich ihm die Lust angekommen war, sie allesamt stäupen und ihren großmäuligen Kapitän ein wenig hängen zu lassen, wonach im übrigen kein Hahn gekräht hätte bei solcherlei rechtlosen Fahrenden, die jeder freie Mann auf offener Straße unbeschadet erschlagen konnte, den seltsamen Gesetzen jener Zeit gemäß.

So war das fremde Mädchen Fatme auf Branzoll zurückgeblieben, sehr scheu und sehr verzagt. Nun war es zwar den Schlägen, dem Hunger, den bösen Feuerkünsten entronnen, doch zehrten Heimweh und Verlassenheit viel stärker an dem armen Kinde, als Gertrudis' und der andern Frauen Fürsorge wieder gutzumachen verstand. Auch fehlte die lichtvermittelnde Brücke des Wortes, die den Herzen von hüben zu drüben erst das rechte Leuchten bringt. Da war

es nun Frau Sitt Alscham, die in dem glutäugigen Kinde ein Stück ihrer fernversunkenen Heimat sah und ihm auch etwas Ähnliches bedeuten wollte. Die Kinderlose nahm das Mädchen zu sich ins Grödenertal, vom Schicksal solcherart beschenkt und selbst auch eines guten Werkes reicher.

Doch auch ein anderer bekam Gelegenheit, an jene böse Gauklernacht zurückzudenken, das war der Türmer Ogo. Der Burggraf hatte mit ihm ein so ernstes Zwiegespräch, daß Ogo sich noch lange darauf die Backen hielt und teilnehmenden Freunden anvertraute, er leide unter der Zugluft im Turm. —

Graf Albert von Tirol war wenige Tage später auf Branzoll eingetroffen, vom Bischof Konrad und vielen Edelherren und Ministerialen begrüßt. Ihn hatte die Kunde des schmählichen Überfalls auf seine Gattin während der Besichtigung seiner Güter zwischen Kolsaß und Terfens erreicht, und nun hatte er, von dunkler Sorge getrieben, die Reise ins Klausener Tal beschleunigt und zahlreiche Mannen zur Verfolgung des Verruchten aufgeboten.

Der mächtige erbgesessene Herr des Vintschgaus war ein schöner, stattlicher Mann, nicht viel über dreißig, in jeder Gebärde der selbstbewußte, aber keineswegs protzenhaft polternde Gebieter. Er wußte

sich vielmehr durch ein sicheres Maß von Leutselig-
keit bei allen Vasallen, Zinsleuten und Hörigen be-
liebt zu machen, worin vielleicht das wichtigste Ge-
heimnis seiner großen Erfolge lag.

Zur Stunde aber, da er Frau Uta vor allem Volk
in die Arme schloß, war sein Antlitz umwölkt und
nichts Gutes verheißend. Sogar Herr Purchard von
Säben bangte ein wenig und erwartete den bittern
Vorwurf, seinen schönen Gast nicht besser behütet
zu haben.

Doch sprach der Graf von Tirol gegen niemand
einen Tadel aus. Er verharrte wortkarg und mürrisch
in sich verschlossen und ritt am Nachmittag, Frau
Uta mit kühlem Gruß daheim lassend, wichtiger
Geschäfte wegen, wie er behauptete, zum Bischof
Konrad nach Sumersberg.

Frau Uta hatte sich tief erblaßt in ihre Kemenate
zurückgezogen und saß nun in schwerem Sinnen
am Fenster, den Blick auf den dunkelschattigen stillen
Bergwald gerichtet, aus dem es ihr mit wehmut-
voller Kühle wie ein trübselig endendes Märchen ent-
gegenwehte. Und je länger sie sann, um so stärker
umspielte ein bitteres Lächeln ihre Lippen.

Erst spät am Abend kehrte ihr Gatte heim, nun-
mehr erheblich freundlicher, was wohl des klugen

Bischofs berühmtes politisches Tschörtscher Weinchen verursacht haben mochte.

Nun aber war es Frau Uta, die den Gemahl mit kaltem Blick und in fremd abwehrender Haltung empfing.

„Mich demütigt meines Gebieters Güte jetzt nicht minder, als mich vormals seine Kühle beleidigte", sagte sie. „Ich weiß nur allzudeutlich, woran seine Seele in diesen Tagen um mich litt. Doch hätte mein hoher Gemahl bedenken müssen, daß ich niemals wieder vor sein Angesicht getreten wäre, wenn geschehen, was geheime Angst ihn klägerlicherweise befürchten läßt."

Noch niemals hatte Graf Albert von Tirol solch bitterernste Worte aus dem Munde seiner sonst so lebensheiteren, jugendanmutigen Gattin vernommen. Er hatte immer nur ein fröhlich schalkhaftes Kind in ihr gesehen, ein liebliches und geliebtes Spielzeug für müßig süße Stunden, dem er kaum mehr als seine Küsse anzuvertrauen gewohnt war. Nun aber stand ein reifes, tiefbekümmertes Weib in edler, ernster Schöne vor ihm und begehrte stolz und unnachsichtlich sein Vertrauen.

In diesem Augenblick ward das Herz des jungen Grafen, der es niemals gelernt hatte, Verzeihung mit

Verzagtheit zu erflehen, von solch hoher Freude erfüllt, daß er Frau Uta mit starken Armen an sich riß und ihr blasses Angesicht mit heißen, bittenden Küssen bedeckte, Küssen, die ihr tief in die Seele brannten, glück- und leidvoll zugleich. Sie wehrte sich nicht und lag geschlossenen Auges an seinem pochenden Herzen, und ihr Groll sank mächtig dahin, wie Eis an scharfer Sonne zergeht. Und endlich umschlang auch sie den Gatten in süßverschämter Demut und liebfraulichem Verzeihen.

So hatten die beiden sich wieder gefunden in dieser heißen Nacht, und doch war vieles anders geworden. Graf Albert hatte wohl nunmehr einen Freund in seinem Weibe gewonnen, dem er vieles vertraute, was oft nicht einmal sein Marschalk erfuhr. Und Frau Uta war ihm seither ein verständiger Kamerad und wußte mit Frauenklugheit manchen allzukühnen Entschluß ins gedeihliche Maß zurückzudämmen. Doch blieb eine leise Wehmut in ihrem Herzen wie ein bitteres Kräutlein festgewurzelt und ließ sich nicht daraus verdrängen. Aber das Haus der Seele hatte sich ihr gelichtet und geweitet, wie es ja wunderbarerweise allerorten mehr aus Schmerzen und Verlust erhöht wird als aus ungetrübtem Glück. —

Albertus Zant hatte Kunde erhalten, daß der von

Clusa von Sennen in der Wildnis der Sarntaler Alpen erspäht worden sei. Dort strich er nun von Trift zu Trift, auf schwindelnden Pfaden zwischen dem Himmelslicht und dem gähnenden Tod der finstern Schluchten und wollte Vergeltung üben an seiner sicheren Beute, die des größten Verbrechens sich schuldig gemacht, das ein vormals ritterlicher Mann begehen konnte.

Aber es kam doch anders, als er glaubte.

Am späten Nachmittag eräugte er plötzlich sein flüchtiges Wild, an einsam starrender Felswand schleichend. Schon klomm es seiner unfehlbar treffenden Pfeilspitze immer näher und näher. Da warf Albertus Zant sich hinter deckendem Felsblock auf die Lauer.

Indessen aber krochen die Schatten des Abends aus lichtverlassenen Tälern empor und grenzten aufs schärfste das Dunkel gegen die Helle. Der Gletscherwind begann zu pfeifen und prüfte die ungebärdige Kraft. Da rauschten die blauschwarzen Wälder aus dämmernder Tiefe und sangen in Urweltschorälen ihr Schöpfungslied gegen den Himmel. So hatte hier oben der Tag sich gerüstet zur letzten großen Feierlichkeit: aus purpurn sich rötenden Zinken und Schroffen traten phantastisch dunkle Gebilde hervor,

wie Riesengestalten aus Träumen alter Reckenzeit; Siegvaters Atem erbrauste über das Land; darüber aber domte sich das Firmament in zartblauseidener Milde, durchsegelt von einer einzigen gigantisch geballten Wolke, die stolz wie ein Wickingerschiff über den brandrot flackernden Gipfeln heimwärts zog.

Da ließ Albertus Zant die Armbrust sinken und starrte in tiefster Ergriffenheit zu den heißgeliebten, in Urschöpfungsherrlichkeit leuchtenden Heimatsbergen empor. Seine Seele fühlte sich eins mit all dieser flammenden, den Schöpfer lobpreisenden Schönheit, wo nichts nach irdischem Leid und keinerlei Schuld und Sühne nach Menschenmaß gewogen wird.

Und er sagte im stillen ein altes Heidengebet vor sich hin und war der Richter nicht mehr, als der er ausgezogen.

So kam es, daß Herr Rupert von Clusa ganz unversehrt vorübertrollte, nur wenige Spannen an seinem Verfolger vorbei. Sein Anblick war kläglich genug: das stutzerliche Gewand hing ihm arg zerrissen vom Leibe, die wirren Haare umflatterten sein verwildertes Gesicht, sein Schritt war schlürfend, todesmatt.

Da freute sich der Zanter, dieses niederbrechende

Wild begnadigt zu haben. Er kehrte guten Mutes zu den Seinen heim und sagte es niemand, daß er den von Clusa gesehen und seinem furchtbaren Schicksal in den Bergen überlassen habe.

Und es dürfte sich wohl erfüllt haben, denn man hörte weder in nahen noch in fernen Zeiten jemals wieder von ihm.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Mit dem schonungslosen Blick der Jugend für die Auswüchse und Sonderbarkeiten der älteren Leute hatten die Knaben Leuthold und Ulrich den drolligen Atze bald aufs Korn genommen. Sie hatten erfahren, daß Herr Walther, dem sie beide immer inniger zugetan waren, mit dem Atze einst einen bösen Handel gehabt, und das genügte, um sich in Kriegsbereitschaft gegen den vogeläugigen Rittersmann zu setzen.

Herr Atze hatte aus dem Schicksal des von Clusa immerhin eine weise Lehre gezogen: er verschonte Frau Uta nunmehr mit seinen hilflosen Galanterien und sah sich auch in seiner anrüchigen Beschäftigung als „Merker" dieser reinen Frau gegenüber gründlich auf dem Sande. Also spähte er nach neuer Betätigung für sein reizbedürftiges Junggesellengemüt. Da gab es nun sowohl auf Branzoll als auch auf Säben manch zierliches Fräulein, teils dem besseren Gesinde, teils dem kleinen Hofstaat des Burggrafen angehörig,

um das Herr Atze nunmehr schmachtend und schnurrend zu kreisen begann wie Meister Petz um den Honig. Er teilte Blumen oder kleine Leckereien, die er sich aus der Burgküche klüglich zu verschaffen wußte, unter dem losen Weibsvolk aus, das sich gerne seine Leckerbissen und Scherze, aber sonst wohl nichts gefallen ließ.

Die schalkhaften Jünglinge Leuthold und Ulrich, denen des alten Sünders Adamsschwäche im engen Getriebe der Burg nicht verborgen blieb, beschlossen nun, dem Ahnungslosen einen artigen Possen zu spielen.

Leuthold näherte sich eines Morgens dem verliebten Ritter, der sich eben, mit neuen Süßigkeiten beladen, auf listige Abenteuer begeben wollte, und flüsterte ihm zu, es stehe ihm unerhörtes Glück bevor, denn das schönste Mägdlein auf Branzoll sei nicht abgeneigt, ihn zu ihrem Ritter zu ersehen, woraus ihm „wonnigliche Wunder sonder Zahl" erblühen dürften. Und nun erging sich der verschmitzte Knabe in so farbenreicher Schilderung der unbegrenzten Schönheit jener wohlgetanen Maid, daß Herrn Atzes Kugelaugen verwegen zu rollen begannen, wobei sich Leuthold seine Verwirrung zunutze machte und ihm die Leckerbissen aus der Tasche fraß.

Aber die Maid verlange, flüsterte Leutholds, Herr Gerhard Atze müsse sie, wie es minnewürdiger Ritter Brauch sei, mit einem selbstverfaßten Liedchen ehren, das er des Abends im Hofe zu singen habe. Niemand dürfe wissen, wem das Liedchen gelte, aber ihrer „minniglichen Lippen wunderzarte Wonne" werde ihm verstohlenen Dank nicht schuldig bleiben.

Da war nun guter Rat für Herrn Gerhard Atze teuer, aber der findige Leuthold hielt ihn schon bereit. „Und da Ihr, ruhmreicher Herr, doch ohne Zweifel", meinte er, „mit Schild und Speer aushältiger umzugehen wißt als mit süßlicher Leier, bin ich gern bereit, ein fröhliches Liedchen für Euch zu spinnen, insofern Ihr mir versprecht, meinem Falken ein neues Federhütchen anfertigen zu lassen."

Herr Atze ging sogleich auf den Handel ein und versprach ihm überdies einen Haufen Näschereien und ein Blasrohr für die Vogeljagd, worauf sich Leuthold sehr vergnügt aus dem Staube machte.

Er traf mit Ulrich im Zwingergärtchen zusammen, und nun gingen die beiden unter schallendem Gelächter ans Werk und hatten bald ein grauenhaftes Liedgeschöpf zur Welt gebracht, das einem anständigen Minneton etwa so ähnlich sah wie Gerhard Atze einem liebenswerten Ritter.

In aller Verborgenheit übte nun Leuthold mit seinem wehrlosen Opfer das Liedchen ein, lehrte ihn die Harfe mit Zärtlichkeit schlagen und allerlei Seufzer und Lallgesetzlein dazwischen vorbringen, bis Herr Atze, der anfangs nicht ohne Mißtrauen war, immer stärker und stärker in den Rausch seines großen Könnens versank und endlich, von Siegeszuversicht gebläht, den Abend vor Ungeduld kaum erwarten konnte.

Nachdem auch dies vollbracht, ging der böse Knabe Leuthold hin und setzte seinen Streichen die Krone auf: er sorgte nicht nur dafür, daß man allseits auf Branzoll und Säben von Gerhard Atzes erstem rühmlichen Auftreten als Minnesänger erfuhr; er ließ überdies der bösen Tante Siguna im Vertrauen sagen, der edle Ritter Gerhard Atze sei in sie verliebt und werde ihr dies nach Sonnenuntergang mit einem Ständchen beweisen.

Frau Siguna zischte bei dieser Kunde empor wie ein im Winterschlaf gestörter Tatzelwurm und rüstete sich zu furchtbarer Abrechnung mit dem Tollverwegenen.

Und Gerhard Atzes Stunde kam nur allzubald. Noch war die Sonne nicht völlig hinter den Wäldern versunken und das Klausner Abendglöcklein

noch nicht aufs lieblichste ins Rauschen des Eisack verhallt, als sich Gerhard Atzes Leier in den kläglichsten Tönen im Hofe bemerkbar machte.

Die Lauscher drängten sich in dichten Scharen in den Fensternischen und vernahmen mit hohem Ergötzen das folgende, jämmerlich gekrähte Liedchen:

„Tenderl, lenderl, lenderlin,
Zieh hin, mein Seufzerlein, zieh hin.
Ich bin, seit ich die Herrin sah,
Verträumt wie eine Nebelkrah.
Ahi, aho, ahu, aha.
O säß sie doch mit mir im Klee!
Ach, o weh! Ach, o weh!

Wann kommt die Zeit, in der es mait?
Wann schürzt die Maid zum Tanz ihr Kleid?
Zwei Füßchen seh ich, schwungbereit,
Sind nicht zu lang und nicht zu breit.
O Säulen aller Süßigkeit!

Ach, o weh! Ach, o weh!
O säß sie doch mit mir im Klee!
Ahi, aho, ahu, aha.
Verträumt wie eine Nebelkrah
Bin ich, seit ich die Herrin sah.
Zieh hin, mein Seufzerlein, zieh hin.
Tenderl, lenderl, lenderlin.“

Herr Atze hatte kaum geendet, als Frau Siguna aus der Höhle ihrer Menschenfeindlichkeit wie ein

giftiger Drache hervorbrach und den Rücken des fassungslosen Troubadours mit einem Sattelriemen und einem Schlüsselbund derart emsig zu bearbeiten begann, daß helle Funken stoben und Herr Atze in seiner Not unter Anrufung aller Heiligen rings um den Hof zu laufen sich anschickte, bis ihm das Hohngelächter und der maßlose Jubel aller Beteiligten seine männliche Würde zurückgab. Er wandte sich nun dem bösen Weibe zu und kämpfte einen harten Strauß mit ihm, von dem noch Kindeskinder meldeten, und nannte es einen „Helphont" eine „abrahamische Krot", bis endlich beide des Schlachtens müde waren und wehrlos wie zwei müdgetobte Wässerlein zur Rechten und Linken wieder auseinanderliefen.

So endete Herrn Atzes zartes Liebesmühen, und er konnte nun die Stunde kaum erwarten, mit Frau Utas Gefolge aus der Burg zu verschwinden. Aber noch hatte sich das Maß seiner Leiden nicht ganz erschöpft.

Denn nun waren es die geistlichen Gewalten, die mit ihm noch abzurechnen hatten, nachdem ihm weltliche Grausamkeit so übel mitgespielt.

Am folgenden Sonntag predigte nämlich Herr Heimo, Kaplan auf Burg Branzoll, vor dem Kirch-

lein in der Aue, wo alles Volk auf einer schönen grünen Wiese voll Feierlichkeit versammelt war. Für die Damen des Adels standen teppichbelegte Bänke bereit, indes die Ritter, im blinkenden Staat, die Faust auf das mächtige Schwert gestützt, die Schönen im Halbkreis umstanden wie schimmernde Wolken den lichten Tag.

Des Sonntags höchste Zierde aber war, daß Seine Bischöfliche Gnaden Herr Konrad von Rodank mit seinen Amtsleuten der Predigt beizuwohnen geruhte, nachdem er zuvor im Kirchlein in der Aue höchstselbst die heilige Messe zum erstenmal zelebriert hatte. Der Bischof war heute in rosigster Laune, und Huzo, das kluge Malerlein, lachte nicht minder vergnügt in den schönen Spätsommertag: ihm hing ein straffes Beutelchen guter brixnerischer Goldfüchse am Gürtel, als Lohn für seine wohlgelungenen symbolischen Gemälde.

Herr Bischof Konrad saß auf erhöhtem Stuhl, von allerlei Prälaten, Domherren und andern geistlichen Würdenträgern umgeben, und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er seinen alten, beleibten Freund und Studiengenossen aus der Domschule zum heiligen Kassian, den wortgewaltigen Kaplan Heimo, mit etwas Mühe die improvisierte

Kanzel besteigen sah, die man zur Not an den Stamm einer alten Weide gezimmert hatte. Die Kanzel wackelte ein wenig, und Bischof Konrad, der es gerne liebte, sich den schweren Ernst seines Amtes mit der Wohltat des Humors zu vergolden, sah sofort ein fröhliches Bild vor sich: wie Heimo inmitten seiner donnernden Stegreifrede mit dem Fuße grimmig aufstampfte, worauf das dürftige Kanzelchen mit Gekrache unter ihm zusammenbrach und aller Beredsamkeit ein rasches Ende bereitete.

Schade um Heimo! Er war bereits als Präbendist in der Domschule der vielversprechendste aller „Clericelli" und glänzte besonders in den edlen Künsten der Rhetorik und Dialektik. Er wäre auch sicherlich im Dienst der heiligen Kirche ein rühmlicher und vielvermögender Mann geworden, aber — die Frauen, die Frauen! Herr Heimo trieb es sogar für jene geduldsamen Zeiten, da man jedem geistlichen Herrn mit Wohlgefallen eine verschwiegene Freundin und selbst noch etliche Kinderlein dazu gönnte (auf daß er geruhsam in sich abgeschlossen sei), selbst für jene einsichtsvollen Tage trieb es Heimo zu arg und verscherzte sich bald jede Aussicht auf höhere Würden. Schade um Heimo! Er mußte schließlich froh sein, daß ihm Bischof Konrad

durch seinen adeligen und geistlichen Einfluß eine Burgkaplanstelle beim Säbener Grafen verschaffte. Dort hauste er nun seit manchen Jahren und rundete sich behaglich ab, nach außen und innen. Aber der göttliche Funke feuriger Beredsamkeit war ihm geblieben, und Heimo hatte dieserart nicht seinesgleichen im Eisacktal.

Dies alles bedachte Bischof Konrad, indessen sich Heimo auf seinem Kanzelchen mit Geräusper und Scharfgeblicke zum Worte rüstete. Er hatte dabei, was seine Hörer besonders ergötzte, eine eigenartige Methode, seine Sprache zu entflammen, die ihn niemals im Stiche ließ. Als echter Gottesstreiter liebte er es nämlich, seiner Rede Schwert am Vorhandenen, nicht am Imaginären zu schärfen, und fischte sich zu solchem Zwecke mit dem beutesicheren Blick des Falken aus der Schar seiner Gläubigen ein einzelnes Opfer heraus, mit dem er nun beredte Zwiesprach zu halten begann. Er zog es mit dem wohlgesponnenen Faden seiner Rede an sich heran, umspann es mit dem fehlerfreien Garn seiner Überzeugung, umwickelte es mit dem endlosen Gespule seiner Meinung und versetzte endlich dem also rettungslos Verknebelten die Donnerkeile seiner glorreichen Predigt mit solch biblischer Wucht auf den fassungslosen

Schädel, daß meist nur ein Häuflein schlotternder Armesünderknochen in tiefster Zerknirschung übrigblieb.

Und wehe! Am heutigen Tage war es kein Geringerer als Gerhard Atze, auf den der scharfrichterliche Blick Pater Heimos gefallen war. Er hatte schon lange vorgehabt, mit dem weibertollen alten Lebemann anzubinden, wobei Herr Heimo ganz vergaß, daß es oft die eigenen Fehler seien, die man dem lieben Nächsten am schwersten verzeiht.

Herr Atze hatte sich, als wollte er die Schmach jenes Abends durch äußeren Glanz ersticken, aufs sorgsamste herausgeputzt. Er trug, der nicht geringen Hitze zum Trotz, ein papageigrünes, mit dem Pelz der Zieselmaus verbrämtes Samtröcklein, scharlachfarbene Hosen, ein Hütchen aus Pfauenfedern und hatte sich überdies nach damaliger Stutzermode an Ärmeln und Beinen mit winzigen Schellchen behängt, um die Würde seiner Erscheinung nicht nur sichtbar, sondern auch hörbar zu machen.

So war sein Anblick ganz geeignet, Herrn Heimos Wut noch höher zu stacheln, der allsogleich zum Angriff überging, Herrn Atzen dabei mit drohenden Blicken verschlingend:

„Prima mors animam nolentem pellit de cor-

pore," begann er, „secunda mors animam tenet in corpore. Der Tod des Fleisches, ihr Geliebeten, sondert die Seele von dem Leichname, also sondert die Sünde die Seele von Gott. Der Tod des Fleisches macht den Leichnam stinkend, also stinkt die sündige Seele vor Gott. Nun höret, ihr Vielgeliebeten, wovon geschrieben steht in der Väter Buch: Einst kam der heilige Erzengel Gabriel zu einem Einsiedel und sagte: ‚Einsiedel,' sagte er, ‚laß uns in die Wüste gehen und allda einen Pilgrim begraben, der was vor Tag gestorben ist.' Also gingen sie selbander, und als sie nun zur Stelle kamen, da verstopfte der Einsiedel seine Nase vor dem Ruche des Toten und sagte: ‚Er stinkt!' Doch als sie ihn nun begraben hatten und von dannen schieden, da begegnete ihnen hoch zu Roß ein wohlverzierter Ritter, behangen mit klingenden Schellchen, in Samt und Seide und prunkend wie ein Pfau. Und siehe, ihr Vielgeliebeten, nun aber verhielt sich Gabriel die Nase, und es fragte der Einsiedel den Engel: ‚O Herr, warum tust du dies?' Da sagte Gabriel: ‚Du sollst es wissen, daß dieser weltliche Mann mehr stinket vor Gott als des Pilgrims Leichnam vor deiner Nase!'"

Also predigte Herr Heimo und hielt sich, sein wut-

zitterndes Opfer herausfordernd anstarrend, triumphierend die Nase zu. Aber noch hatte Herr Atze nicht ausgelitten. Denn nun begann der Pater, mit Hinweis auf die arge Sündhaftigkeit des ritterlichen Stutzertums, der Armut unseres Heilands zu gedenken, der im härenen Gewand auf einem Eselchen einritt ins israelische Volk, der sündigen Menschheit Erlösung zu bringen.

„Noli timere, filia Syon, ecce, rex tuus venit sedens super pullum asini." Und nun gefiel sich Herr Heimo in allerlei lieblichen Betrachtungen und tiefsinnigen Vergleichen zwischen dem Sünder und dem Esel. „Eia, sieben Dinge sollst du merken, gebrechliche Seele, welche dir und dem Eselein gleicherweise zu eigen sind: gleich dir ist er hart und träge und hat ein schweres Herz. Ist er jung, so ist er schön, danach aber wird er eislich. (Herr Atze sank stöhnend in sich zusammen.) Gleich dem Sünder ist er schwach in den Achseln, all seine Kraft liegt nach hinten in den Lenden. Er speist nach seiner Arbeit die Kardendisteln auf dem Felde oder die Streu auf dem Miste, denn das Stachlichte oder Unreine stört ihn nicht. Er hört auch gern die Harfe, die er doch zertritt, falls er sie auf seinem Wege findet. (Herr Walther nickte mit zustimmendem

Lächeln.) Insbesondere aber ist es des Esels Hartnäckigkeit, die jener des Sünders gleicht, wie Jeremias, der Prophet, zu sagen weiß: Insanabilis fractura tua, pessima est plaga tua — —"

Doch ehe noch das wetternde Pfäfflein den siebenten seiner Gründe vorgebracht, warum der arme Sünder, alias Gerhard Atze, einem Esel gleiche, ertönte plötzlich wunderbarerweise das sonnenfreudige „Jah! jah!" eines wirklichen, leibhaftigen Eselchens, das unter dem brausenden Jubel der hochergötzten Zuhörerschaft auf dem Weglein dahergetrabt kam, das vom Klausener Tor zur Aue führte. Es war mit allerlei Packwerk hoch beladen, aber nichtsdestoweniger guten Mutes und ward von einem graubärtigen Männchen geführt, das gelbe Ärmelstreifen auf seinem dunklen Krämerrock trug und ein seltsam zugespitztes Hütlein aufhatte, wie es lombardische Juden damals zu tragen pflegten.

Selbst Bischof Konrad hielt sich die Lenden vor Lachen über diese allerliebste Tücke des Zufalls. Und ob Herr Heimo nun wollte oder nicht, all die Pracht und Wucht seiner Gleichnisse, der ganze oratorische Wunderbau seiner Rede, all die flammenden Drohungen mit Höllenpein und knirschender Finsternis, — das alles war zerstoben und wie fort-

geblasen vor dem heidnisch innigen Sonnen-Gejahe des Eselchens, das immer näher herbeitrabte, bis Herrn Heimo endlich nichts übrigblieb, als seine Predigt mit etlichen fürchterlichen Drohungen und Warnungen vor dem bösen Geiste in den Sand oder vielmehr ins goldige Grün der Aue verrinnen zu lassen.

Indessen hatte das Handelsmännchen, seinen Vorteil wohl vor Augen, seine Kisten und Körbe vom Grautier abgeladen, wobei es ein großes Geschrei erhob, mit den Händen gewaltig in der Luft herumfuhr und sich so aufgeregt gebärdete, als gäbe es auf Gottes weiter Erde nichts Köstlicheres und der Betrachtung Würdigeres als seinen bunten, der Käufer harrenden Kram.

„Siehst du, Bruder Heimo," flüsterte ein boshafter Kanoniker dem wutbleichen Prediger ins Ohr, „so geschieht es oft, daß einer dem andern das Geschäft verdirbt."

Herr Heimo aber würdigte den Spötter keines Blickes.

Das Volk aber, die kauflustige Weiblichkeit voran, umdrängte mit Neugier den tanzenden Krämer, der immer wieder neue wunderbare Dinge ans Licht zu ziehen wußte: Gürtel und Bänder, Schminken und Garne, Spangen und Ringe, Spiegel und Täschchen,

Korallenschnüre und Paternoster. Doch zeigte sich das Feuer seiner Beredsamkeit erst in vollem Glanze, als er die Kiste mit den venezianischen Geweben und fremdländischen Seidenstoffen öffnete. Da ward der Mann zum Dichter, zum Propheten. Von fernen Ländern und hohlen Bergen erzählte er, wo Salamanderwürmer unverbrennbare Seide spännen, von Wunderbäumen, die des Nachts aus ihrem Baste die herrlichsten Stoffe selber webten, die ewige Schönheit verliehen, vom grünen Achmardin, vom rotgoldnen Bliat, vom Palmat aus den Balearen, der besser als ein Harnisch schütze, vom goldgestickten Zindal aus Granada, vom arabischen Sarumin, vom sarazenischen Purpur und endlich vom König aller Stoffe, dem köstlichen, vielfarbigen Samit, der zarter sei als der zartesten Jungfrau Pfirsichwange.

Da blitzte manch helles Frauenauge begehrlich auf und ergab sich, der Predigt Pater Heimos zum Trotz, nur allzusehr den sündhaften Wünschen nach dem bunten, verteufelt schönen und kostspieligen Zeug. Der schlaue Lombarde aber verstand seine Sache aufs beste. Er wußte für jede der Schönen die passendste Seide zu finden und schwor bei den Gebeinen seiner Väter, sie wäre eigens für sie im fernen Lande gesponnen worden, und daß es nun der blutigsten

Grausamkeit gliche, die unter großen Gefahren ans Ziel Gelangte nicht liebreich aufzunehmen.

Gertrudis erstand unter allerlei nützlichen und zierlichen Dingen auch ein goldenes Ringlein mit blauem Stein und winkte ihren Bruder Leuthold verstohlen herbei. „Gib das Herrn Walther," flüsterte sie, „und sag ihm, es sei ein Angedenken an die schönen Tage, da er dein Lehrer gewesen."

Herr Walther hatte sich abseits unter einen Baum gelegt und sah dem buntbewegten Treiben zu, das der emsige Krämer verursacht hatte. Was war das für ein schönes, farbenfreudiges Bild: auf der sonnig grünen Wiese die feiertäglichen Gewänder der fröhlich stolzierenden Ritter und Damen, dazu das ungestüme Rauschen des wilden Eisacks und droben, im Wipfelgewirr der silbernen Weiden, der lieben Vöglein Tirilieren und Schalmeien.

Und doch war dies alles nur die traumhafte Umrahmung für die eine schlanke, lieblichste Gestalt, die im weißgoldenen Gewande bald hier, bald dort aus der frohbewegten Menge auftauchte, Gertrudis, das süße Märchen seiner Jugend und doch die holdeste Wirklichkeit.

Da brachte Leuthold das Ringlein herbei und sagte, was die Schwester ihm aufgetragen, und rannte eilig davon.

Herr Walther ahnte sofort, von wem das Ringlein eigentlich käme. Ob er es nun wagen sollte, selbst ein schlichtes Kleinod zu ersiehen und es Gertrudis durch den Bruder mit einem Scherzwort zu senden? So war es wohl höfischer Brauch?

Doch, ob es sich nun schickte oder nicht, er mußte es bleiben lassen, aus einem lächerlichen und doch sehr ernsten und peinlichen Grunde — er war bis auf etliche Silbermünzen mit all seiner Barschaft kläglich zu Ende.

So kam auch hier zu dieser hellen Stunde die bittere Freundin Armut und flüsterte Herrn Walther zu, sie habe ihn keineswegs verlassen. „Doch trifft dich diesmal selbst die Schuld", sagte die treue Gefährtin von Anbeginn. „Wo immer du ansonsten gesungen, o Walther, auf Burgen oder an Fürstenhöfen, du heischtest deinen Lohn wie andere Sänger auch. Hier aber, weil ein süßes, hohes Mündchen dich geküßt, hier glaubst du nun ein anderer zu sein und verschmähst es, den Lohn zu begehren, der dir zukommt. Vergiß nicht, wer du bist, o Walther von der Vogelweide! Ein weitberühmter Sänger bist du und doch ein armer fahrender Gesell!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

In diesen Tagen, da der Herbst nicht fern war und das Blut in den Edeltrauben zu kreisen begann, gefiel es den Rittersleuten im Eisacktal, außer den jagdlichen Freuden auch einer erntefröhlichen Geselligkeit zu huldigen. Man schwang sich in den Sattel und besuchte den Nachbar hüben und drüben, insofern man eben nicht in Fehde mit ihm lag. Doch herrschte gerade damals ein heilsamer Friede im Lande, woran die Milde des brixnerischen und die Schärfe des trientinischen Bischofs gleichermaßen verdienstvoll gewirkt haben mochten. Waren doch selbst die rebellischen welschen Ritter am Gardasee, die Herren von Arco und Beseno, durch Bischof Friedrich von Wangas gestrenge Kriegskunst vor kurzem gezwungen worden, aufs neue den Vasalleneid zu leisten.

Er war ein tatenkühner, aber auch lebenskluger und einsichtsvoller Mann, dieser Bischof von Trient, der den jungen Staufer todesmutig über die furcht-

baren Gletscher der Bernina begleitet hatte. Seines schwächlichen Vorgängers Schulden und politische Fehler hatte er rasch zu tilgen gewußt, den zahlreichen Dieben, Räubern und Raufern war es bald zu schwül im Lande geworden, die eifersüchtigen Stiftsvasallen lernten Eintracht, die unbotmäßigen Bürger und Lehensleute einen starken deutschen Herrn kennen, und so war allmählich eine milde und gesunde Friedenssonne über dem alten Lande im Gebirge aufgegangen.

Und da der Friede eine schöne Sache ist, die niemals genug gefeiert werden kann, erließ der Bischof in weiser Erwägung seinen trinkfrohen Bozener Bürgern den Zoll auf ihren Wein, was großen, vielbegossenen Jubel zur Folge hatte. Aber auch der mächtigen Bürger von Trient Zuneigung wußte er sich durch mancherlei Wohlwollen zu erhalten, erbaute sich jedoch für alle Fälle einen starken, wehrgewaltigen Turm in der wankelmütigen Stadt und hielt von den trutzigen Zinnen mit blanker Wehr die Grenzwacht gegen Süden.

So war der wackere Bischof ein guter Priester und ein streitbarer deutscher Mann zugleich, und er zweifelte keineswegs, dereinst in dieser zwiefachen Eigenschaft in den Himmel aufzufahren. — —

Auch Herr Purchardt von Säben begann nunmehr, dem allgemeinen Brauch gemäß, mit seinen Kindern eifrig auf Besuch zu reiten. Bald war es Berthold der Villanderer auf der Trostburg, bald die Edelherren von Kastelruth und Layen oder auf Velthurns; es gab der Freunde manche, die dem Säbener Grafen durch Verwandtschaft oder geschäftliche Sorgen oder gemeinsame Kriegsfahrten verbunden waren. Auch konnten diese gegenseitigen Besuche eine Art von Heerschau bedeuten, die der eine über den andern in diesen Tagen übte. Und überdies konnte es nicht schaden, den störrischen Bauern und Hintersassen, die oft recht grimmig unter dem Joch ihrer Burgherren seufzten, die gute Eintracht ihrer Bezwinger deutlich vor Augen zu halten.

So nahm Herr Purchardt eines frühen Nachmittags mit Gertrudis und Leuthold und einigen Begleitern, worunter sich auch Herr Walther befand, den Weg in die rauschende Thinnebachschlucht, wo des Bischofs ältester Vasall, Herr Ekkehard von Gerrenstein, auf einsamer Felsenburg horstete. Dieser unverwüstliche, uralte Rittergreis, der fünf deutschen Königen und Kaisern und sechs Kirchenfürsten gedient hatte, hauste auf seiner waldumsponnenen Feste mit seinem jüngsten Sohne Reinbert in tiefer

Abgeschiedenheit, nachdem sein Weib Mathildis schon vor langer Zeit gestorben, seine einzige Tochter Sophia sich an einen Herrn von Voitsberg vermählt und die zwei älteren Söhne in geistlichen Diensten die Heimat verlassen hatten.

Aber die Einsamkeit des alten Gerrensteiners war nicht gleich jener des Albertus Zant. Er gehörte zum Schlage der gottesfürchtigen Ritter im landläufigen Sinne, und indes der Zanter sich immer höher und menschenbefreiter ins kühle Himmelslicht erhob, ward dem Gerrensteiner ums Heil seiner Seele stets banger und banger, wobei er endlich in seiner Not bei jenen um Hilfe ausschaute, die in solchen Fragen von Amts wegen den besten Bescheid wissen. Das waren aber in diesem Falle die Chorherren des Klosters Neustift. Die Angst ums Seelenheil ließ den Alten seine irdischen Güter immer ärger mißachten, und so geschah es, daß manche fette Wiese, manche Hube und mancher stattliche Meierhof allmählich in des Klosters Besitzstand überging, bis auch der alte Gerrensteiner am Ende eine mächtige Sehnsucht verspürte, seinen Gütern nachzufolgen und seine letzten ihm noch zugemessenen Tage in des Klosters gastlicher Kühle zu verbringen.

Dies alles erfuhr Herr Walther auf dem Wege

nach Gerrenstein von seinem Begleiter, einem jungen Ritter Albert, der sich der Teiser nannte und auf Burg Anger zu Hause war. Herr Walther ließ des redseligen Jünglings Meinung schweigend über sich ergehen und spähte traumverloren nach vorne, wo das liebe Kind Gertrudis, die blonden Zöpfe voll Sonnengold, an des Bruders Seite dahinritt.

Aber mit einemmal horchte er scharf empor. Nun sprach der Teiser von Gertrudis. Des Gerrensteiners Jüngster, meinte er, bewerbe sich um der edlen Jungfrau Hand, was ja schließlich nicht verwunderlich sei, denn des Burggrafen von Säben Eidam und der Gatte des lieblichsten Mägdleins im Lande zu werden, das möchte jedem wohlgefallen. Auch sei der junge Reinbert nicht der Erste, der solches Begehren trüge, aber es sei wohl möglich, daß er den Preis gewinne. Denn keiner sei begüterter als er, und Gertrudis' Vater sei dem Bunde nicht abgeneigt.

Herrn Walther fuhr ein kalter Schauer übers Herz. Die süße, zärtliche Gestalt dort vorne, war sie im geheimsten nicht sein eigen? Wer wagte es da, über ihr Schicksal zu schwätzen?

Doch stille, still! Wer war er selbst im Kreise dieser Wohlbestallten? Und doch, sie mochten reden,

wie sie wollten! Was zwischen ihm und Gertrudis war, das wußte keiner und hatte auch keinen zu kümmern.

Keinen?

Herr Walther sah beklommen auf. Dort vorne gewahrte er das weiße Haupt seines Wirtes, des Grafen von Säcken, dessen zärtlichste Sorge dem Töchterchen galt. Ein seltsames Geschick verband ihn mit diesem Manne: sie liebten beide das blonde Kind Gertrudis als ihr Teuerstes auf Erden und hatten beide einst Gertrudis' Mutter geliebt. Und wenn der alte Graf geschrien hätte: Was willst du mit diesem Kinde, landfahrender Gesell? Du ziehst einher in flüchtiger Sommerstunde und glaubst das Kind mir zu rauben, wie ein Dieb, der sich nächtlicherweile ins Haus stiehlt? Mit welchem Rechte tust du dies? Ich aber habe das Kind mit tausend Sorgen großgezogen, behütet und gepflegt mit meines Herzens letzter Zärtlichkeit! — Da hätte Herr Walther entgegengeschrien: Du irrest, alter Mann, ich bin kein flüchtiger Sommergast. Ich liebte das Kind gleich dir von seiner ersten Stunde an, es ist für mich allein so hold und traut erblüht, und meine Träume hatten es stets begleitet. Und auch das Mädchen weiß dies wohl, denn seiner reinen Seele dunkles Drängen

führte es zu mir. Ei, frag es doch, für wen es sich entscheidet!

Da aber hätte der Graf mit grimmigem Hohn gefragt: Was habt Ihr dem Kinde zu bieten, Herr Walther? Auf, beladet die Pferde mit köstlichem Heiratsgut und führt die Traute auf Euer festes Schloß! Und hütet mir das Mägdlein wohl, Herr Walther! Sie ist die Wunder des Reichtums gewöhnt und will wie ein Röslein behütet sein. Laßt strömen das Gold und den edlen Wein, laßt rauschen die seidenen Prachtgewänder, laßt steigen das fröhliche Federspiel und laßt sie auf feurigem Zelter jagen weithin durch Eure Ländereien!

Da stöhnte Herr Walter qualvoll auf.

„Was ist Euch?" fragte der Teiser.

„Ach, nichts!" versetzte Herr Walther. „Mich schmerzt zuweilen eine alte Wunde aus jungen Tagen. Doch ist es schon vorbei."

Die Wasser des Thinnebachs donnerten mächtig empor. Herrn Walther war es, als kühlte ihr Tosen den Brand in seinem Herzen. Doch Klarheit brachten sie ihm nicht. So sah er sein Leben verworren gleich dieser Gewässer Rinnen und Stürzen und brausende Flucht von Anfang bis zu Ende.

Da bäumte sich jählings unbändiger Trotz in ihm.

Das Rauschen dieser Fluten, es konnte auch Kühnheit, Verwegenheit, Glück bedeuten.

Das letzte Glück vielleicht. Das Glück Gertrudis'.

Er ritt den andern vor und war bald an des lieben Mädchens Seite. Sonst nahte er sich nur, wenn die Herrin es befahl.

Diesmal kam er ungerufen.

Gertrudis las aus seinen Augen, daß ihm Sorge nahe sei. Und ihr mildes Antlitz ward bekümmert, als ahnte sie, woran er litt.

Der Burggraf aber zog verwundert die Brauen hoch, als er Herrn Walther plötzlich an seiner Tochter Seite sah. Gewiß, der Sänger war sein Gast. Doch war sein Platz bei solchen Fahrten unter dem Ingesinde. Sollte er das vergessen haben? — —

Nun weitete sich die finstere Schieferschlucht zum helleren Fichten- und Föhrental, und auch das Toben der Wasser ward geruhiger. Die Waldung unterbrach zuzeiten hellfarbiges Wiesengelände, und hoch von sonniger Höhe winkten Gehöfte und kleine Weiler mit Feldungen und mildgrünem Wein. Oft polterten Karren, von reisigen Knappen bewacht, den Talweg herab den Reitern entgegen. Sie brachten das edle Erz aus dem Pfunderer Bergwerk, wo

Herr Bischof Konrad mit gewaltigem Glück nach lachendem Silber schürfte.

Einen Pfeilschuß hinter dem Bergwerk aber ragte auf schroffer Felswand die Feste Gerrenstein. Hier hatte sich das Tal geteilt, zur Rechten und Linken brausten die Bäche aus dräuender Waldschlucht hervor, und uralte Tannen umdrängten in dunklen, geharnischten Massen das uneinnehmbare Felsennest. Hier führte zwar, aufkletternd zu schartigem Alpenjoch, der in jenen Tagen vielbegangene Steilweg vorüber, der die Männer aus dem Eisacktal mit jenem vom oberen Sarntal verband, und doch umwehte die alte Feste ein Schauer der tiefsten Einsamkeit. Brausender Hochwald umschloß sie von allen Seiten, und nur gegen Osten erging sich der Blick über graudunkles Vorgebirge und bläulich dämmernde Höhen in sehnsuchtsvolle Weiten, wo die geisterhaften Silbernadeln der Dolomiten wie ein steinernes Märchen in die tiefe Himmelsbläue träumten.

Und recht zu dieser Waldverlorenheit paßte die knorrige Gestalt des alten Gerrensteiners, der in seinem langen weißen Barte, einem schlafverschollenen Bergriesen gleich, auf der Brücke die seltenen Gäste willkommen hieß.

Er führte sie in den Herrensaal, wo ein Imbiß

ihrer wartete. Der Alte kniete vor einem großen Kruzifix in der Ecke nieder, eh' er zu Tische ging.

Neben Gertrudis saß der junge Gerrensteiner. Für die Edlen des Gefolges war ein Seitentisch gerichtet. Dort weilte auch Herr Walther. Der alte Burgherr hatte kein Wort besonderer Begrüßung für ihn gehabt. Des Sängers Name schien hier nicht zu gelten. Nur des Ritters niederer Rang.

Herr Walther besah sich den jungen Reimbert. Er war von hünenhafter Ungeschlachtheit gleich seinem Vater, lachte ein breites Lachen in seinen ungepflegten Bart und übte plumpe Waldgebärden. Doch schien er im übrigen ein gutmütiger Junge zu sein.

Gertrudis saß wie ein lichtes Prinzeßchen neben ihm und lächelte zu seinen hilflosen Späßen mit jener milden, stillen Gelassenheit, die edler Damen Schild und Waffe ist.

Herr Albert der Teiser hatte wahr erzählt — des alten Gerrensteiners Wesen war seltsam zerfahren und scheu, als sei er nicht mehr recht in dieser Welt zu Hause. Seine wirr zerflackernden Blicke hafteten häufiger auf dem Bildnis des Gekreuzigten in der dunklen Ecke als am Antlitz seiner Gäste. Es war, als peinigten den einst so Lebensharten die neuentdeckten Sorgen und Sünden längst vermoderter

Kriegs- und Liebesgrausamkeiten, emporgehetzt von der gellenden Posaune der Todesfurcht und der Angst ums Heil seiner Seele.

So ging des Wirtes gespenstiges Wesen und des Hauses Kälte und Verlassenheit gar bald auf die fröstelnden Gäste über, und selbst Gertrudis' goldenes Lachen vermochte hier nichts mehr zu retten.

Da sagte der Burggraf zum Gerrensteiner: „Gefällt es Euch, mein achtbarer Freund, so mag der werte Sänger, Herr Walther von der Vogelweide, uns etliche Lieder zum besten geben."

Da hob der Alte das weiße Haupt und starrte umher, als habe er falsch verstanden. Dann aber knurrte er empor: „Wenn dies der Sänger ist, dessen ketzerhafte Lieder den Heiligen Vater zu Rom und seine ehrwürdige Priesterschaft zu schmähen beliebten, wie die Klosterherren mir berichteten, so kann für seine Harfe hier kein Raum in meinem Hause sein."

Da ward eine peinliche Stille im Saal.

Herr Walther aber erhob sich gelassen und sagte schlicht und kühl: „Dann ziemt es mir keineswegs, vieledler Herr, in Eurem Hause noch länger zu verweilen!"

Er verneigte sich vor dem Gerrensteiner und den

tief betroffenen Gästen und schritt hinaus, gesenkten Blickes, ein stilles Lächeln um die Lippen.

Nun aber begann der Alte erst recht zu toben. „Pfi, so sind sie," keuchte er und fuhr mit den Fäusten in der Luft herum, „so sind sie, die das Volk verwirren mit Harfengeklimper und Schöngetue, mit sündhaftem Firlefanz und Heia Tirileia! Sie nennen sich Schönheitsbringer und Sorgenscheucher und jagen eitlen Lügenmärchen nach und schmähen der frommen Väter Weisheit mit verruchtem Übermut. Ich aber sage euch, der eitlen Pegasusritter und fahrenden Nichtshaber Schönheitsgelüste, sie sind des Satans Werk und wollen des Heilands Lehre verwirren in den Herzen der Menschen. Nicht Schönheitsgedusel und Geigengeflirr ist es, was uns not tut, das alles ist des Teufels Höllenköder! Den Glauben brauchen wir, den alten, getreuen Glauben an Gott und den Heiligen Vater zu Rom, den Hirten der Christenheit, und die da seine würdigen Priester sind, auf daß wir aus irdischem Sündenpfuhl gereinigt hervorgehen und teilhaftig werden der ewigen Seligkeit!"

Inmitten seiner ekstatischen Predigt war der Alte, die schneeigen Flatterhaare sich raufend, vom Tische aufgesprungen und warf sich nun, seiner Gäste nicht

mehr achtend, zu Füßen des Kruzifixes nieder und flehte, an allen Gliedern zitternd, zum Heiland um Vergebung seiner Sünden.

Da wußten die Gäste, daß ihres Bleibens hier nicht länger sei.

Der junge Gerrensteiner stand mit offenem Munde und wußte keinen Rat.

Gertrudis aber sagte zu ihm sehr ernst und bleich: „Berichtet Eurem Vater, daß es uns leid tut, ihm Kummer bereitet zu haben. Wir konnten nicht wissen, daß es hierzulande einen Burgherrn gebe, der von edler, ritterlicher Sangeskunst so trübe Meinung hat.“

Herr Reimbert nickte verlegen und versuchte keineswegs, die Gäste zurückzuhalten.

Der Burggraf aber legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte tröstlich: „Ich hoffe, Euch bald auf Säben begrüßen zu können. Dann sprechen wir von Eurer Jagd und den Pächtern im Inntal und manchem anderen.“

Im Hofe meldeten die Knechte, Herr Walther sei nach Säben vorausgeritten.

Es war eine mißgestimmte Heimkehr. Der junge Leuthold wetterte in so kräftigen Knappenflüchen über den alten „Trunkenschlund“ und „Mönchs-

kumpanjon", daß Gertrudis den Bruder mit Entsetzen fragte, aus wessen Zuchtmeisters Lehre so ungefüges Tönen komme, worauf sich Leuthold wohl ein wenig schämte, im übrigen aber behauptete, er schlage jedem den Schädel ein, der seinen vielgeliebten Lehrer fürderhin beleidige.

Das trug ihm wieder einen Verweis von Herrn Purchardts Seite ein, obwohl das Vaterherz sich im stillen an des Söhnchens Kraftentfaltung weidete.

Noch war die Sonne über den westlichen Wäldern nicht heimgegangen, als der Burggraf mit den Seinen bereits auf Säben eintraf.

Gertrudis sandte einen Boten nach Herrn Walther. Sie begehre mit ihm zu sprechen.

Aber man fand ihn nirgends; nicht in seiner Kammer, nicht im Herrensaal, im Hofe nicht und nicht in den Ställen, wo er oft nach seinen Pferden zu sehen pflegte. Und doch berichtete sein Knappe Dietrich, daß er heimgekommen sei.

Da ging Gertrudis eilig in die Gärten der Vorburg hinab, denn sie vermutete, der liebe Sänger säße in ihrer Rosenlaube, wo er oft an schönen Abenden zu weilen pflegte. Sie mied den steinigen Weg und schlich auf den Zehen hinter deckendem Buschwerk durchs Gras, als wollte sie Herrn Walther

mit kindlichem Scherz aus dem Hinterhalt erschrecken.

Doch hielt sie mit einemmal betroffen inne.

Der sehnsuchtsvoll Gesuchte saß wirklich dort am Tischchen ihrer Laube, aber das Haupt war ihm schwer vornüber gesunken, das Antlitz hielt er im Arme verborgen, und so verharrte er regungslos, wie verloren in einsamer Schmerzversunkenheit.

Gertrudis' Augen füllten sich mit Tränen, und ihr Atem wogte voll stürmischen Mitleids. Und ohne sich weiter zu bedenken, lief sie dem Einsamen zu und schlang die Arme um ihn, und legte das Haupt gar zart an seine Wange, halb Kind und halb Geliebte, halb mütterliche Trösterin und halb noch selbst des Schutzes bedürftig.

Herr Walther aber, aus wehen Träumen, die nur ihr gegolten, zur seligsten Wirklichkeit erwacht, riß sie stürmisch an sein Herz und küßte ihr die Tränen von den Wangen und küßte die jungen, kindlichen Lippen, und küßte sie immer und immer wieder, nun nicht mehr in schonender Verzagtheit und Andacht vor des Mädchens Lieblichkeit: er küßte die Geliebte seiner Jugend, den fiebernden Traum seiner Nächte, die qualvoll zehrende Sehnsucht all seiner Mannesjahre, er küßte das junge, zu namenlos süßer Ver-

wirrung erwachende Weib in Gertrudis und trank von den roten, hilflosen Lippen all seines Lebens letztes und einziges Glück.

Sie aber, in plötzlichem Bangen vor seiner Heftigkeit, entwand sich ihm in scheuer Angst und drängte ihn zitternd von sich. Sie sank auf das Bänklein in der Laube und schluchzte in die vorgehaltenen Hände ein leises, kindliches Weinen, das Herrn Walther tief in die Seele drang. Da warf er sich vor Gertrudis nieder und bettete sein Haupt in ihren Schoß. Wie lag es da so selig sanft, vor aller Qual der Zeitlichkeit geborgen.

„Gertrudis," sagte Herr Walther, „nie ruhte mein Haupt auf süßerem Kissen als hier auf deinen Knien. O könnte ich hier mein armes Leben vergessen und verträumen! Vergessen, was jemals war, verträumen, was noch kommen wird. Wie soll mein Leben werden ohne dich, Gertrudis?"

Da schrak Gertrudis empor und faßte gelinde des Sängers liebes Haupt und zog es sanft ans wilde Pochen ihres Herzens und hielt es bang und zärtlich wie Maria ihr Kindlein umfangen: „In deinem Geiste bin ich reif geworden," flüsterte sie, „aus deinen geheiligten Liedern ward mir die Seele stark und frei, du warst mir Tröster und Führer, du lieber, lieber Mann, durch all meine magdliche Ein-

samkeit. So wisse es denn, mein Walther: Du warst mein Liebster längst im Traum, als ich fast ein Kind noch war und deine Lieder mir zum erstenmal so weh und süß erklangen. Auch wußte ich, wem deine Weisen galten. Ja, staune nur, du törichter Mann! Du hattest meine Mutter lieb, ich wußte es, mein Walther! Und all das Weh deiner Minne, es brannte mir wie Feuer ins Herz, und jedes deiner maienfrohen oder todbetrübten Lieder durchrauschte mir das Blut mit wunderlicher Seligkeit, als sei's für mich allein gesungen. Und siehe, da wußte ich's, Geliebter, daß ich ganz an dich verloren sei, und ich sagte mir: Es kommt der Tag, da wird der Liebste vor mir erscheinen, gewiß, gewiß, er wird vor mir erscheinen. O könnte ich dann, so sagte ich mir, an tröstlicher Minne dem Ärmsten spenden, was meiner Mutter nicht beschieden war!"

Da hob Herr Walther schweigend das bleiche Antlitz zu ihr empor, und Gertrudis legte ihre Lippen auf die seinen, und so ruhten sie nun geschlossenen Auges, reglos wie ein Bild aus Erz.

Nur ihre Seelen zogen traumhaft hin und wieder, umschlangen sich in warmen, tiefen Strömen und sagten sich, was nur das Schweigen zu sagen weiß, die milde Botin aus der Ewigkeit.

Dämmerung umschlang die beiden mit kühlen Gespinsten, sie fühlten es nicht. Auf den schlafenden Feldern erwachten die Stimmen der Nacht, und allerlei scheues Getier umflatterte Busch und Baum. Sie wußten es nicht.

Und wieder verging eine Ewigkeit, und als die beiden nunmehr ins graue Dasein zurückerwachten, geschah es für beide im gleichen Augenblick.

Gertrudis erschrak, denn man suchte wohl längst nach ihr.

Und sie bat Herrn Walther, einen andern Weg zu nehmen, auf daß der Pförtner sie nicht gemeinsam kommen sähe.

„So geh mit Gott, du liebe Freundin Gertrudis!" sagte Herr Walther. „Wie hat dein süßer Mund mich tief gesegnet! Was immer ich nun an Liedern singen werde, es wird von deinen Lippen geheiligt sein!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

O seltsamer Traum, der Herrn Walther umwogte in selbiger Nacht! Er sah eine Aue im Wienerwald im milden Maienlicht erglänzen, und rings umher war Vogelgezwitscher und vieler kristallener Bächlein Silbergesang. Auch grünten hellaubende Linden im Tal, es blühten aber, wie wunderlich, auch flammende Rosen aus ihnen hervor. Aus blauender Ferne aber winkte, über rauschende Weiten hinweg, mit stolzen Bannern die Herzogsburg auf dem Kahlenberge.

Gewiß, gewiß, der Maien war gekommen!

Die Aue lag einsam im Tal, doch plötzlich durchschwebten sie helle Gestalten. Sie kamen und gingen, sie traten hervor und verblaßten wieder, doch wuchsen sie mählich und mählich zu immer bunterer Deutlichkeit. Ein schlankes Mägdlein kam geschritten, ein Kränzchen auf den blonden Zöpfen. Es trug ein Maienbäumchen, von dessen Spitze ein weißer

Schleier wehte. Nun tat sie die kirschroten Lippen auf, und Herr Walther vernahm einen zarten Gesang:

„Wo nun Lieb bei Liebe gaht,
Da gibt Maie süßen Rat."

Da liefen die andern herbei und faßten sich an den Händen und sprangen um die Jungfrau einen frohen Reigen.

Ein Spielmann fiedelte am Lindenstamm, und jung und alt begann nunmehr den Baum zu umtanzen.

Die Krieger kamen von den Burgen, die Jäger aus dem Walde, die Krämer, Schmiede, Bogner, Münzer mit den reichgeschmückten Frauen und den Kindern aus der Stadt. Auch büßende Pilger, gelehrte Magister und finstere Mönche durchstreiften die Aue. Sie schauten ein Weilchen verdutzt, bald aber mit Sehnsucht zu, und schließlich erfaßte sich jeder ein rosiges Ding und schwang das Bein gleich den sündhaften Andern. Da wirbelte der Reigen immer toller, bis dem Spielmann plötzlich alle Saiten sprangen. Er rief: „O weh!" und sang sogleich:

„Schreiet alle heia hei,
Denn die Fiedel ist entzwei.

Die Andern aber lachten, und Einer, der sein Mädel eben zärtlich umhalste, schrie kläglich dazu: „O weh, mein Herz ist entzwei."

Und plötzlich gewahrte Herr Walther auch sich selbst. Er stand in der Menge und sang ein Lied, das er Leuthold gelehrt:

Wollt ihr schauen, was dem Maien
Wunder sind gepaart?
Seht die Pfaffen, seht die Laien,
Wie das froh gebahrt!
Ja, er hat Gewalt!
Ob ihm Zauberkraft gegeben?
Wo er naht mit Wonneleben,
Da ist niemand alt.

Herr Walther sah, wie das Volk sich sammelte und seiner Weise staunend lauschte. Und wieder griff er ins Saitenspiel:

Wohl dir, Mai, wie du beglückest
Alles weit und breit!
Wie du reich die Bäume schmückest
Gabst der Heid' ein Kleid
War sie bunter je?
Du bist kurzer, ich bin langer,
Also streiten auf dem Anger
Blumen mit dem Klee.

Da hörte Herr Walther ein silberrieselndes Lachen, und das Herz erschauerte ihm. Er sah Gertrudis, die

Geliebte, in der Menge stehen, und aus purpurrotem Mündchen hörte er sie lachen und sagen: „Das ist doch drollig über alle Maßen:

> Du bist kurzer, ich bin langer,
> Also streiten auf dem Anger
> Blumen mit dem Klee."

Da ging Herr Walther mit offenen Armen auf Gertrudis zu, aber die Menge schloß sich wieder vor ihr, und er fand sie nicht mehr. Und da er nun bekümmert stand und sein Herz nach dem Mädchen schrie, begann er mählich wahrzunehmen, wie seltsam die Menschen um ihn herum sich gebärdeten. Sie schwebten an ihm vorüber, als sähen sie ihn nicht, und jeder schien nur mit sich selbst beschäftigt und sagte, was er denken mochte, ganz laut vor sich hin in den Maientag.

Ein Jüngling kam, der lachte selig ins Blaue. Er dachte an die Liebste und sagte:

> „Was kann Trauren baß verschwachen,
> Denn ihr zartes röselichtes Lachen?"

Ein Mägdlein schwebte vorbei, das mochte heimlichen Kummer tragen, denn traurig nickte es vor sich hin:

> „Der Mai hat manigfalte Blüte,
> So hab' ich Sorge manigfalt."

Ein Knäblein mit hohlen Wangen, barfuß, das Röcklein zerschabt, das pflückte sich Blumen vom Rasen und sang aus blassen Lippen, und Herr Walther vernahm mit Wehmut sein eigenes Lied:

„Uns hat der Winter kalt und andre Not
Viel getan zu Leide.
Ich wähnte, daß ich nimmer Blumen rot
Sähe an grüner Heide."

So huschten sie traumhaft hin und wider und hatten fast alle eine leise Klage auf dem Herzen, obwohl der Mai so hell in Blüte stand. Und, obgleich sich alle im buntesten Gewühl durchdrängten, so ging doch jedes, wie es schien, in tiefster Einsamkeit.

Und plötzlich gewahrte Herr Walther Gertrudis wieder.

Wie seltsam! Sie war gekleidet wie einst ihre Mutter am Hofe zu Wien.

Herr Walther brach sich Bahn durch die Menge und faßte der Liebsten Hand.

Sie aber schwebte mit geschlossenen Augen neben ihm daher und ließ ihre kühle Hand in der seinen, als wüßte sie von nichts.

Da ward Herrn Walther bang ums Herz; er rief den lieben Namen in weher Zärtlichkeit.

Er rief ihn dreimal, ehe sie langsam die Augen auftat, wie aus todschwerem Schlummer erwachend.

Da schaute er tief in die milden, goldigen Sterne und blickte in endlose Weiten, auf ferne lächelnde Jugendtage zurück, und es nahm ihn nicht mehr wunder, als eine traute leise Stimme sprach: „Sei zart mit meines Kindes Seele, Walther!"

Da senkte Herr Walther tief das Haupt und sagte: „Sie ist mir wie mein eigen Kind!"

Die Stimme flüsterte hierauf: „Es wird unsterblich, wer in dir gelebt."

Da schrak Herr Walther empor — das Antlitz war verschwunden.

Er fühlte sich von wirbelnden Massen fortgerissen — und erwachte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Des Burggrafen nächste Talfahrt galt nunmehr dem Zanter. Der junge Leuthold war es, der vor allem dazu gedrängt hatte.

Frau Uta war vor etlichen Tagen mit ihrem Gemahl, dem Hofstaat und dem Ingesinde in den Vintschgau heimgereist, und auch Herr Gerhard Atze und der junge Ulrich von Lichtenstein schieden solcherart in ihrem Gefolge von Branzoll und Säben. Herrn Walther ermahnte Frau Uta, in Bälde ihr Gast auf Schloß Tirol zu sein.

Herrn Atze war der Abschied nicht schwer gefallen. Er schoß noch einen giftigen Blick auf Herrn Walther, ließ etliche Verdächtigungen und „Mutmaßungen" über allerlei aufgespürte Herzensangelegenheiten nach edler Merker-Art zurück und machte sich aus dem Staube. Herr Walther aber betete im stillen, die böse Hofschranze möge ihm niemals wieder begegnen.

Es war ein eigenes Verhängnis mit Atzen — das

Schicksal trieb sie immer wieder zusammen. Der Atze war gleich ihm bei der Feier des Sängerkrieges auf des Thüringers Burg gewesen; er belästigte ihn am Hofe Dietrichs von Meißen; er hatte ihm jetzt im Eisacktal so manche Stunde verbittert und gedachte nun, wie er verkündigte, beim gastlichen Herzog von Kärnten ein Weilchen herumzuschmarotzen. Das aber war Herrn Walther doppelt leide, weil er selbst auf seiner Fahrt nach Aglei durchs Pustertal und über Kärnten zu wandern gedachte und nun auch dort den leidigen Schwätzer und Verleumder gewärtigen konnte. Was wollte er aber dagegen tun? Vielleicht erschlug den Atze jemand bis dahin.

Der junge Ulrich von Lichtenstein aber hatte sich herzlich schwer von seinem Freunde Leuthold getrennt. Und ehe es noch ans Scheiden ging, vertraute er ihm ins Ohr, er stehe in den Diensten einer edlen, herrlichen Fraue, deren Namen und hohen Stand er allerdings nicht nennen dürfe, denn Verrat an seiner Dame zu üben sei untadeligem Ritter nicht gemäß, doch wolle er ihm erzählen, wie tief er die wonnereiche Herrin minne, und daß sie die hehrste aller Frauen sei, und daß er oft im Garten ihrer Burg die Fußtapfen küsse, die ihr kleines Füßchen in den tumben Sand getreten, und daß er im kommenden

Jahre, wenn er das Schwert erhalte, ein Endchen ihrer Schleppe, das er ihr glücklich abgetreten, in seinen Knappenschild einnähen werde, und wie hoch es ihn beglücke, ihr Blumen zu bringen und zu denken, daß ihre weiße Hand sie dort berühre, wo er selbst sie gehalten, und daß — er zog geheimnisvoll eine große lederne Feldflasche hervor — noch ein Schlückchen süßesten Trankes aus ihrem Tafelbecken vorhanden sei, und daß er es in seiner Todesstunde trinken werde, die nicht mehr ferne sei, so er nicht balde der Herrin lichtes Antlitz wieder erschaue.

Leuthold machte große Augen und schüttelte den Lockenkopf in banger Verwunderung über den närrischen Freund.

— Und daß, fuhr dieser fort, sein Herr Vater in Steiermark gewaltig im Irrtum sei, wenn er glaube, er habe ihn, Ulrich, an den Hof nach Amras gegeben, damit er dort dem mächtigsten Herzog im Lande diene: er habe vielmehr sich selbst in den Dienst der allerschönsten Dame gewünscht, und sei daher nach Amras gegangen, und daß — —

„Aber dann ist ja Frau Beatrix, die Rose von Hochburgund, die Herrin deines Herzens!“ unterbrach ihn Leuthold.

„Wer sagt das?“ flammte Ulrich auf.

„Nun, das war doch nicht schwer zu erraten“, lachte Leuthold.

Da fiel ihm der Lichtensteiner wie toll um den Hals und flehte ihn an, das zarte Geheimnis für sich zu behalten, und vertraute ihm zugleich, er habe seinem Vater Botschaft gesandt, er müsse ihn so bald als möglich nach Amras zurückkehren lassen, zumal er sich sonst in irgend eines fremden Ritters Diensten als geringster Schildträger ins Heilige Land verdingen und nicht eher heimkehren wolle, bis er nicht zu Ehren der allersüßesten Fraue hundert runde Heidenschädel glatt gespalten.

Leuthold erschauerte unter der Leidenschaft seines Freundes.

„Wie treu du deiner Herrin dienst!“ sagte er bewundernd.

„Das muß man doch!“ versetzte Ulrich. „Dienst du etwa keiner?“.

„Nein — oder ja!“ wich Leuthold errötend aus.

„Ist sie schön?“ fragte Ulrich lauernd.

„Sie ist schöner, als je ein Mägdlein im Lande war.“

„Oho!“ rief Ulrich, und hob seinen Krähenspieß. „Du willst wohl sagen: außer meiner Dame!“

„Nun ja,“ lachte Leuthold gutmütig, „also sagen wir: außer deiner Dame.“ — —

Nun aber war der Lichtensteiner fort, und Leutholb gab dem Vater so lange keine Ruhe, bis die Fahrt ins Grödenertal zum Zanter beschlossen ward. Auch diesmal saß ein stattliches Fähnlein in den Sätteln, der Burggraf, Gertrudis, Leuthold und Herr Walther und die üblichen Knappen. Und überdies hatten sich etliche Dienstleute des Villanderers angeschlossen, die dieser nach seiner Feste Wolkenstein beordert hatte.

Der Zanter besaß keine Burg, sein Wohnsitz konnte höchstens ein befestigter Hof genannt werden, aber die Lage des kleinen, wallumwehrten Hauses auf rauher stürmischer Höhe am Fuße ungeheurer Dolomitenfelsen, von Zirbelkiefern und Wacholderdickicht umdrängt, wo nur wenig Roggen und gerade noch die Gerste auf kümmerlichen Feldgebreiten wuchs, entsprach so recht dem Trotz und der Bergeseinsamkeit seines Gebieters. Es war ein Wunder zu nennen, daß Frau Sit Alscham, die Blume aus dem Morgenlande, seit so vielen Jahren in dieser Alpenschauerlichkeit zu gedeihen vermochte. Doch waren Albertus Zant und seine heidnische Gattin nicht die einzig Sonderbaren in diesem Tal der Seltsamkeiten. Das ganze Bauernvölkchen, das hier festgenistet saß, war eigentlich fremd seit uralten Zeiten, es hatte eine

besondere Sprache, die kein anderer weit und breit verstand, und es ging die Sage, sie seien die schwarzäugigen Nachkommen römischer Ansiedler, die vor tausend Jahren und noch früher hier der bitteren Erde die ersten Halme abgerungen.

Hier hauste nun Albertus Zant, unter Fremden selbst ein Fremder, doch waren die wenigen Knechte und Mägde, die er benötigte, Deutsche aus den nördlichen Ländern, worin er dem Bischof von Trient gleichtat, der immer wieder deutsches Blut und deutschen Fleiß herbeirief, um die unermeßlichen Wälder zu roden und den Boden zur wahren Gedeihlichkeit zu segnen.

Ein Tischlein war vor dem Hause gerichtet, mit Kieferzweiglein umkränzt, dort hieß der Zanter seine Gäste willkommen. Bei Birnenmost, mit Honig und Gewürz gemildert, bei kaltem Wildbret und allerlei morgenländischen Süßigkeiten, die Frau Sit Alscham gar zierlich und schmackhaft zu bereiten verstand, ward nun ein Stündlein verplaudert, wobei zwischen Herrn Purchardt und dem Zanter von alten gemeinsamen Kriegsfahrten viel die Rede ging.

Sie hatten in den grausamen Tagen der Kreuzzugsschande gegen das arme Byzanz auf dem gleichen Belagerungsturme gefochten und waren gemeinsam

in die Stadt gedrungen, doch hatte in den Rausch ihrer reinen Siegerfreude gar bald unsäglicher Ekel gespien vor dem höllischen Treiben ihrer eigenen Genossen, die im Namen des Heilands, als Christen gegen Christen, ärger gewütet hatten, als Pest und Brand und grinsender Tod.

„Am tiefsten schmerzte mich," sagte der Zanter, „daß diese mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes geschmückten Ritter nicht nur den Leib und das Eigentum ihrer wehrlosen Opfer schändeten — sie gaben sich auch gewaltige Mühe, die Seelen der Ärmsten mit dem Schmutz des Spottes zu quälen, auf daß ihr Elend ein doppeltes würde, nach außen und innen. Entsinnt Ihr Euch, vieledler Herr, der kläglichen Maskerade, die von vielen Rittern und Pilgern am dritten Tage durch die Straßen der brennenden Stadt begangen wurde? Sie hatten sich die geraubten Amtskleider der hohen Beamten des griechischen Kaisertums ums Panzerhemd getan und trugen mit spöttischen Gesten die Schreibrohre, Tintenfässer und Pergamentblätter umher, die sie in den Kanzleien gefunden hatten, und nötigten nun die Männer in den Gassen, ihre Namen aufs Pergament zu schreiben, wobei sie jeden, der es konnte, mit Hohngelächter begrüßten, und mit unflätigen Worten die Griechen

als ein Volk der schwächlichen Schreiber verwünschten und verspotteten."

„Ich sah es", sagte Herr Purchardt. „Sie hatten ihre Rosse mit den Kleidungsstücken byzantinischer Frauen behängt und ihnen die leinenen Mützen der Männer aufgesetzt. Auch hatten manche von ihnen Buhldirnen vor sich auf dem Sattel, gehüllt in die kostbaren Gewänder edler griechischer Damen, denen sie gestohlen worden."

„Und all diese Männer waren ausgezogen, fürs Heil ihrer Seele zu streiten", nickte der Zanter. „Was war ihnen heilig in jenen Tagen? Die meisten von ihnen dachten an nichts als Mord und Schändung, Fraß und Raub, und wir Wenigen standen ratlos da, ein ärmlich Häuflein Entsager und Mahner in tosender Hölle, Wirbelblätter im Sturm. Und auch der geistlichen Fürsten Beschwörung verhallte nutzlos, denn manche unserer lieben Bischöfe gingen ja selbst auf Raub aus, wenn es auch ein ‚heiliger Raub' war, wie sie ihn nannten. Gedenkt Ihr noch des dicken Bischofs Werner von Troyes, der des Apostels Philippus ganzes Haupt erbeutete? Und brachte Herr Heinrich von Ulmen nicht einen Zahn Johannes des Täufers mit? Und Bischof Konrad von Halberstadt ein Fleischstück vom Leib des Apostels

Paulus? Und wem wurden, frage ich, diese Heiligtümer geraubt? Nicht etwa ruchlosen Heiden, o nein, sie wurden christlichen Brüdern geraubt, Christen, die dem Heiland die herrlichsten Kirchen auf Erden erbaut hatten, Christen, die des Kreuzes erhöhende Macht vor barbarischen Sklaven- und Türkenscharen behauptet hatten, Christen, deren einziges Verbrechen es war, einen anderen Oberhirten zu haben als den Bischof von Rom! O, wie sollte da nicht tief ergrimmen, wer aus gerechtem Herzen solchen Zwiespalt bedachte? Doch kommt Vergeltung, sag' ich Euch! Mir gehen die spöttischen Worte des Sultans Saladin, dieses weisesten aller Heiden, nicht aus dem Sinn. Ich sagte ihm eines Tages in trotziger Verwegenheit, als er in Zeltes Kühle mit mir sich besprach, ich sagte ihm, wir Kreuzfahrer gedächten Byzanz zu erobern, es wäre ein brauchbarer Ruhepfühl auf dem Wege ins Heilige Land. Da lächelte der Sultan und meinte: Dann tut es bald, wir sehen es gern, denn ihr tut es für uns! Ich werde diese Worte nie vergessen, und sage Euch, vieledler Herr, der Sultan wußte, was er sprach. Der Tag ist nicht mehr fern, da des Halbmonds Hohn sich brüsten wird auf der sanften Kuppel der Sophia!"

Herr Purchardt verharrte eine Zeit in nachdenk-

lichem Schweigen. Dann seufzte er: „So sehen wir Zwiespalt überall!“

„Gewiß“, versetzte der Zanter. „So sehen wir Zwiespalt überall! Habt nicht auch Ihr, Herr Walther, einst ein Lied gesungen, worin Ihr sagtet, daß Haß und Neid allüberall auf Erden zuhause seien, jedoch am allermeisten bei den Menschen?

Ich hört' ein Wasser rinnen
Und sah die Fische drinnen.
Ich merkt' auf alles in der Welt:
Rohr, Gras und Laub und Wald und Feld,
Was kriechet und was flieget
Und Bein' zur Erde bieget,
Das sah ich, und ich sag' euch das:
Nicht eins davon lebt ohne Haß.“

„Mich wundert,“ fuhr der Zanter fort, „daß noch niemals ein Prophet verstand, den einzigen Glauben zu predigen, der die Menschen solcherart vereinigen würde, daß keinerlei Zwiespalt mehr die Seelen vergiftete.“

„Welchen Glauben meint Ihr?“ fragten die andern.

„Ich meine die Stille,“ versetzte der Zanter, „doch thront sie nur auf den höchsten Bergen, wo nichts Lebendiges mehr gedeiht.“

Da ward ein Schweigen für geraume Weile. Und übermächtig überkam nun alle die wilderhabene

Schönheit dieses trotzig einsamen Erdenwinkels. In majestätischen Massen rückten die Felsenkolosse in der Klarheit des Abends immer enger zusammen, als wollten sie dem Frieden des Tales als schirmende Wächter näher sein. Vogelgezwitscher regte sich, ängstlich fragend und bang vor dem sinkenden Licht. Der Höhenwind kam dahergesprungen und pfiff einen kühnen Choral durch die Nadeln der Zirbelkiefern. Dann schwang er sich wieder empor und zog des Tages letzte Dünste von klar kristallenen Fernen fort, auf daß das Märchen Abendröte sich entschleiere.

„Ich will euch einen Pfeilschuß talwärts auf offene Matten führen," sagte der Zanter, „dort sehen wir unser Land in unbegrenzten Abendweiten."

„Wo mag nur Leuthold sein?" fragte der Burggraf.

„Er hat sich unserer kleinen Fatme angeschlossen", lächelte der Zanter. „Sie wissen zwar nichts mitsammen zu sprechen, denn die kleine Mondtänzerin versteht wohl nicht fünf Worte Deutsch, doch scheint die liebe Jugend sich ansonsten verständigt zu haben. Wir haben das Mädchen lieb gewonnen in dieser kurzen Zeit. Sie ist wohl noch sehr scheu gegen mich und die andern Männer, aber meinem Weibe von Herzen ergeben."

Die kleine Gesellschaft folgte dem Zanter durchs

Buschwerk des Grabens und gelangte durch ein heimliches Pförtchen ins Freie. Nun ging es zwischen Kieferbeständen ein Weilchen talwärts, worauf der Blick sich plötzlich wunderbar der purpurnen Abendwelt erschloß.

Aber nicht minder betroffen standen sie vor einem andern Schauspiel, das wenige Schritte vor ihnen auf grüngoldener Matte sich zutrug.

Da saß die kleine Fatme im Abendrot, einen Kranz aus schimmerndem Edelweiß auf den nachtschwarzen Locken, und hielt die Händchen im Schoße und schaute sehr vergnügt.

Vor ihr aber kniete der Knabe Leuthold und starrte, die Hand auf dem Herzen, verklärt in ihr blasses Gesichtchen und rief:

„O wohlgeblühtes Maienreis!"

Und gab ihr einen Kuß.

„O schimmernde Lilie im Morgentau!"

Und gab ihr einen Kuß.

„O blühende Rose, gewachsen sonder Dorn!"

Und gab ihr einen Kuß.

„O meines Herzens Osterspiel!"

Und gab ihr einen Kuß.

Und Leuthold wäre kein Dichter gewesen, wenn er solcherart nicht mit fröhlicher Leichtigkeit fort-

gefahren wäre, jeden neuen Einfall sich selbst mit einem Küßchen belohnend:

„O meines Herzens Freudensaal! O Würde meiner Seligkeit! O falkenschlanker Trautgesell! O wunderheller Morgenstern! O meiner Seele Harfenklang! O meiner Augen Spiegelglas! O Friedensschild vor Ungemach! O allersüßester Mandelkern!"

Die kleine Sarazenin aber saß, obgleich sie kein Wörtlein verstand, mit glücklichem Lächeln da und ließ sich die eifrige Huldigung des hübschen, vornehmen Jungen wohl gefallen.

„Leuthold!" rief Herr Purchardt ergrimmt, als er endlich wieder Luft bekam.

Der junge Troubadour schoß jählings in die Höhe, doch wußte er sich sofort in wackerer Knappenart zu fassen und stellte sich allsogleich trutzig vor seine Dame hin, als gelte es nunmehr, ihr Leben zu verteidigen.

Die kleine Fatme aber verbarg das glühende Gesichtchen in den Händen und rührte sich nicht.

Frau Sit Alscham erfaßte die Tiefbeschämte an der Hand und führte sie mit sich. Doch konnte die gute Dame ein Lächeln stiller Ergötzung nicht unterdrücken.

„Es ist ein Spiel", sagte der Zanter begütigend.

„Es ist ein Spiel und auch wieder nicht!" polterte Herr Purchardt. „Nun seh' ich, Leuthold, daß es Zeit ist, daß dich strengere Zucht umfängt. Noch heute sende ich Botschaft nach Amras. Dort wird Herr Förtsch von Thurnau dich ein Jährchen behüten und dich lehren, wo Maße und Gezogenheit beginnt."

Nun kehrten sie alle zum Hause des Zanter zurück.

Herr Walther ging schweigend neben Gertrudis. Auch sie hatte anfangs zu Leutholds Torheit gelächelt und war nun ernster geworden. Sie trug das feine Haupt von leiser Sorge gebeugt, und ihr süßes Antlitz war blasser als sonst.

„So geht es," hörten die Beiden Herrn Purchardt sagen, „so geht es, wenn man seine Kinder aus den Augen läßt. Ihr müßt die kleine Vagantin besser bewachen, Albertus Zant! Ich fürchte, sie hat von den Fahrenden mancherlei gelernt, besonders die Kunst, nach Höherem zu langen, als ihr zukommt. Man fährt nicht ungestraft die Länder auf und ab. Es bleibt vom Staub der Straße manches haften. Das eine aber weiß ich — Leuthold muß mir fort. Auch muß es mit des Minnesangs Getändel nun ein Ende haben; die Zeiten sind ernst, und mit Harfengezupfe beherrscht man den Trotz der Hörigen nicht!"

Der Zanter schwieg betroffen. Er hatte seinen Gast zu schonen. Doch hoffte er, daß auch sein Schweigen verstanden werde.

Es dunkelte bereits, als die Heimfahrt angetreten wurde. Die Nacht war mondleer, aber sternenhell, doch hatten es die Pferde auf dem steinigen Bergweg nicht leicht. Es fiel nur hin und wieder ein einzelnes Wort, und Herrn Purchardts Mißstimmung und Leutholds Niedergeschlagenheit taten das übrige. Gertrudis ritt mit dem Vater, weil er es so wünschte.

So kam es, daß Herr Walther dem lieben Mädchen nichts von seinem seltsamen Traum erzählen konnte. Und er hätte es doch so gerne getan.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Aus Bozen waren zwei vornehme Bürger in geschäftlichen Angelegenheiten nach Klausen gekommen, Herr Dietlinus von Vintler und Herr Jaudes de Bozano. Der Burggraf gab den beiden, ihrem großen Einfluß in der Handelsstadt und ihrer edlen Abstammung gemäß, ein Gastmahl auf Branzoll.

Das Gespräch an der Tafel ging von den Handelssorgen bald aufs Allgemeine über, man fragte gemeinsamen Bekannten nach und nahm von diesem ein Stückchen weg und legte jenem ein Endchen zu.

Und als das eigentliche Mahl vorüber, die Herren Brot und Käse zum Nachtisch genossen und dem edlen alten Wein sich wohlig hingaben, lud Gertrudis Herrn Walther ein, mit ihr im Erker ein Stündchen im Schach zu verspielen.

Es spann eine milde herbstliche Sonne dort in der Erkerecke, und frühgerötetes Laub des wilden Weins umrahmte das schmale Fenster mit wehmutsvollem

Farbgetön. Das gar liebevoll und kunstreich aus Elfenbein und Ebenholz geschnitzte „Schachzabelgestein", in weiser Stellung um die Königspaare geschart, begann nunmehr den nachdenklichsten aller Kriege.

Gertrudis hatte sich Schwarz gelost. Um so heller war das Leuchten ihrer schlanken Finger inmitten ihrer Getreuen aus Ebenholz.

Doch war es ein Glück, daß niemand das Spiel belauschte. Denn seltsam abenteuerliche Züge vollführte die bäuerliche Schar der Wenden, und Ritter und Kurier gebärdeten sich wie toll. Auf diesen vierundsechzig Feldern nüchternster Berechnung stand heute nur allzudeutlich Verwirrung und liebliche Torheit geschrieben.

Gertrudis schwieg und Herr Walther schwieg. So trennte die beiden kein unzureichendes Wort.

Vom Nebentisch aber drängte sich das frohe Gelächter der Tischgesellschaft herzu. Herr Dietlinus von Vintler war ein flotter Erzähler. Er hatte viel gesehen, besaß einen guten Humor und ein Tröpflein Bosheit darin, womit er überall willkommen war.

Nun eben umspielte seine Betrachtung die beiden ehrwürdigen, voneinander so verschiedenen Bischofsgestalten, Herrn Konrad von Rodank und Herrn Friedrich von Wanga. Gerade hier, zu Füßen dieses

gastlichen Schlosses, meinte Herr Dietlinus, der gern auch ein wenig das Weltgeschichtliche anpumpte, rausche das unscheinbare Thinnebächlein ein uraltes Menschheitslied vom Hüben und Drüben. Hier hätten schon vor tausend Jahren die kaiserlich römischen Legionäre auf die rätischen Grenzsoldaten hinübergespuckt, was später wieder durch die Leute aus dem Gaue Norital denen aus der Bozener Grafschaft vergolten wurde, wogegen nunmehr unter der Krummstäbe friedlich-sittlicher Herrschaft das Spucken aufgehört und ein nützlicher Handels- und Gewerksverkehr sich segensreich entfaltet hätte.

Nach dieser bildreichen Betrachtung gedachte Herr Dietlinus der Leutseligkeit, aber auch der Neugierde des Brixnerischen Bischofs, wobei er die Kunde nicht verschweigen konnte, daß der biedere Kirchenfürst sich gern bei den Zollbeamten an der Klausener Brücke aufhalte und den des Weges ziehenden Kaufleuten oft den Zoll zu erlassen pflege, im Falle sie eine spannende Neuigkeit oder ein leckeres Anekdötchen zu berichten wüßten. Das sei nun schon in Bozen bekannt geworden, und es versorge sich nunmehr jeder Kaufmann, der über den Brenner wolle, unter anderem auch mit einer tüchtigen Ladung anzüglich heiterer Histörchen, so daß sich bereits eine kleine

Industrie in diesen Artikeln im fröhlichen Bozen gebildet habe.

Allsogleich ging Herr Dietlinus hierauf dem nachbarlichen Kirchenherrn zu Leibe, Herrn Friedrich dem Gestrengen, wie er vom Brenner bis an den Gardsee genannt wurde. Da wußte er wieder eine andere geheimnisvolle Begebenheit aufzutischen, die sich vor etlichen Jahren bei einem kleinen Turniere in Trient zugetragen.

„Ihr entsinnt euch, edle Herren, der Enzyklika aus Rom, wonach jeden Ritter der Bannfluch treffe, der noch fernerhin an einem Turniere teilnehme."

„Bei des Teufels Klumpfuß," wetterte Herr Purchardt, „und ob ich mich entsinne! Es mag vor etwa zehn Jahren gewesen sein. Wir Ritter am Eisack trauten unsern Ohren nicht, als wir die schmähliche Botschaft erfuhren. Es sei nun fürder nicht mehr christlich, hieß es, reckenhafte Mannheit im Speergekrach zu erproben! Daß doch des Pfaffen Nase überall dabei sein muß! Wer soll das Land beschützen, wenn die Feinde nah'n? Wird der Papst uns etwa helfen? Er lasse die Ritterfäuste wachsen, wie es Gott gefällt! Es scheint mir im übrigen ehrenreicher, den Balmung sausen, als die Zunge schnellen zu lassen! — — Aber erzählt, erzählt!"

Herr Dietlinus sah einen Augenblick etwas nachdenklich vor sich hin. Dann aber fuhr er fort:

„Ihr wißt ja, daß man die Drohung nicht allzu ernst nahm, es wurde ja trotz alledem gar fleißig getjostet und turniert. Und selbst Herr Bischof von Wanga drückte nicht nur ein Auge zu, sondern pflegte mit dem andern, wie man sich zu Trient erzählte, die ritterlichen Spiele selbst nicht ungern aus geheimer Loge zu betrachten. Nun geschah es vor einiger Zeit, daß man wieder ein kleines ritterliches Stechen zwischen den Herren vom Etschtal und jenen vom Gardsee veranstaltet hatte. Die Preise bestanden in einem Habicht, zwei Windhunden und den Küssen der dreißig schönsten Mädchen. Die deutschen und die wälschen Ritter waren so ziemlich gleich an Zahl und einander auch sonst gewachsen, aber, weiß der Satan, unsere Leute hatten an diesem Tage kein Glück, und schon hatte mancher edle sieggewohnte Herr, wie der von Eschenloh, von Firmian, von Sarntheim, den Sand geküßt, indes die Ritter aus dem Südland, besonders die von Riva, von Mori und Pao, euch unermüdlich Speer auf Speer verstachen, als wollten sie alle Wälder im Etschland zerstören. Schon stand die Sache für uns Deutsche schändlich schief, da sprengte ein fremder Ritter in

unbekannter prächtiger Rüstung in den Ring, auf der Eisenhaube den flatternden Schleier seiner Dame, und begann euch allsogleich auf seinem Pinzgauer in rasendem Anlauf die wälschen Herren Stück für Stück aus dem Sattel zu heben, als gälte es Kinder aufs Töpfchen zu setzen. Und nicht eher hielt er im Wüten inne, bis die Ritter aus dem Süden sich allesamt unter ihre Rösser verkrochen, worauf der gespenstige Reiter sich unverzüglich zur Damentribüne begab, seine Lanze vor den Schönen tief verneigte und, ohne weiter nach dem Habicht, den Windhunden und den dreißig Küssen zu fragen, zum Tor hinausstob und verschwand. Und nun zerbrach sich alle Welt unter Staunen und Gelächter den Kopf, wer dieser unbotmäßige, alle Regeln des Turniers so grimmig mißachtende Feuerreiter gewesen sein mochte. Man wäre aber kaum jemals auf die rechte Spur gekommen, wenn der Damen unfehlbarer Blick nicht an einer aus ihrem Kreise ein seltsam tiefes Erröten wahrgenommen hätte. Das war aber keine Geringere als die schöne Boznerin Leutgardis von Hurlach, von der die Sage raunte, es verbände sie mehr als gemeinsame Andacht mit dem kühnen, streitbaren Bischof von Trient. Und nun, was sagt ihr dazu?"

Herr Dietlinus schaute triumphierend um sich und und freute sich seiner Wirkung.

Auch um Gertrudis Lippen huschte ein flüchtiges Lächeln. „Leutgardis von Hurlach", flüsterte sie. „Ich sah die schöne Bürgerin am festlichen Tage zu Lengmoos auf dem Ritten, als Bischof Friedrich die Pfarre des Kreuzherrnhospitals inkorporierte. Man erzählte sich schon damals, was Herr Dietlinus eben behauptete. Aber — was kümmert uns das?"

„Gewiß, es kümmert uns nicht", versetzte Herr Walther leise. „Frau Minne, die Herzensjägerin, hat allerorten ihr Revier."

„Da wir aber schon beim Geistlichen sind," vernahmen die beiden aufs neue den unermüdlichen Dietlinus, „so will ich euch noch eine Märe berichten, die so recht die Tollheit dieser Welt beglaubigt. Sagt mir, vieledler Burggraf, was tätet Ihr, wenn Euer Söhnchen Leuthold eines Tages plötzlich sein schönes Gewand mit dem schmutzigen Kittel eines Bettlers vertauschte und diesergestalt durch die Grafschaft zöge, im Namen des Heilands sein nacktes Leben von den milden Gaben Eurer Zinsleute und Hörigen fristend?"

„Beim Donner, stellt Ihr närrische Frage!" brauste Herr Purchardt auf. „Wenn so geschähe,

wie Ihr schwätzt, dann setzte ich den Sohn, der solch unsägliche Schmach mir angetan, bei Brot und Wasser in des Berchfrits tiefste Tiefen und ließe ihn alldort den Ratten predigen, bis sein Geist sich wieder gelichtet!"

„Nun, seht Ihr," schmunzelte Herr Dietlinus, „so ähnlich war der Vater, von dem ich Euch berichten will, mit seinem Sohne auch verfahren, doch hat es ihm wenig genützt. Vernehmt: mir lebt ein Handelsfreund in Umbrien, Herr Peter Bernardone, in aller Welt geschätzt als Tuchverkäufer, berühmt durch die Einfuhr seiner Stoffe aus Frankenland und auch ansonst ein tüchtiger und ehrenfester Mann. Er weilte vor etlichen Jahren in Bozen, um den Markt mit eigenen Augen zu prüfen, und hatte seinen älteren Sohn bei sich, den er, aus Vorliebe für französisches Wesen, Franziskus nannte, obgleich er eigentlich Johannes hieß. Besagter Franziskus war ein sonderbarer Jüngling. Im Geschäfte durchaus gewandt und vielverheißend, war er anderseits von ungeheurem Leichtsinn und verschwendete das Gold in Strömen für Schmuck und Prunkgewänder und üppige Gastmahle. Zuzeiten aber geschah es wieder, daß er im tiefsten Mißmut, an sich selbst und aller Welt verzweifelnd, in den Kirchen kniete und den Priestern

bei der Messe half. Ich machte mir meine Gedanken darüber, aber Herr Bernadone sagte: Laßt ihn! Er mag seine Jugend genießen, wie es ihm behagt; mein Reichtum gestattet ihm das! Und nun, vernehmt, was plötzlich sich begab: Der Jüngling Franziskus verschenkt eines Tages all sein Hab und Gut an die Armen seiner Vaterstadt Assisi und wirft sich selbst die Hülle eines Bettlers um und erklärt seinem Vater vor allem Volke: ihn habe die Stimme des Herrn berufen, für alle Zeit bis an sein Ende der seligen Dame Armut zu dienen, mit allen Fibern seiner Seele, wie nur je ein edler Ritter der Fraue seines Herzens gedient!"

Herr Walther horchte betroffen auf. Wie ward sie da genannt, die bittere Freundin von Anbeginn? Die selige Dame Armut? Was war das für ein seltener Mensch, der also sprechen konnte? Und doch — das Wort berührte ihn wunderlich im Innersten des Herzens.

„Man sagte mir," fuhr Herr Dietlinus fort, „daß Herr Bernardone und auch all die andern vor dieser Rede völlig verdonnert standen, denn sie glaubten, nun habe der junge Franziskus den Verstand verloren. Er nannte die Armut seine Gemahlin, die so reich und edel und schön sei, wie keine andere

Dame je auf Erden gewesen. Auch meinte er, sie sei bis heute Witwe geblieben, denn ihr erster Gemahl sei ans Kreuz gestiegen, und sie habe bisher keinem zweiten angehört. Herr Bernardone schäumte vor Wut. Er soll den mißratenen Sohn verflucht, geschlagen und schließlich unter hellem Gelächter des Volkes mit sich fortgeschleppt und ins finstere Verließ gesteckt haben, das sich unter der Treppe seines Hauses befand."

„Es war die höchste Zeit", brummte Herr Purchardt.

„Geduldet Euch, es kommt noch besser", lächelte Dietlinus. „Die eigene Mutter fühlte tiefes Mitleid mit dem Sohne, der keinerlei Klage vorbrachte und immer nur betete und mit seiner Finsternis zufrieden schien, und da öffnete sie ihm eines Tages, als Herr Bernardone gerade auf Reisen war, die Tür ins Freie, und Franziskus entkam. Unterdessen aber hatte sich manches verändert: Das Volk begann für den sanften, mildtätigen Schwärmer, der für jeden ein freundliches Wort hatte, jeden Bettler küßte, jeden Aussätzigen pflegte, Gefallen zu finden, und bald schlossen sich andere, darunter auch reiche, vornehme und gelehrte Männer, dem Franziskus an und taten gleich ihm, verschenkten all ihre Güter und folgten

ihm in tiefster Armut, wie einst die Jünger dem Herrn. Und allmählich sind es wirklich zwölf geworden, der heiligen Apostelzahl gemäß, und Franziskus nennt sie die Ritter seiner Tafelrunde, betet, hungert und friert mit ihnen in felsiger Einsamkeit und preist mit ihnen in schallenden Lobgesängen die selige Dame Armut!"

„Verrückte Leute sind es!" schrie ihm Herr Purchardt in die Rede. „Solches Unkraut wucherte zu allen Zeiten. Was täte diese apostolische Gesellschaft, wenn nicht mildtätige Hände sie fütterten? Unsinn! Die Armut eine Dame! Und eine schöne auch noch dazu! Hohohoho! Es ist zum Totlachen! Ihr wißt uns hübsche Dinge aufzutischen, Herr Dietlinus!"

„Es klingt wie ein Märlein", nickte Herr Walther vor sich hin. „Vielleicht das tiefste aller Märlein, geheimnisvoll und zwiegestaltig wie der Tod!"

Gertrudis aber starrte schweigend auf die blinkenden Felder des Schachs, wo längst alle Fehde in friedlicher Verwirrung entschlafen war.

Die Rede an der Tafel tobte immer ungebärdiger. Was das Wort nicht tat, das tat der Wein.

„Gertrudis!" sagte Herr Walther leise. „In wenigen Tagen zieht Leuthold fort. Dann kann auch

meines Bleibens hier nicht länger sein. Doch bin ich nur scheinbar von dir getrennt. Die Augen des Herzens werden dich sehen zu jeder Zeit. Ich werde wiederkommen, ein anderer, als ich bin. Mein Hoffen geht mit dem Staufer!"

„Die Augen des Herzens!" wiederholte Gertrudis verträumt und sah mit schmerzlichem Lächeln in den herbstlichen Abend hinaus. „Ihr habt meiner Mutter einst ein Lied gesungen, Herr Walther, das sprach von den Augen des Herzens. Es ist mir wohl bekannt."

Gertrudis lehnte das Haupt mit geschlossenen Lidern zurück und sagte still vor sich hin:

„Wüßt ich, wer mir dieses Rätsel deute:
Lange Zeit sah sie mein Auge nicht.
Weilt des Herzens Aug' an ihrer Seite,
Daß ich immer schau' ihr Angesicht?
Ist ein Wunder hier geschehn?
Wer denn gab mir, ohne Augen
sie zu aller Zeit zu sehn?

Wollt ihr jetzo denn die Augen kennen,
Die sie sehen über Berg und Land?
Die Gedanken, die im Herzen brennen,
Sehen sie durch Mauer und durch Wand. —"

Sie erhob sich jählings und trat ans Fenster. Herr Walther mußte sich besinnen — fast hätte er

im Augenblick die zärtliche Gestalt an sich gerissen, all dieser lärmenden Meute zum Trotz, die weltenfern von ihm und Gertrudis ihr kläglich nüchternes Dasein schleppte, ob sie sich nun Vater, Freund oder Gast benannte.

Herr Walther trat ihr zur Seite und flüsterte: „Das Lied ist nicht zu Ende, Gertrudis! Es sagte wohl, was Minne vermag, nun will es sagen, was Minne sich ersehnt:

Würde jemals mir das Glück geschehen,
Daß sie ohne Augen säh' auch mich!
Will sie in Gedanken nur mich sehen,
Reich belohnet fühl' ich mich.
Meinen Willen lohne sie,
Biete selbst auch guten Willen,
meiner, ach, verläßt sie nie!"

Nun standen die beiden Schulter an Schulter, umsponnen vom Abglanz abendrötlicher Gipfel, das Lächeln der ewigen Berge vor sich und hinter sich die trübe Last des Menschentums.

Da hielt Herr Walther nicht länger zurück und erzählte Gertrudis seinen Traum. Vom Frühlingsreigen im Wienerwalde, von den seltsam schwebenden Gestalten, und daß er auch sie selbst gesehen und ihr goldenes Lachen gehört, und wie er später, versinkend in die endlosen Tiefen eines milden Augen-

paars, die fernher zitternden Worte vernommen, die er niemals wieder vergessen könne: „Sei zart mit meines Kindes Seele, Walther".

Gertrudis lauschte mit gesenktem Haupt und nickte, als er zu Ende war, wehmütig lächelnd vor sich hin: „Nun ist es an der Zeit, dir auch das Letzte noch zu sagen, Walther! In meinem Gärtchen will ich es dir sagen. Und Leuthold wird dir Botschaft bringen, wann du kommen sollst."

Sie wandte sich in den Saal zurück und sah, daß auch die Gäste sich erhoben. Da streifte ihr Prunkärmel, als sie aus dem Erker trat, versehentlich über das Schachfeld hin und stürzte etliche Figuren um.

„Oho," rief Herr Dietlinus von Vintler, „das edle Fräulein pflegt das sanfteste aller Spiele so gewaltsam zu beendigen?"

„Ich hatte es bereits verloren!" lachte Gertrudis auf.

Herr Walther erschrak. Es lag ein rauher weher Ton im Lachen der Liebsten, den er noch niemals an ihr vernommen.

Seine Harfe klagte so, wenn inmitten eines Liedes eine Saite sprang.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Schwere Heimsuchung war über Pater Heimo auf Branzoll hereingebrochen. Ein Wirbelsturm des Herbstes hatte ihm außer einer Handvoll welker Blätter auch ein Häuflein fahrender Scholaren zur Tür hereingeweht, die sich unwiderruflich, wie der Blitz ins Dach, bei ihm zu Gaste geladen.

„Sei uns gegrüßt, o Bruder in Christo!" hatten sie geschrien und sich allsogleich, wie die Heuschreckenplage des Alten Testaments, an Küche und Keller festgesaugt, trutzig pochend auf ihr altes „Privilegium Scholastikum vom Reichstag auf den Ronkalischen Feldern" und auf das dreifache Gottesrecht des Hungernden, des Heimatlosen und — des geistlichen Kollegen. Letzteres war Herrn Pater Heimo wohl am unbequemsten. Aber ihr „Primas", wie sie den baumlangen schlotternden Führer nannten, behauptete immer wieder, mit Pater Heimo weiland auf der Stiftsschule zu Brixen gesessen zu sein,

wessen sich dieser durchaus nicht entsinnen konnte. Doch der Primas ließ nicht locker und streichelte und küßte den alten Schulgenossen mit emsiger Zärtlichkeit, bis dieser sich ganz gebrochen in alles fügte. Ja, er eilte sogar schleunigst zu Herrn Purchardt, und bat ihn, die fahrenden Kleriker des Abends im Burghof bewirten zu können, wofür sie sich mit manchem Liede vom „Gotte Bacchus“ bis zum „heiligen Epikur“ erkenntlich zeigen wollten.

Nun brachte es aber der Zufall mit sich, daß gerade Herr Bischof Konrad auf Branzoll zugegen war. Der allzeit lebensfreudige Seelenhirt legte sofort ein gutes Wörtchen für die geistlichen Vaganten ein und versprach, in Vorahnung possierlicher Dinge, ein Fäßchen Frischgekelterten und etliche Fische mit zarten Gemüsen aus Pallaus, seinem Küchenmeierhof, beizusteuern. Dafür bedingte er sich, den vielversprechenden Schmaus aus angemessener Entfernung betrachten zu können.

Nun mußte der Burggraf wohl oder übel auch bei der Sache sein, obgleich er einen wilden Fluch auf die fahrenden „Lotterpfaffen“ nur schwer unterdrücken konnte.

Am Abend spähte Herr Bischof Konrad aus einem Kemenatenfenster auf die seltsame Gesellschaft hinab,

die sich eben mit viel Gelärm zu Tische drängte. An des Bischofs Seite weilte der Burggraf, Herr Heinrich von Gufidaun und Herr Walther; mit letzterem hatte er am heutigen Abend manch freundliches Wort gewechselt.

Des Bischofs Art, Herrn Walther zu behandeln, entsprach durchaus seinen sonstigen diplomatischen Gepflogenheiten, was Herr Walther wohl durchschaute. Er wußte, daß der sängerfreundliche Kirchenfürst seiner Lieder Kunst und Tiefe wohl zu schätzen wisse, aber der scharfe Wind, der aus seinen gepanzerten deutschen Weisen gegen Rom wehte, konnte dem friedensklugen Bischof nicht behagen. Ja, es hatte sogar den Anschein, als vermeide Herr Konrad am hellen Tage oder vor geistlichen Zeugen des Sängers gefährliche Nähe, obgleich er ihm im stillen zugetaner war, als er zeigen konnte.

Doch jetzt, im Dunkel der Fensternische, bedurfte es keinerlei politischer Um- und Vorsicht, und der wohlgelaunte Bischof, der von Leutholds baldigem Abgang nach Amras gehört, und daraus auch auf Herrn Walthers Abreise geschlossen hatte, welcher Vermutung der Burggraf keineswegs widersprach, trug ihm auf, dem großen und ehrenreichen Herrn Wolfger von Ellenbrechtskirchen, Patriarchen zu

Aglai, seinen demutsvollen und brüderlichen Gruß in Christo zu überbringen.

Dann spähte er wieder in unverhohlener Neugier in den Hof hinab, wo eben Pater Heimo ums Wohl seiner Gäste besorgt war.

Ottogaiba, oberste Küchenmaid auf Burg Branzoll, erschien mit einer mächtigen Pfanne gebratener Fische und wurde mit Jubelgeheul begrüßt. Sie war ein großes ungeschlachtetes Frauenzimmer, schon längst im Grauherbst ihres Lebens, doch mochte sie einst in ihrer Jugend nicht ohne Stattlichkeit gewesen sein.

„Beliebe es Euch, ehrwürdiger Herr, jene Magd zu gewahren!" raunte Herr Purchardt dem schmunzelnden Bischof zu. „Sie dient mir am treuesten unter dem Hofgesinde und sorgte überdies des öfteren, aber meist ungewollt, für manche Heiterkeit auf Branzoll. Sie hat an Frömmigkeit nicht ihresgleichen, doch wird behauptet, sie benötige sie auch, denn das Heil ihrer Seele war, natürlich in ihren jüngeren Tagen, oft gar sehr gefährdet!"

„Ei, ei, wieso?" begehrte Herr Konrad zu wissen.

„Ich wage es kaum, ehrwürdiger Herr, Euch dies ohne Sorge zu berichten," zögerte der Burggraf, „obgleich es Eurer Milde und weisen Einsicht stets beliebt, vieles zu belächeln und wenig zu verdammen!"

„Nur zu, nur zu!" ermunterte der bischöfliche Herr.

„So sei es!" entschuldigte sich Herr Purchardt. „Es war vor langen Jahren, zur Zeit, da Ihr, ehrwürdiger Herr, mir Pater Heimo als Kaplan empfahlet, als sich Jungfer Ottogaiba einer ganz besonderen Frömmigkeit befleißigte. Sie pflegte allmorgendlich bei Pater Heimo die Beichte abzulegen, worauf sie, wie Herr Heimo es damals in jugendlichem Eifer auf Branzoll übte, auch gleich die zugehörige Buße auf sich zu nehmen hatte, die meist in einer gelinden Kasteiung bestand, die der Pater mit eigener Hand im Burghof vorzunehmen pflegte. Es bot uns andern nun mancherlei Ergötzung, die büßende Jungfrau unter Pater Heimos Knute jeden Morgen im Hofe tanzen zu sehen, ein Schicksal, das sie sich selbst durch immer neue Sündigung bereitet zu haben schien. Noch höre ich des Paters zornige Rufe: O bestia bipedales! Bereust du auch wirklich aus weinendem Herzen, du wankelmütiges Weib? — Doch, wenn schon dies zur Fröhlichkeit auf Branzoll nicht wenig beitrug, wie sehr gewann das tägliche Schauspiel erst an besonderem Reiz, als sich plötzlich die Kunde von Ohr zu Ohr verbreitete, Herr Pater Heimo sei bei dieser Kasteiung nicht minder

der leidende Teil, denn auch ihn bedränge arge Seelenpein über der Jungfrau Sündigung, und die Streiche, so die büßende Magd empfange, seien zur Hälfte auch der eigenen Reinigung bestimmt. — Ich glaube, Ihr versteht mich, ehrwürdiger Herr?"

„Ich verstehe", schmunzelte der Bischof und warf einen forschenden Blick auf Herrn Walther, der es aber vorgezogen hatte, dem Flüstergespräch der beiden fernzubleiben. „Ich verstehe!" wiederholte er und dachte im stillen: Der Schlaukopf will mir bedeuten, daß Pater Heimos Anstellung als Burgkaplan nicht ohne Schwierigkeiten war.

„Doch schien des Paters Zorn auch sonst nicht unberechtigt," fuhr Herr Purchardt in guter Ruhe fort, „denn die Magd hatte wirklich des öftern den Teufel im Leibe. Das ärgste Evastückchen, so sie auf Einflüsterung der paradiesischen Schlange aufgeführt und wofür sie auch verdiente Strafe bei den Ratten im Berchfrit erlitt, beging sie gegen einen armen Pilgersmann, dem ich einst um Gotteslohn auf Branzoll zu nächtigen erlaubte. Der Pilgrim war auf seliger Heimkehr aus dem Heiligen Lande begriffen und hatte zum Zeichen seiner Erlösung eine Palme aus Abrahams Baumgarten in Jericho mitgebracht und trug auch vielerlei Muscheln und See-

zeug an Hut und Mantel gar zierlich und erbaulich aufgenäht. Des Abends in der Gesindestube soll nun der Wallfahrer viel Verwunderliches an Abenteuern und Anfechtungen des bösen Geistes erzählt und dabei auch wohlgefällig vermerkt haben, daß er allen Versuchungen verliebter Weiblein aufs tapferste widerstanden und dadurch die Frucht seiner sündenlosen Meerfahrt aufs glücklichste heimwärts gerettet habe.

Kaum hatte dies das lauschende Satansweib vernommen, als auch schon verruchtes Ränkespiel in ihrer schwarzen Seele Platz griff. Sogleich begann sie dem bedauernswerten Pilgrim mit all dem höllischen Feuer zündelnder Evaskünste so fürchterlich zuzusetzen, daß dieser gar bald den Ernst seiner heiligen Sendung vergaß und am nächsten Morgen unter lautem Wehgeklage und Geschrei seine Palme fortwerfen und die Muscheln vom Rocke reißen mußte, denn es blieb ihm nun nichts übrig, als die heilige Reise von neuem zu beginnen. Die Ottogaiba aber soll die Muscheln mit viel Bedacht im Hofe gesammelt und sich ein hübsches Kästlein für ihr Bänderzeug daraus verfertigt haben."

Herr Bischof Konrad lachte sich Tränen aus dem Leibe. Da kam sie eben, von der die Rede ging, mit

einer riesenhaften Schüssel voll dampfenden Gemüses aus der Küche gelaufen, wobei sich einer der Vaganten nicht enthalten konnte, der lebensspendenden Riesin zu Füßen zu fallen und mit ausgebreiteten Armen zu singen:

„Sie ist noch schöner, als Dido war,
Und schöner als Frau Helena,
Stellt schöner sich als Pallas dar
Und schöner als Frau Hekuba.
Sie ist selbst minniglicher als Frau Isabel
Und fröhlicher als Gaudile.
O meines Herzens keuscher Klee
Ist tugendhafter selbst als Baldine."

Doch sprang er allsogleich erschrocken auf und rieb sich unter dem Hohngelächter der übrigen die arg verbrühte Glatze — das Mägdlein Ottogaiba hatte ihm in schnödem Unverstand das Übermaß ihrer heißen Brühe aufs geweihte Haupt gegossen.

Aber das half ihr wenig, denn schon sang ihr ein anderer zu:

Nachtigall, sing einen Ton mit Sinne
Meiner hochgemuten Königinne.
Künd ihr, daß mein Herz beginne
Zu brennen sehr nach ihrer Minne."

Ein Dritter aber rief sogleich:

„Nie hab' ich ein Weib erschaut
Das mich seliger erbaut!

Preisen wir die Holde laut,
Denn sie bringt uns Sauerkraut."

„Silentium!" schrie ein Vierter,

Brächt sie nicht das Sauerkraut,
Non absque timore,
Wer begehrte sie zur Braut
Dulcis es cum ore?"

Da hieb der Primas mit Gekrache auf den Tisch und erbat sich Einsicht und Mäßigung. Und die wilden Gesellen gehorchten dem Führer ohne Widerrede. Sie setzten sich rund um den Tisch und langten begierig zu, im qualmenden Flackerlicht der Öllaternen wohl mehr ein betrübliches als ergötzliches Bild.

So dachte wenigstens Herr Walther, der das schlingende, schmatzende Häuflein nicht ohne Nachdenklichkeit betrachtete.

Da hockten sie, elf an der Zahl, in schmierige Wanderkutten gehüllt, mit hungrigen Augen der Speisung harrend, ein ungeduldiges Häuflein Gehrender, Schmarotzer im Hause des Herrn, Priester ohne Pfründe, Hirten ohne Herde, gejagt von den grimmigen Wölfen Hunger und Unrast, zwecklos gesalbte Opfer scholastischer Erziehung, Strandgut aller Disziplinen, Gaukler der Theologie,

Ribalden des Priestertums, Geisterbanner und Kurpfuscher, Seelenretter und Hühnerdiebe — Männer, die einst in ihrer Jugend von fetten Pfarren und geistlichen Würden geträumt und nun als bettelnde Vaganten die Welt durchzogen, weil sich nirgends mehr ein Plätzchen für sie erübrigte, denn überreich war die Menschheit mit Priestern gesegnet.

Aber, ob man sie auch bedauern konnte, sie ließen selbst nicht locker und bissen mit blanken Zähnen ihr Stückchen Lebensbrot aus Gottes bunter Schöpfung heraus, so wie sie jetzt gleich hungernden Ottern des Bischofs leckere Fische verschlangen.

Wo aber blieb der Wein, der Wein, der Wein?

Sogleich war der unermüdliche Primas aufgesprungen und deklamierte ohne Zagen:

„Schickt uns der Bisch-
Of einen Fisch,
Sag' ich nicht Dank,
Fehlt uns der Trank!"

„Da hat man's!" meinte Herr Konrad und lachte.

Indessen schleppte der Kellermeister mit verschmitzter Miene eine riesenhafte Kanne herbei. Es mochte ihm wenig behagen, solch zweifelhaftes Volk um Christi willen zu bedienen, und da er im übrigen glaubte, das Schlechteste wäre für die Herrn Lotrici

gerade gut genug, hatte er des Bischofs edlen Frischgekelterten für bessere Gäste bewahren wollen und ein schiefes Fäßchen Fehlgegorenen angezapft, von dem er nun ein verdächtiges Pröblein auf den Tisch stellte.

Aber da kam er gut an!

Der Primas hatte kaum davon gekostet, als auch schon die saure Flut in weitem Bogen über den Kopf des erschrockenen Kellermeisters hinwegfuhr. Hierauf aber brüllte er:

„Weiß auch der Bisch-
Of, welch Gemisch
Ihr mit Gestank
Gebt uns zum Trank?"

Da wußte der Kellermeister, daß er einen achtbaren Kenner vor sich habe, und nun lief er unverweilt und brachte den Frischgekelterten. Damit war der Primas nunmehr zufrieden, denn er tat einen endlosen Zug und sagte dann, den Humpen absetzend:

„Käm' doch der Bisch-
Of an den Tisch,
Daß wir mit Sang
Preisen den Trank!"

„Ich werde mich hüten", meinte Herr Konrad.

„Nun aber auf zum Bacchusdienste!" rumorte unten der Primas.

„Wem bringen wir den ersten Schluck? Sagt an, ihr fahrenden Brüder, Goliarden und Eberdiener?"

„Er gilt dem Schutzpatron, dem heiligen Goliath!" riefen die andern.

Da setzten sie alle die Kannen an und summten hierauf wie mostberauschte Fliegen vor sich hin: „Lodircundeie, lodircundeie!"

„Wem bringen wir den zweiten Schluck, ihr fahrenden Gesellen, Goliarden und Eberdiener?"

„Er gilt dem Mann, der uns heute bewirtet! Tapferer ist er als Alexander, liebwerter als David, freigebiger als St. Martinus!"

„Lodircundeie, lodircundeie!"

„Wem bringen wir den dritten Schluck, ihr fahrenden Scholaren, Goliarden und Eberdiener?"

„Dieser sind viele! Lodircundeie, lodircundeie!"

„Also wollen wir ihrer gedenken! Wacht auf, ihr fernen Kumpane all!"

„Wo weilt Geselle Lasterbalg?"

„Ihn haben die Bauern beim Mägdlein erschlagen! Lodircundeie, lodircundeie!"

„Wo weilt Geselle Schandolf?"

„Man hat ihn erstochen beim Würfelspiel! Lodircundeie, lodircundeie!"

„Wo weilt Geselle Hagelstein?"

„Er baumelt im Walde bei Würzburg! Lodircundeie, lodircundeie!“

„Wo weilt Geselle Kazenpfot?“

„Er sitzt in der Zelle zu Heisterbach und betet für unser Seelen Heil! Lodircundeie, lodircundeie!“

„So sind sie fort, wie Spreu im Wind! Wem bringen wir den nächsten Schluck?“

„Er gilt dem heiligen Epikur!“

„Also laßt uns singen das Lied vom heiligen Epikuros! Doch halt, was seh' ich! Schämst du dich nicht, Geselle Feuerschlund? Was muß ich da gewahren? Dir hängt das Haupt trübselig aus dem Sack, wie krankem Rind die Zunge aus dem Maul. Was sinnest du, Geselle Haarspalterius, o nasenfeuchter Philosophenknabe? Du träumst noch von der Schulbank zu Parise? Sinnst nach, wie sich nomina und res zueinander verhalten und wie es genera und species dabei bekommt? Hältst du's mit Aristoteles oder Augustinus? O glaub mir, Geselle Feuerschlund, es ist am Ende doch alles Wurst! Nun laßt uns singen das Lied vom heiligen Epikuros!“

Da hoben sie die Humpen und begannen einen wilden Sang:

„Epikuros läßt sich hören:
Sollst den Bauch als Gott verehren!

Dann ist ruhig deine Seele,
Solchen Gott verlangt die Kehle,
Dessen Tempel ist die Küche
Voller göttlicher Gerüche."

Herr Bischof Konrad bekreuzigte sich. Die Wildlinge trieben es ärger, als er vermutet hatte. Schon sammelte sich Gesinde im Hofe, umstand die tolle Gesellschaft im Kreise und freute sich des seltenen Schauspiels. Das schien Herrn Konrad keineswegs genehm.

Jetzt horchte er beruhigt auf. Nun stimmten die Lotrici eine ihrer kühnen lateinischen Weisen an, worin sie Meister waren und in aller Welt berühmt. Da blieb das Ärgernis, insofern es bevorstand, behutsam unter den Wissenden und wirkte nicht ins Volk, wohin es nicht gehörte.

Der Primas aber sang, seine Kanne schwingend, das hohe Lied vom weltumschlingenden bibunt omnes sine lege:

„Primo pro nummata vini,
Ex hac bibunt libertini:
semel bibunt pro captivis,
post hec bibunt ter pro vivis,
quater pro christianis cunctis,
quinquies pro fidelibus defunctis
sexies pro sororibus vanis,
septies pro militibus silvanis,

Octies pro fratribus perversis,
novis pro monachis dispersis,
decies pro navigantibus,
undecies pro discordantibus,
duodecies pro penitentibus,
tredecies pro iter agentibus.
Tam pro papa, quam pro rege
bibunt omnes sine lege."

Kaum war der Primas also mit seinem Teil zu Ende, brach allsogleich der Chorus los mit Wirbelsturmsgewalt:

„Bibit hera, bibit herus,
bibit miles, bibit clerus,
bibit ille, bibit illa,
bibit servus cum ancilla,
bibit velox, bibit piger,
bibit albus. bibit niger,
bibit constans, bibit vagus,
bibit rudis, bibit magus.

Bibit pauper et egrotus,
bibit exul et ignotus,
bibit puer, bibit canus,
bibit presul et decanus,
bibit soror, bibit frater,
bibit amus, bibit mater,
bibit ista, bibit ille,
bibunt centum, bibunt mille."

Die Wirkung dieses weindurchtränkten, von Menschheitsgejubel und Zecherverbrüderung durch-

brausten Liedes, das einer der Vaganten auf der Fiedel mit Leidenschaft begleitete, war verwunderlich genug.

Das Dienervolk im Hofe hatte nämlich sogleich begonnen, die fremde, aber wohlgefällige Weise, von der es natürlich kein Wörtchen verstand, im Takte mit zu summen und zu brummen, worauf es nicht lange dauerte, bis sich Männlein und Weiblein im Reigen umschlangen und den Tisch der singenden Scholaren umschwirrten, wie trunkene Motten das Licht; Pärchen um Pärchen, der Roßwart mit der Dirn vom Stall, der Falkner mit der Stubenjungfer, der Fuhrknecht mit der Küchenmaid, so wie sich eben eins ins andere schicken wollte. Und als der Chorus zu Ende war, der Spielmann aber noch hurtig weiterfiedelte, als zapple er berauscht im Netz der eigenen Melodie, begannen auch die Fahrenden mit keckem Arm zu haschen, was etwa noch an unvertanzter Weiblichkeit in Hofes Dunkel sich befand, ganz unbekümmert, ob es um schmiegsame Jugend oder holpernde Matronen ging. Die Kutten flogen, die Fiedel schrie, die Weiblein quietschten und jubelten.

Nur der Primas tanzte nicht mit. Als blieb er seiner Würde auch im Rausche noch eingedenk, saß

er allein und stolz wie ein König am Ende des Tisches und lallte, seine Kanne schwingend, ein altes gefährliches Sünderlied im Baßton vor sich hin:

„Ich war ein Kind, so wohlgetan,
virgo dum florebam,
Mit Freuden sah mich jedermann,
omnibus placebam.
Hoy et oe!
Maledicantur tilie
iuxta viam posite!"

Herr Bischof Konrad aber lehnte im Fenster und amüsierte sich königlich.

Doch stand seinem Wohlgefallen bald eine unerquickliche Trübung bevor, denn das ungeberdige Weinchen, das er gespendet, begnügte sich nicht damit, die dürstenden Kleriker mit geziemendem Frohsinn zu erfüllen, es weckte und entschleierte auch allerlei dunkle, wenig erfreuliche Triebe in ihnen, der alten Weisheit gemäß, daß im Weine die Wahrheit liege, worunter eben jeder etwas anderes versteht.

So bedeutete es nun die Wahrheit für einen der Vaganten, dem gaffenden Ingesinde seine auf der hohen Schule zu Salerne erworbene Heilkunst anzupreisen und männiglich ein Sälbchen zu empfehlen, welches alle Leiden und Gebresten auf Erden heile,

vom simplen Zahnschmerz bis zur heiklen Kur, verlorenes Magdtum wieder herzustellen. Auch empfahl er sich als Geisterbanner, Schatzgräber und Totenbeschwörer und versuchte überdies, kleine Kieselsteine an den Mann zu bringen, welche jedem die Wahrheit bescheren sollten, solang er sie in der Hand behielt. Also enthüllte er sich solcherart als ein ebenso frecher als geriebener Patron, dem hundert Stockstreiche nicht zu viel gewesen wären.

Und doch, auch er fand dankbare Gläubigkeit und nicht nur unter dem niederen Burgvolk. Ein vornehmer Ritter ließ ihn verstohlen zu sich bescheiden in des Hofes dunkelste Ecke und bot ihm schweres Gold für seinen Rat. Es war Herr Heinrich von Gufidaun. Des Fahrenden kühne Verkündigung, er wisse auch Geister zu bannen, hatte den Gufidauner plötzlich mit neuen Hoffnungen erfüllt. Wie, wenn es doch noch gelänge, Frau Wandula vom Schatten des immer noch in gespenstischer Eifersucht spukenden Ehegemahls zu befreien?

Der fahrende Kleriker ließ sich den Fall mit viel Bedacht in die Länge und Breite erzählen und meinte dann, er wolle ihm ein Fläschchen Jordanswasser anvertrauen, wovon die Dame allabendlich ein Tröpflein zu nehmen habe, dann werde sie ohne Zweifel

vor des neidhaften Geistes unzarter Heimsuchung fürderhin verschont bleiben.

Der Gufidauner schlich vergnügt mit dem Fläschchen von dannen, in dem sich zwar kein Jordanswasser, wohl aber braves heimatliches Eisackwasser befand. Und doch war es kein gewöhnliches Wasser mehr, denn des Gufidauners guter Glaube erfüllte es nunmehr bis an den Rand. Und weil die Not erfinderisch macht, kam ein trefflicher Plan in diesem unermüdlichsten Belagerer von Frau Wandulas wandelbarem Herzen zur Reife: er beschloß, des Wunderfläschchens heilsame Wirkung der Herrin wohl zu verraten, das kostbare Elixier jedoch niemals aus der Hand zu geben und solcherart Frau Wandulas nächtliche Seelenruhe gewissermaßen von seiner Gönnerschaft abhängig zu machen.

Und um es gleich vorherzusagen: des Gufidauners fromme Einfalt hatte wirklich das Richtige getroffen. Auch Frau Wandula glaubte an den Zaubertrank des Fahrenden, und da sie glaubte, blieb auch die wunderbare Wirkung nicht aus — des toten Gatten mahnendes Gespenst ließ sie fürderhin in Ruhe, worüber die gute Dame sich also freute, daß sie alle Standesbedenken beiseite schob und den Gufidauner kurz entschlossen am St. Martinstage ehelichte. So

hatte sich des unermüdlichen Freiers Jugendtraum im Spätherbst seines Lebens erfüllt und, ob auch von allen bösen Zungen im Gaue über sein ehelich Glück getuschelt wurde, er schien mit seinem Lose zufrieden oder tat wenigstens so, wie es allzeit gottgefälliger Eheherrn Art gewesen ist. —

Indessen also der eine Vagant mit seinem Jordanswasser so trefflich abschnitt, hatte der Wein einen andern dazu verlockt, in aller Eile einen schmählichen Handel aus einem Schnappsack voll gefälschter Reliquien zu eröffnen, wobei er die Schamlosigkeit so weit trieb, dem gläubigen Publiko einen ganz profanen Hühnerknochen als den Daumen des heiligen Kilian, ein Stückchen geschabte Birkenrinde als Wadenhaut der Jungfrau Petronella und ein buschig rätselhaftes Ding, das sehr dem Endchen eines Katzenschweifes ähnelte, als Schnurrbart des heiligen Spiridion anzupreisen.

Am peinlichsten aber enthüllte sich dem verdutzten Bischof, was der schwer und immer schwerer bezechte Primas unter der Wahrheit verstand. Ihm war die liederfreudige Kehle allmählich verstummt, in starrendes Brüten versunken saß er da, und plötzlich entstürzten langverhaltene Fluten der wehesten Bitternis und Weltanklage seiner heulenden Vagantenseele

und ließen ihn die Schmach und Reue eines gänzlich verpfuschten Lebens in grimmigsten Worten bekennen. Und bald war er nicht mehr der Kläger des eigenen Leides; die Not der Zeit, den Wahn scholastischer Gelehrsamkeit, die Bedrängung durch den Wettbewerb unwissender Bettelmönche, das alles verfluchte er und vergaß unterdessen sogar, wem er den Rausch des heutigen Abends verdankte, denn auch die geistlichen Fürsten verschonte er am Ende nicht und stellte sie schließlich hohnvoll an den Pranger als Pfründeverwucherer und habsüchtig gehrende Gründer des cumulus beneficiorum.

„Wahrlich!" schrie er, „wir gleichen in unserer flatternden Not den Fledermäusen, die nicht bei den Kriechern auf Erden zu Hause sind und nicht bei den Vögeln! Gleich ihnen sind wir vertrieben aus den Wohnungen der Laien und werden verscheucht aus den Toren der Geistlichkeit. Weh, o wehe! Dreifach donnert der Fluch, der uns das tägliche Brot und des Priesters heiliges Amt verwehrt: er nennt sich erstens sanguinitae, das heißt zu deutsch: vergib alle Pfründen der unersättlichen Sippe; er nennt sich zweitens choritae, das heißt zu deutsch: mäste mit Pfarren, die da vor dir kriechen und dir schön tun; er nennt sich drittens: simoniaci, das heißt zu deutsch:

vergib sie demjenigen, der dich am besten dafür bezahlt. Erhöre uns, o heiliger Vater in Rom, tu auf den Mund deiner Kirche und schau ihr gehörig in den Rachen! Drei Gräten sind es, die ihr im Schlunde stecken, sanguinitae, choritae und simoniaci! O, rette sie, eh' es zu spät ist!"

Herr Bischof Konrad lauschte dem Verwegenen mit Stirngerunzel, und mit seiner Heiterkeit war's nun vorbei. Es schien ihm empörend, solche Dinge aus geistlichem Munde vernehmen zu müssen und ob's auch nur betrunkene Vaganten waren, die sich dessen erkühnten. Seine frühere Milde und Leutseligkeit bedauernd, ließ er sich vom Burgherrn seine Gemächer weisen und meinte, es würde nicht schaden, für baldige Ruhe im Hofe zu sorgen.

Dieses Wort des Allgewaltigen genügte, um jählings alle Lustbarkeit im Hause zu verlöschen, wie ein Pusthauch das Kerzenlicht.

Und nun luden sich die müdgetobten Lotrici, so gut sie's eben vermochten, ihren schwankenden Primas auf und trollten sich, gewitzigt durch mancherlei ähnliche Erfahrung, ganz sacht und ohne Widerrede den Burgweg zum Herbergshaus nach Klausen hinunter, wo auf Pater Heimos Verwendung gastliche Streu für sie bereitlag. Sie konnten mit diesem

Abend zufrieden sein, und einer von ihnen, der im Schlaf zu sprechen pflegte, konnte sich nicht enthalten, zum Grundbaß des satten Geschnarches der andern den letzten Vers des epikuräischen Hymnus ins Stroh zu deklamieren:

„Also spricht der Bauch: Ich frage
Nur nach dem, was mir behage,
Wie ich in behäb'ger Stille
Mich bis oben tüchtig fülle,
Bis ich dann nach Trank und Speise
Schlafen kann mit vielem Fleiße."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Herr Walther ritt noch in selbiger Nacht mit Dietrich den Burgweg nach Säben empor. Der Atem der Herbstnacht ließ seinen Mantel wehen und schnob das frühwelke Laub mit Geraschel zu Tal.

Dort oben in der finstern wolkenumjagten Feste, deren Zinnen und Türme wie Riesenschatten einer Zauberburg in die wilde Dunkelheit des Himmels schnitten, dort oben lag Gertrudis in der stillen Kemenate und schlief.

Herr Walther ritt mit erhobenem Haupte den Burgweg hinan und ließ seine brennenden Schläfen vom Nachtwind kühlen. Ihm war, als zöge ihn selige Sehnsucht an unsichtbaren Fäden empor und als hätte das Rößlein nur scheinbare Mühe, den Weg zu erklimmen.

Ein seltsam phantastisches Trugbild der Landschaft wollte nicht weichen vor ihm: die mächtige, schwarzumrissene Feste erschien ihm wie ein urgewaltiges

Grabmal, von Riesenfäusten auf felsige Schroffen getürmt, in allen Räumen erfüllt mit Nacht und schweigender Finsternis, und nur Gertrudis lebte und schlief dort oben, und ihr goldenes Haar gab also lichten Schein, daß es Wände und Mauern durchdrang und siegreich das Dunkel der Welt durchleuchtete.

Oder war es nur ein einsames Lämpchen, das dort oben auf Säben verspätet flackerte?

Ein Licht, durchzitternd das Dunkel der Welt! Ein anderes Bild stand plötzlich vor Herrn Walther: er sah sich am Hofe des Thüringers, inmitten der edelsten Ritter und Frauen, ein atemlos Horchender, zu tiefst Betroffener, im staunenden Kreise der andern — er lauschte den göttlichen Weisen des kühnsten und wundersamsten aller Singer, Herrn Wolfram von Eschenbachs. Da taten sich goldene Tore auf, die Weiten der Welt entschleierten sich, durch qualvolle Unrast und nächtliches Erdenwirrsal erstrahlte ein wunderseliges Licht: auf der Burg von Montsalväsche erglänzte der Heilige Gral! Und tief wie keiner aus jenem Kreise hatte Herr Walther mit brüderlichem Herzen die Leiden, den Irrwahn und die endliche Befreiung Parzivals sogleich erfaßt: es gälte dem Kämpfer auf Erden kein höheres Ziel,

als sich in Demut selbst zu finden, fernab vom trügerischen Gleißen und Girren weltlichen Ruhms, in aller Stille des Mannes höchstes Glück erringend: die ruhige Einheit des eigenen Wesens und hiermit auch den Frieden mit Gott und Frau Welt.

Und ob auch der Eschenbacher Herrn Walthers bewundernde Freundschaft nicht ganz mit Gleichem vergolten hatte und ein Unausgesprochenes zwischen ihnen geblieben war, das Herrn Walther im Grunde des Herzens wehtat, er konnte doch die Tage der Wartburg niemals vergessen und niemals die seligtiefe Botschaft aus den urgewaltigen Büchern des Parzival.

So glänzte auch damals ein Licht durch wirre Nacht, gleichwie es heute talwärts schien. Und doch, wie verschieden das eine vom andern! Dort lockte der Frieden des Herzens, hier zitterte süßeste Unrast.

Herr Walther atmete tief: „Wie soll ich dir danken für all deine Güte, Gertrudis? Wie anders, als daß dein zartes Schicksal blumengleich in meinen Händen ruht? Mein Blut umtobt dich, liebste Herrin, in wirrer Liebesleidenschaft. Aber mein Herz, es hat sich in Stärke geübt auf den Wegen des Parzival. Denn dies bedeutet reifen Mannes Liebe: über der Liebsten Schicksal zu wachen mit Vaters und

Mutters Sorge zugleich und höher ihr zartes Glück zu achten, als des Blutes rauhes Ungestüm. Dann leuchtet auch auf diesen Wegen die Botschaft vom Heiligen Gral!" — —

Noch lange wachte Herr Walther auf seinem Lager in dieser Nacht. In Schmerzen und in Seligkeit. Die Lippen des süßesten Kindes, sie ruhten wieder im Traum auf den seinen, und wieder kniete er zu ihren Füßen und barg sein Haupt in ihrem reinen Schoß und fühlte der Liebsten Hände lind auf seinem Haupte. Wieviel des Segens und der Güte ohne Ende! Wieviel des Leides, da es nun zu scheiden galt!

„Ich will ja nur dein Glück, Gertrudis, nur dein Glück!" stöhnte Herr Walther in den heißen Pfühl. „Mich kümmert nicht mein eigen Glück, ich frage nur nach deinem!"

Dann aber schrak er empor. Er sah nur Finsternis allüberall und wußte nicht, wie all dies enden sollte.

* * *

Leuthold kam am nächsten Vormittag mit süßer Botschaft zu Herrn Walther: die Schwester warte seiner im Garten.

Da ging er mit klopfendem Herzen die stillbekannten lieben Wege, die nun der Herbst gar bunt mit frühvergilbtem Laub besprenkelt hatte, das der nächt-

liche Sturm von den Zweigen gerissen, noch eh' sein Welken vollendet war. Doch zeigte sich allerorts noch viel des trotzigen Grüns, und selbst verspätete Rosen erzählten noch von früh entschwundenen Sommertagen.

Gertrudis saß in der Laube, in ein pelzverbrämtes Mäntelchen gehüllt, aus dem ihr zartes, blasses Gesicht unsäglich innig und traut hervorsah. Sie hielt ein Pergamentbüchlein im Schoße und las darin.

So hatte Herr Walther die Liebste des Nachts im Traum erschaut. Ihr rotes Mündlein lächelte ihm wehmutsvoll entgegen.

Er ging mit offenen Armen auf sie zu. Gertrudis aber schüttelte traurig lächelnd das Haupt und sagte, ihm die Hand reichend: „Man weiß vielleicht, daß wir uns hier getroffen. Es gilt sich zu hüten vor der Späher und Merker bösem Handwerk."

„Sie würden, wenn sie es könnten, dem Walde sein Laub und der Heide ihr Blühen verbieten!" meinte Herr Walther verächtlich.

Gertrudis nickte vor sich hin und sah sich dann ängstlich im Garten um. Doch blieb es überall still. Ein falbender Ast nur schwankte im Winde, ein kleiner Wirbel welken Laubes tanzte am Wege vorüber, dann war auch dies vorbei. Die Sonne war

mit einem Male durch Wolkenungestüm hervorgebrochen und bettete sich breit mit Gold und Wärme in den Garten. Durch die Lücken der Laube spann sich ein Strahl auf Gertrudis blondes Haupt.

„Ich mußte Euch noch einmal sprechen", flüsterte sie. „Doch bin ich heute nicht Gertrudis, deren Seele dem besten aller Männer angehört; auch bin ich nicht Gertrudis, die sich letzter Minne Seligkeit zu holen kam; ich bin gekommen als Botin einer längst vergangenen Zeit."

Herr Walther schaute die Liebste betroffen an. Sie sprach so seltsame Worte. Auch war ein fremder Klang darin, der seinem Herzen wehtat.

„Gertrudis! Liebste?" fragte er beklommen und zog ihre kühle Hand an sich.

Sie aber reichte ihm die pergamentenen Blätter und sagte: „Ich komme als Botin von einer, die schon lang gestorben ist! Ihr kennt sie wohl! Sie sagte jüngst im Traum zu Euch: Sei zart mit meines Kindes Seele, Walther!"

Herr Walther nahm das Büchelchen aus den Händen der Liebsten und begann betroffen und mit wachsendem Erstaunen darin zu blättern. Er wußte bald, was diese schmalen, durch seidene Schnürchen verbundenen Blätter enthielten — die Lieder seiner

eigenen Jugend standen darin, seiner liebestörichten, verbrausten und durchweinten Jugend, Lieder, die er einst der liebsten Herrin am Hofe zu Wien gesungen, da standen sie alle, und manches war darunter, das er längst mißachtet und vergessen hatte, da grüßten sie ihn alle und erzählten von alter Seligkeit, in zierlich feiner Schrift zu Pergament gebracht und liebevoll geordnet.

Herr Walther starrte vor sich hin und hörte wie aus weiter Ferne Gertrudis zitternde Worte:

„Dies Büchlein hat meine Mutter geschrieben!"

„Deine Mutter, Gertrudis?" — Herr Walther sah der Liebsten Augen ernst und still auf sich gerichtet.

„Deine Mutter?" wiederholte er.

„Sie schrieb die Lieder meist des Nachts in ihrer Kemenate. Sie merkte sich vieles, was Ihr bei Hofe gesungen, und manches stand ja schon von andern geschrieben, und einiges verschaffte sie sich durch Reinmar, Euren Lehrer. So fehlt wohl nichts, was Ihr zu Wien gesungen!"

„Das hat deine Mutter getan, Gertrudis? — So viel vermochten ihr meine Lieder zu sein?"

„Sie tat es, weil sie Euch liebte, Herr Walther!"

„Weil — — sie mich liebte, Gertrudis?"

„Sie hat auf Erden keinen andern geliebt. Den Kreuzensteiner nicht und — nicht meinen Vater!"

„Gertrudis, Kind — du sprichst im Traum. — — Vernahm ich dich recht? Du sagtest — —?"

„Ihr habt mich recht vernommen!"

Gertrudis hatte das blasse Haupt zurückgelehnt und fuhr mit geschlossenen Augen fort, als schmerzte sie das Licht:

„Sie gab mir das Büchlein auf ihrem Sterbelager. Noch seh' ich ihr schmerzliches Lächeln, und unvergeßlich blieb mir jedes ihrer Worte: ‚Nimm dies in deine Hut, mein Kind, und halt es andern Händen fern. Es war mir das Liebste, was ich auf Erden besaß!' — — Und dann, dann war die Mutter gestorben. — — Und dann — dann las ich in dem Buche — — und bin nun selbst unselig geworden!"

„Gertrudis!" murmelte Herr Walther verstört und zog ihr die Hände sanft vom Antlitz, „ich weiß das nicht zu fassen. — — Warum vermählte sich deine Mutter dem Kreuzensteiner?"

„Sie tat es, ihrem Vater Hof und Freiheit zu retten. Er war dem Kreuzensteiner tief verschuldet, da gab sie ihr junges Leben für den Vater hin."

„Und als der Kreuzensteiner starb?"

„Da sah sie, daß er sie betrogen hatte, denn noch

war des Vaters Schuldbrief nicht getilgt. Und des Kreuzensteiners Sippe bedrängte ihn aufs neue: Da befreite ihn des Burggrafen von Säben edle Hilfe, der damals am Hofe zu Wien verweilte, und sie vermählte sich ihm zum Dank."

Da senkte Herr Walther schweigend das Haupt.

Gertrudis aber hielt seine Hand und strich mit sanfter Liebkosung darüber hin.

So blieben die beiden geraume Zeit. Ein milder Schatten stand nun zwischen ihnen und nahm an ihrem Atem teil. Vergangenes Dasein pochte ans Tor und drängte zurück, was Gegenwart bedeutete, und füllte die Seele mit alter, unverlorener Kraft.

Und also traumversunken saßen sie da, daß sie den Späher gar nicht bemerkten, der unweit von ihnen vorüberstrich. Der neue Kaplan auf Säben war es. Er hatte die Beiden einen Augenblick erstaunt betrachtet, hierauf sich umgewandt und den Garten in Eile verlassen.

„Wie seltsam!" sagte Herr Walther dumpf vor sich hin, „da wird uns von einem Manne berichtet, der dient Frau Armut mit Lobgesang und nennt sie selige Dame! Selig mag er sie nennen, wenn es ihm Freude macht, solange sie Hunger und Kälte und sonstiges Leid am Leibe beschert, denn die Seele

mag hierdurch der Üppigkeit entblößt und zur Demut geläutert werden. Wie aber will er sie selig nennen, wenn sie den Frühling im Herzen verwüstet und junger Liebe Maienglück zerstört? Wie will er sie selig nennen, da sie das Süßeste im Herzen des Weibes der Macht des Goldes unterwirft und der Minne freien Willen schändet? O Gertrudis! Mir hat vor Armut stets gebangt, nicht weil ich sie nur allzusehr am eigenen Leibe spürte, wohl aber weil ich sah, wie oft und tief sie die Seele der Menschen im Heiligsten betrübte. — — Und nun hat auch deine Mutter dies erlitten? Um des Goldes Willen hat sie es erlitten? Bedenkst du es wohl, Gertrudis? Hier die Liebe eines Weibes, der Erde reinstes Glück von Anbeginn, und dort — ein Häuflein Gold! Und es gibt einen Schöpfer, einen Herrn über Sonne und Maien und Nachtigallensang, der solches duldet?"

Herr Walther stöhnte schmerzlich auf.

Gertrudis aber legte seine Hand an ihre Wange und ließ geschlossenen Auges ihr Haupt darauf ruhn, als wäre sie allen Denkens müde und Schlafes bedürftig für lange Zeit.

Mit Rührung betrachtete Herr Walther ihr zartes, blasses Angesicht mit den langen, traumgesenkten Wimpern. Das Antlitz eines Kindes. Nur um die

festgeschlossenen Lippen schattete ein weher Zug, der wußte von fraulichem Leid.

„Gertrudis!" rief Herr Walther sanft.

Da sah sie auf, und ihre Blicke tauchten tief in die seinen.

Herr Walther erfaßte ihr liebes Haupt mit beiden Händen und hob es sacht empor und sah ihr lange, lange in die goldenen Augen.

Und siehe, es zitterte wie aus weiter Ferne ein Licht darin, das Licht, das ein Leben lang über all seinen Wegen gewacht.

„Gertrudis!" sagte Herr Walther und seine Stimme bebte, „deine Mutter war mir gut?"

Er zog sie sanft zu sich heran, aber nun war es nicht die Süße ihrer Lippen, die er suchte. Er küßte sie wie segnend auf ihr blondes, kühles Haar. — —

Da aber schreckten sie jählings auf.

Der Burggraf stand hinter ihnen.

Seine Faust hielt drohend den Schwertknauf umfaßt.

„Ihr solltet mir den Sohn im Harfenspiel erziehen", stieß er hervor. „Statt dessen beliebt es Euch, meine Tochter mit eklem Minnespiel zu umgarnen! Ich hätte nicht übel Lust, Euch das verwegene Haupt in den Staub zu schlagen, wo es hingehört."

Da faßte auch Herr Walther den Griff seines Schwertes. Gertrudis aber umklammerte seinen Arm und sah den Vater flehend und beschwörend an.

„Ihr möget mich richten lassen," rief Herr Walther scharf, „doch sollt Ihr mich nicht schmähen!"

„Seht da den Dünkel des fahrenden Volkes!" brach nun Herr Purchardt wild heraus. „Ihr glaubt wohl, die Sonne würde verdunkeln, wenn Eure Lieder nicht wären? Vergeßt nicht, daß die Straße Euer Wohnhaus ist, und daß Ihr hierzulande nur geduldet seid. Doch bin ich selbst der Schuld nicht völlig frei; ich hätte ermessen sollen, was der Umgang mit euresgleichen bedeutet. Ihr habt mir den Sohn so trefflich erzogen, daß er sich mit hohlem Wortgetändel um eines Gauklerkindes Minne bewirbt. Und meiner Tochter arglos Gefallen an Fiedelgetön und Sang hat Euren Sinn so ganz verwirrt, daß Ihr es wagtet, ihr reines Gemüt mit schlimmen Wünschen zu umgarnen!"

„Haltet Maß mit Euren Worten!" rief nun Herr Walther in heller Empörung. „Es könnte Euch später reuen, was Ihr jetzt an wutverworrener Rede sündigt. Denn hört: ich bin mit Blut und Leben bereit, für Eurer Tochter Tugend einzustehen! Mir

liegt des liebsten Kindes Wohl nicht minder am Herzen als Euch selbst!"

„Erspart Euch solch verkehrte Rede!" brauste der Burggraf auf. „Zwei Zungen liegen Euch im Munde! Ich wollte, sie würden Euch beide lahm! Ich will Euch sagen, was Ihr wolltet, und mein Daumen soll kein Finger sein, wenn es nicht so ist: Verführen wolltet Ihr mein Kind, schnöden Vorteil wolltet Ihr Euch sichern, mich aller Wahl berauben und Eurem fahrenden Leben Stetigkeit verleihn, dies wolltet Ihr!"

„Vater!" schrie da Gertrudis auf, „bei meiner Mutter Seele, sprich nicht so!"

„Bei deiner Mutter Seele!" höhnte der Burggraf. „Fast ist ihr Tod nun als ein Glück zu preisen, denn es blieb ihr erspart, zu sehen, wie tief ihr Kind sich verlor! Nie hätte deine Mutter, die ihres edlen Blutes Würde wohl zu wahren wußte, eines fahrenden Spielmanns geachtet! Woher nur ward dir solch niederer Sinn, Gertrudis!"

Gertrudis hatte mit brennenden Wangen des Vaters Rede Schlag auf Schlag über sich ergehen lassen. Bei seinen letzten Worten aber lachte sie gellend auf, so hohnvoll und verzweiflungsweh, daß der Burggraf, seines Tobens ganz vergessend, sie

fassungslos anstarrte, als glaubte er, nun habe ihr ein böser Geist den Sinn verwirrt.

Da war es nun Herr Walther, der ihm entgegentrat und mit harten, entschlossenen Worten sagte: „Ihr habt so viel der Schmach auf mich und Euer Kind gehäuft, daß niemand mir das Recht bestreiten könnte, Euch vor des Bischofs Gericht zu fordern und des Schwertes Schärfe entscheiden zu lassen. Doch will es mir um Eurer edlen Tochter willen ratsam scheinen, ihren Namen nicht in öffentlicher Fehde preiszugeben, und so soll Euch auch vergeben sein um Eurer Tochter willen. Ich sag Euch aber das: Ich werde wiederkommen, so Gott mich nicht verläßt, und werde kommen als des neuen Kaisers Lehensmann. Und nun lebt wohl und hört mein letztes Wort: bezeigt Euch Eurer edlen Tochter würdig, ihr kommt an Güte und an Tugend keine gleich!"

So sprach Herr Walther, indes der Burggraf ihm nur unwillig Gehör geschenkt hatte, und schritt nun auf Gertrudis zu, die auf dem Bänklein in der Laube niedergesunken saß, das Antlitz in die Hände vergraben. Aber der Burggraf verstellte ihm den Weg und schrie: „Entfernt Euch, eh' mich reut, Euch ziehn zu lassen!"

Da sagte Herr Walther nur: „Lebt wohl, Gertrudis!“

Sie aber löste das blasse Antlitz aus den Händen und sah ihn schweigend an, und da trank er zum letztenmal aus ihren lichten Zügen, was seines Lebens tiefste Freude gewesen war.

Doch war es nur ein Augenblick, denn allsogleich sank ihr das Haupt aufs neue nieder und sie schluchzte leise vor sich hin.

Da sagte Herr Walther nochmals: „Lebt wohl, Gertrudis!“

Sie aber hob das Haupt nicht mehr.

Da wankte Herr Walther schweren Schrittes aus dem Garten. Noch hörte er Herrn Purchardts höhnisches Lachen hinter sich: „Des Kaisers Lehensmann! Ei sieh, des Kaisers Lehensmann!“

Dreißigstes Kapitel.

„Wir reiten, Dietrich, wir reiten!“

„Nun geht es wohl nach Aglei, Herr?“

„Es geht nach Aglei, Dietrich!“

Der junge Leuthold kam in den Stall geschlichen. Herr Walther umarmte ihn und sagte: „Laß die Lust am Singen in deines Herzens Heimlichkeiten weiterblühn. Ich mochte dich wenig lehren, denn fast alles lag schon wartend in dir. Mir ist nicht bang um deinen Ruhm als Sänger, Leuthold. Doch wünsch ich dir, du mögest nicht schwer daran tragen!“

Da warf sich Leuthold weinend an des Meisters Brust. Herr Walther aber sagte: „Und schirme deine edle Schwester, Leuthold! Ihre Seele ist zart wie ein Rosenblatt, und anders als in Güte kann sie nicht gedeihn!“

„Herr,“ rief Dietrich, „wir sind bereit!“

Da faßte Herr Walther das Rößlein am Zaum und schritt mit ihm durch die Höfe der Burg, durchs

Tor und über die Brücke. Allerorten war es still, und selbst der Pförtner zeigte sich nicht. So schien es Herrn Purchardts Gebot zu sein: es sollte niemand dem scheidenden Sänger ein Wort zum Abschied bieten und niemand einen Segensgruß auf die Reise.

Herrn Walther aber berührte das wenig. Er ging ja doch nicht ungesegnet in die Welt hinab. Es konnte ihm niemand rauben, was nun sein Eigen geworden war: ein selig neues Wissen um Frauenliebe. Niemand streute ihm Rosen vom Söller, aber sein blutendes Herz war schmerzlichsüß umkränzt von den Rosenwundern unvergänglicher Minne, die nun sein Leben selig umspannen sollte vom Aufgang bis zum Niedergang.

So kam es, daß Herr Walther lächelte in all seinem Leid.

An der Klausener Brücke sah er ein vertrautes liebes Angesicht. Albertus Zant erwartete ihn dort mit etlichen Knechten.

„Mir sandte Gertrudis Botschaft," sagte er, „allhier auf Euch zu passen und Euch ein Wegstück das Geleit zu geben."

Er sah dabei Herrn Walther mit freundlicher Besorgnis an.

„Ich glaube, der Abschied fiel Euch schwer,“ setzte er dann hinzu, „ich kann's Euch nicht verdenken!“

Herr Walther starrte schweigend vor sich hin.

„Wer je dem lieblichen Kinde nah gewesen, trägt sein Teil an Glück und Leid mit sich davon!“ fuhr der Zanter unbeirrt fort. „Den gleichen Zauber übte auch ihre Mutter. Ich weiß von manchem, der daran zu glauben hatte!“

„Ihr kanntet ihre Mutter?“ fragte Herr Walther beklommen.

„Ob ich sie kannte? Glaubt Ihr, ich sei dem Papst zulieb ins Heilige Land gegangen? Euch kann ich's ja sagen, denn ich denke, Ihr werdet mich wohl verstehen: ich zog dereinst mit Kaiser Rotbart von hinnen und floh ins Heidenland hinüber, weil mich des schönen Weibes Anblick um allen Verstand zu bringen drohte. Es war zur Zeit, da auch der Burggraf zur heiligen Meerfahrt rüstete, und ich sagte mir: Ein Narr bist du schon geworden, Albertus Zant, nun hüte dich, auch noch ein Gauch zu werden. Und also kam es, daß ich Herrn Purchardt begleitete und über sein Leben wachte, damit der liebsten Fraue Äuglein nicht etwa schlimmes Weinen trübe. Herr, es tat wohl wehe, aber es ging! Und schließlich,“ sagte der Zanter und lachte fröhlich her-

aus, „und schließlich gab mir des Sultans Weisheit ein liebliches Gegengift, Frau Sitt Alscham genannt, und ich konnte wieder heim!“

Herr Walther erfaßte die Hand des redlichen Heiden und drückte sie warm.

„So oft ich nun die Tochter sehe,“ seufzte der Zanter auf, „erwacht in mir ein Stück der alten Seligkeit und ich sage mir: wie milde grüßt überwundenes Herzleid aus der Ferne, das man der schönsten Fraue willen erduldete. Sagt an — hat Gott sein bestes Wunder nicht hierin vollbracht, daß er solch wonnereiche Schönheit nicht vergehen, sondern im Kinde aufs neue erblühen ließ? Ich hörte, Ihr habt Gertrudis Mutter am Hofe zu Wien gekannt. Da wisset Ihr wohl selbst, wie sehr sich Leibeszier und minnigliches Wesen auf Mutter und Tochter einte. Und beiden ist auch ernster Sinn und holde Zucht gemeinsam, nur war Gertrudis Mutter in all den Jahren in unserm Tal noch stiller als ihr Kind, als wäre sie von seltsam stummem Leid bedrückt, das keiner sich, und wohl auch Herr Purchardt nicht, zu deuten wußte. Doch ging die müßige Rede hin und wieder, es zöge sie verträumte Minne einem Freunde ihrer Jugend zu, der irgendwo in der Ferne weilte, und dem ihre Seele für immer zu

eigen blieb. Mag sein oder nicht, Ihr wißt — wer kennt die Frauen? Und jene gar, die sich im Schweigen üben?"

Herr Walther starrte stumm vor sich auf den herbstlichen Weg, seine Seele war wie durchbraust von fernem Glockengeläute.

Der Zanter sah ihn ein Weilchen bekümmert an. Dann nickte er und sagte: „Ei ja, ich wußte, wie es kommen werde. Wer blickt in jene goldenen Augen, ohne Leid davonzutragen? Und als Gertrudis mir heute in aller Frühe Botschaft sandte, da dachte ich gleich: Nun wird es schlimm für meinen Freund, den Vogelweider, und schlimm auch für das schöne Kind dort oben, dem Minne kein harmlos Spiel zu sein vermag. Ihr tut mir leide, Ihr beiden, und ich weiß euch wenig Rat!"

„Versprecht mir," sagte Herr Walther sanft, „dem liebsten Kinde ein treuer Wardein zu sein. Das kann mir viel an Trost bedeuten, Albertus Zant!"

„Ich will es," versetzte der Zanter, „mir ist ja doch, da ich die Mutter nicht vergessen kann, Gertrudis so lieb wie mein eigen Kind!"

Herr Walther atmete tief. Er schaute nach Säben zurück und sah die gewaltige Burg und den ragen-

den Dom vom Mittagslicht umflutet und blendende Wolken wie Märchengebirge darüber aufgetürmt, ein Bild voll Menschentrotz und traumhafter Himmelsschönheit, und er mußte sich Gewalt antun, in all seinem Herzleid nicht wie ein Kind zu weinen.

„Noch eines!" hörte er den Zanter sagen, „ich weiß, Ihr seid mir gut gesinnt. Da dürft Ihr mir nicht wehren, Euch dieses Beutelchen mit gutem Silber auf die Reise mitzugeben! Es soll Euch nur geliehen sein, und wenn Ihr wiederkehrt, dann nehm ich's wieder!"

Herr Walther lächelte gerührt. „Ich müßte lügen, wenn ich sagte, ich hätte es nicht nötig. Doch gebt Ihr mir mit Eurer Gabe mehr, als Ihr wohl glaubt, Albertus Zant. Ihr habt mir nun erspart, am Hofe zu Villach um Lohn zu singen, wo einmal schon mein Sang von den herzoglichen Schmeichlern gar übel verkehrt ward. Auch glaub' ich, daß sich Gerhard Atze alldort als höfisches Unkraut eingenistet und mir den Boden bös durchwühlt hat. So habt Ihr mir den Weg nach Aglei leichter gemacht, und ich will's Euch nicht vergessen!"

Ein Reiter trabte von Gufidaun herab, der schwenkte das Hütlein von weitem. Herr Huzo war es, der lustige Maler.

„Ihr dürft nicht glauben," meinte der Zanter zu

Herrn Walther, „das Malerlein käme dort von ungefähr herunter. Ich wußte, daß auch er nach Aglei wolle, und da sandte ich einen Knecht hinauf und ließ ihm sagen, er möge sich mit Eurer Gunst als Fahrtgeselle melden. Er ist ein guter Junge und wird Euch wenig stören."

Nun ritten sie ein Stück zu viert den schäumenden Eisack entlang und bogen dann sacht die Villnösser Höhen hinauf, wohin der Weg sich vor den Launen des ungeberdigen Flusses sicherte.

„Jetzt habt Ihr nimmer weit nach Brixen", meinte endlich der Zanter. „Und nun — lebt wohl auf gottgesegneter Fahrt!" Und leiser setzte er hinzu: „Eine Meile hinter dem Orte kommt Ihr beim Kloster Neustift vorbei, dort sitzen die frommen Augustiner Herren, die weder Eure noch meine Freunde sind. Aber es kann nicht schaden, wenn Ihr entblößten Hauptes den Mauern vorbeizieht, wie auch ich es jederzeit pflege, denn dort schläft, müßt Ihr wissen, in der Stammgruft derer von Säben Gertrudis Mutter den letzten Schlaf!"

Nach diesen Worten umarmte Albertus Zant Herrn Walther und küßte ihn auf beide Wangen und sprengte sodann, ohne sich nochmals umzusehen, den Weg nach Klausen zurück.

Herrn Walther aber war so wunderlich weh und selig zugleich zumute, daß er lange keines Wortes fähig war, so daß auch Huzos heiterer Redefluß allmählich verstummte.

Nur einmal noch lachte das Malerlein herzlich auf. Sie kamen bei Kranebitten an einem Winzerhaus vorüber, vor dessen Tür ein Säugling in der Wiege lag, der mit schwellenden Backen aus einem mächtigen, milchgefüllten Kuhhorn sog, das ihm zu Häupten von einem Weinstock baumelte. Das gab nun fürwahr ein drolliges Bild, denn man wußte nicht recht: trank das Würmlein oder blies es sich ein unhörbares Lied, dem Schöpfer des goldigen Lichtes zu Ehren, in dem es sich sonnte. Herr Huzo aber sprang geschwind vom Sattel und zog sein Tintenzeug und das Pergamentröllchen hervor und schuf in Eile mit wenigen Strichen ein zierliches Konterfei des sonderbaren Säuglings, indes die Mutter auf der Schwelle stand und sein Treiben mit Argwohn verfolgte.

Und als sie bald darauf an den wehrhaften Mauern des Klosters Neustift vorüber ritten, da gab es für Huzo und den Knappen Dietrich neue Verwunderung: Herr Walther hatte das Barett gezogen und ritt gesenkten Hauptes, mit gefalteten

Händen dem Kloster vorbei. Dietrich machte große Augen. Das war ja sonst nicht seines Meisters Art?

Früher schon hatten sie Gesang aus der Ferne vernommen, und nun überholten sie im Trab ein wanderndes Häuflein geistlicher Vaganten. Herr Walther erkannte sie sogleich — die fahrenden Kleriker waren es, die auf Branzoll gesungen.

Nun stimmten sie eben ein Liedchen an, worin sie alle Welt ihrer brüderlichen Liebe versicherten und jedermann einluden, sich ihnen schleunigst anzuschließen zur fröhlichen Habnichtsfahrt. Und immer wieder beteuerten sie im summenden Refrain:

„Wir sind an Barmherzigkeit
Echte Religiosen!"

„Gelobt sei Jesus Christus!" rief ihnen Huzo zu. „Wohin, wohin, ihr Herren?"

„Nach Aglei, so Gott es gefällt!" erwiderte der Primas. Und allsogleich sangen sie und ihre Kutten staubten im Wandertakt:

„Aglei ist eine schöne Stadt
Die einen braven Bischof hat.
Mit Wohlbedenken liebt er sie,
Die Musici und Clerici.
Wie schön ist doch Aglei!"

Einunddreißigstes Kapitel.

Das Meer! Das Meer!

Grüngoldene Ungetüme rollten in unabsehbaren Massen der fernhindämmernden Küste zu, bäumten sich zischend auf und schleuderten ihr glitzerndes Schaumdiadem mit jauchzendem Urtrotz hoch in die sausende Luft. Die Sonne aber hatte sich im Westen ein Flammentor durch stürmischdunkle Wolkenwand gehöhlt und nahm nun sieghaft Besitz von allem, was tagsüber des seligen Strahls entbehrte. Und Meer und Himmel, zwei müdgetobte Riesen, tranken nun Freundschaft in gierigen Purpurströmen und spielten Fangball mit des Goldes rieselndem Überfluß.

Das war so recht eine Stunde nach dem Sinne Herrn Wolfgers von Ellenbrechtskirchen, Patriarchen zu Aglei, Fürsten des Reiches, Markgrafen von Istrien, Metropoliten von siebzehn Bischöfen, dessen Sitz gleich zur Rechten des Papstes war, insofern es

ihm behagte, nach Rom zu fahren. Aber meist behagte es ihm nicht.

Zu dieser Abendstunde stand der alte Degen, der letzte aus dem uralten Bayernstamme derer von Ellenbrechtskirchen, hoch zu Achter seiner Staatsgaleere und spähte weit aufs Meer hinaus und ließ seine weißen Locken im Winde flattern, gleich trotzigen Wimpeln seines unbeugsamen Greisentums. Noch pfiff der Sturm ein Abschiedslied durchs wohlgestraffte Tauwerk und ächzte und knarrte am Mast und an den Raaen herum, indes zweihundert Ruder im brausenden Takt ins Wasser schlugen und Wogentrümmer weißbrüstigen Möwen gleich die Luft durchflitzten.

Heia! Das Meer! Das Meer!

Dem Patriarchen zur Rechten stand, die Faust auf die schwankende Bordwand gestützt, Herr Walther von der Vogelweide; ihm zur Linken ragte die dunkle Gestalt Herrn Thomasins von Circlaria, Kanonikus am Dom zu Aglei, seines Zeichens aber weltlicher Sänger mehr als Priester des Herrn. Ihm war vor kurzem ob seiner großen beschaulich weltbetrachtenden Dichtung „Der wälsche Gast" viel ruhmvolle Anerkennung geworden. Das hatte Herr Walther ohne Neid vernommen, weniger aber konnte ihn

freuen, daß Herr Thomasin sich über ihn und seine Sprüche gegen den Papst in seinem Werke ausgelassen, wobei er unter anderm behauptet hatte, alle kurzen oder langen Lieder des Vogelweiders zusammen hätten Gott den Herrn nicht halb so viel erfreut, als ihm nunmehr die wenigen bösen Sprüche wider den Papst mißfielen.

Es zeugte vom guten Humor und dem fröhlichstreitbaren Sinn des alten Patriarchen, daß er beide Sänger gemeinsam zur istrischen Meerfahrt eingeladen und nun in seinem fehdefrohen Ritterherzen der kernhaften Reden und Gegenreden sich freute, die der Sturmwind hin und wieder trug zwischen dem Vogelweider und dem dichtenden Kanonikus.

Herr Thomasin, von Geburt friaulischer Edelherr, im Herzen überzeugter Italiener, sprach anders nicht vom Papst als vom redlichsten Mann der Christenheit, der doch klug genug sein werde, bei der „Rettung aller Gläubigen" des eigenen Seelenheils nicht zu vergessen, daher man wohl annehmen dürfe, er täte nichts, was Gott nicht wohlgefällig sei.

Worauf Herr Walther schroff erwiderte, er zweifle sogar an des Papstes Frömmigkeit, denn täte er fleißiger beten, bliebe ihm weniger Zeit, den Herrn der Welt zu spielen, die deutschen Könige zu bannen,

schmählichen Ablaßhandel zu treiben und allerorten Zwietracht zu säen und also des Heilands schlichte und deutliche Lehre, an der es nichts zu mäkeln und zu salben gebe, schlechter zu befolgen als irgend einer.

Herr Thomasin jedoch versetzte mit sanft überlegenem Lächeln, das sei so recht die Ansicht eines Mannes, dem das tiefere Wesen der Kirche fremd sei und der noch immer auf dem Wege zum christlichen Weltreich über die engen Pfähle des Vaterlandes stolpere. Höhere Weisheit lehre, daß ein guter Christ nicht frage, ob er deutsch oder wälsch sei, denn wenig könne Ton und Färbung des irdischen Gelalles auf kurzer Erdenfrist bedeuten gegen die endlose Dauer himmlischen Halleluias in der Sprache des Paradieses.

Worauf Herr Walther mit Ingrimm seines Schwertes Scheide auf die Dielen stieß und dem verdutzten Kanonikus ohne Umschweife bedeutete, er wolle, wenn er wählen müsse zwischen „höherer Weisheit" und der Sprache seines Volkes, doch lieber etwas weniger weise und dafür ein guter Deutscher sein, denn jede gesunde und wohlgewachsene Seele benötige fast mehr noch als den Himmelsglauben den Glauben an ihr Volk, inmitten dessen sie lebe wie im Wasser der Fisch; auch diesem sei mit

„höherer Weisheit“ wenig geholfen, im Falle er, dem nährenden Element entrissen, hilflos in der Lüfte wesenloser Dünnheit herumzapple.

Nun aber warf Herr Thomasin einen Blick zum Himmel auf, der etwa sagen sollte: Herr, verzeih' ihm, er weiß nicht, was er spricht!

Aber von Herrn Wolfgers, des Patriarchen, Antlitz, der bisher am Streit der beiden sich spöttisch geweidet hatte, ging nunmehr ein mächtig freudiges Leuchten aus, als hätte er als Mann in der Fremde frohe Botschaft aus lieber Heimat vernommen.

Dann aber stach sein Adlerblick scharf auf die tanzende See hinaus und blieb an einem dunklen Pünktlein haften, das hin und wieder im abendsonnigen Gewoge sichtbar ward und wieder verschwand.

Mich dünkt, dort treibt eine Barke ohne Steuer", sagte er dann. „Man rufe den Schiffsmeister her!"

Nun lugte auch der alte Kapitän in der Richtung aus, die Herr Wolfger ihm gewiesen, und auch er erkannte gleich ihm ein Schifflein, das hilflos auf den Wellen zu treiben schien.

Da befahl der Patriarch, den Kurs dorthin zu nehmen. Das Steuer knarrte, die Segel flatterten eine Weile wie suchend ins Leere, und füllten sich hierauf mit neugewonnener Kraft.

Sogleich eilte Herr Wolfger mit seinen Begleitern aufs hohe Vorderkastell und nickte befriedigt, als er sah, wie schnell des Buges wogenumbrandeter Sporn dem neuen Ziele entgegenjagte.

Herr Walther aber umfaßte mit einem Blick bewundernder Liebe des alten Helden Angesicht. Um eines fremden gefährdeten Schiffleins willen vom Wege abzuirren, das war sonst nicht der fürstlichen Herren Art. Doch Herrn Wolfgers, des Patriarchen, Seele war in allem Ruhm nicht taub geworden vor dem Notschrei des geringen Volkes und vor dem menschlichen Leiden überhaupt.

Unterdessen war die sausende Galeere der schwankenden Barke so nahe gekommen, daß man sie deutlich erkennen mochte. Zerrissene Segel hingen über Bord und schleiften im Wasser nach. Der Mast schien abgesplittert, das Steuer gebrochen.

Aber — wie sonderbar! Dies alles schien die Insassen des arg gefährdeten Schiffleins wenig zu bekümmern. Sie saßen vielmehr, vier an der Zahl, mit heiterer Miene einträchtiglich beisammen und sangen gar kunstreich und unbesorgt ein schönes geistliches Lied ins Wellengebrause, als grinste nicht der nasse Tod herein, sondern als säßen sie, allem Unheil fern, in Vater Abrahams gesichertem Schoß.

Und nicht weniger sonderbar war es, daß auch das Nahen der rettenden Galeere kaum ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie sangen vielmehr ihr Liedlein ruhig fort, obgleich der Kapitän, auf Herrn Wolfgers Gebot, ihnen durchs Hohle der Hände zuschrie: „Ahoi! Wohin, ihr tollen Schiffersleute?"

Sie aber sangen, den Blick zum Himmel gewandt:

„Höchster, allmächtiger, gütiger Gott!
Dir gehören Preis, Ruhm, Ehre und jeglicher Segen.
Dir allein geziemen sie, Höchster,
Und kein Mensch ist wert, dich zu nennen."

„Ahoi!" schrie von neuem der Kapitän. „Gebt Antwort, gebt Antwort, ihr närrischen Käuze!"

Sie aber sangen:

„Gepriesen seist du, o Herr, durch unsern Bruder, den Tod,
Welchem kein Lebender mag entrinnen.
Wehe über die, welche in Todsünden sterben!
Selig die, welche der Tod in deinen Willen ergeben findet,
Denn der zweite Tod wird ihnen kein Leides tun.
Lobet und preiset den Herrn und danket ihm,
Dienet ihm mit großer Demut!"

Als nun aber der Kapitän zum dritten Male schrie und die Ruder der Galeere fast das Schifflein streiften, da hielten sie inne mit ihrem Lied, und es erhob sich einer von ihnen, anscheinend der jüngste, ein

blasser, kränklicher Mann, der gleich den andern nur mit einer dunkelhaarigen Kutte bekleidet und einem Stricke umgürtet war, und rief mit sanfter und doch hell und lieblich tönender Stimme hinauf:

„Seid gegrüßt im Namen Gottes des Vaters und seines eingeborenen Sohnes Jesus Christus! Vier der minderen Brüder sind wir aus Assisi, Spielleute des Herrn, Ritter der seligen Dame Armut!"

„Wohin der Kurs, ihr seltsamen Kumpane?"

„Zur istrischen Küste wollen wir!"

„Was suchet ihr dort?"

„Seelen zu erobern sind wir ausgezogen!"

„Dimé! Ohne Steuer und Mast? Bald werden euch die Fische schmausen, wenn ihr also fahrt!"

„Wer Gottes Steuer vertraut, geht niemals irr!"

Inmitten dieser Reden hatte der Schiffsmeister den fremden Männern rasch ein Tau zuwerfen lassen, und alsobald schleppte die Galeere das tanzende Kähnchen wie ein Spielzeug hinter sich drein, womit die vier Geretteten nicht unzufrieden schienen.

„Wem danken wir die Güte um Gotteslohn?" rief nun der Sprecher der vier hinauf.

„Ihr danket sie Herrn Wolfger, dem Patriarchen von Aglei!"

Da verneigte sich der im Kahne tief und rief mit

erhobenen Händen empor: „In Demut grüßt den großen ruhmreichen Patriarchen der ärmste und geringste seiner Diener im Herrn, der sich Franziskus nennt aus Assisi!“

„So ist es dieser, wie ich dachte“, nickte Herr Wolfger dem Vogelweider zu. „Ein seltsamer Mann, den ich lange schon zu sehn begehrte. Seine Seele scheint lauter wie Gold zu sein und sein Wille ist sonder Tadel. Ihr habt wohl schon von ihm gehört? Ein umbrischer Edler und Kaufmannssohn, der plötzlich erfüllt ward vom Heiligen Geist und nun die Länder durchzieht, sein Lied von der Armut und Demut zu singen und dessen Predigten das Volk in Scharen zuläuft, obgleich er nichts von Exegese und Dogmatik weiß.“

In diesem Augenblick sah Herr Walther den traulichen Erker auf Schloß Branzoll vor sich, er sah Gertrudis feines Antlitz vom herbstlichen Licht beschienen, er sah sich selbst dem liebsten Kinde gegenüber vor dem Schachbrett sitzen, und er hörte die Worte des Dietlinus, der vom Ritter der seligen Dame Armut erzählte. Er hatte seither in all den Tagen seiner mühsamen Reise durchs Pustertal und Kärnten und Friaul des wunderlichen Menschen gedenken müssen und mußte nun des Zufalls lächeln,

der ihn hier auf einsamer See mit ihm zusammenführte.

Nun war es der Patriarch, der den Franziskus mit leutseligen Worten einlud, seinen windigen Kahn zu verlassen und gleich seinen drei Gefährten an Bord der Galeere zu kommen, als sein Schützling und sein Gast.

Aber der schlanke, blasse Mensch dort unten mit den dunkelflackernden Augen gab unerwarteten Bescheid: er habe Gott, dem Allmächtigen, gelobt, dieses ärmliche Trabakel, das ihm ein frommer Reeder aus Chioggia geschenkt, nicht früher zu verlassen, als bis er das istrische Land erreicht habe. Und überdies gezieme es ihm, dem Geringsten der Armen, nicht, auf solch herrlichem Schiffe als Gast zu hausen. Dagegen bäte er mit den Seinen um ein Stückchen Brot, denn sie hätten seit zwei Tagen nichts gegessen.

Da ließ der Patriarch den seltsamen Männern einen Korb mit köstlichen Speisen und einen Schlauch voll süßen Weines hinunterreichen, aber sie berührten nichts von allem als das Brot. Und auch von diesem genoß der Mann aus Assisi nur den mindesten Teil; die meisten Bissen warf er den zahlreichen großen und kleinen Fischen zu, die das Boot in erstaunlichen Massen umglitzerten und umschnellten.

Und was er den Fischen nicht gab, das ward ihm von gierig krächzenden Möwen entrissen, die sein Haupt in hellen Scharen umflatterten. Er aber freute sich kindisch und jauchzte den Fischen und Vögeln zu und segnete sie mit den Zeichen des Kreuzes und rief: „Wie schmeckt es euch, ihr Brüderchen Fische? Wie schmeckt es euch, ihr Schwesterchen Möwen?"

„Ihr seht hier Dinge am Werke," sagte der Patriarch voll Nachdenklichkeit zu Herrn Walther, „über die zu scherzen uns nicht zusteht. Das hat wohl auch Papst Innozenz gefühlt, als er vor einiger Zeit diesen wunderlichen Mann im Lateran empfing, seine Regeln guthieß und ihm die Diakonatsweihe verlieh. Und ich glaube, er tat gut daran. Denn ich halte es leicht für möglich, daß die Kirche einst diesen Mann als Heiligen verehren wird. Warum auch nicht? Seine Wirkungen sind groß, und auf des Volkes Stimme zu lauschen, hat der Kirche nie geschadet. Und nun seht an: Zur Stunde sind wir es, die diesen Mann ans Schleppseil genommen haben und seinem frommen Ziel entgegenführen. Aber es kommt vielleicht der Tag, da er uns voran ist und das Schiff der Kirche am Wunderseil des Glaubens durchs Gewoge der guten und bösen Zeiten führen hilft. So hat wohl

auch Papst Innozenz gedacht, denn wenn er den Franziskus anerkannte, so tat er's nicht aus frommer Freude am Heiligschönen, denn die kennt er nicht, wohl aber aus klugem Verständnis fürs Nützliche, worin er Meister ist."

Herr Walther erstaunte keineswegs über diese freimütigen Worte des alten Patriarchen. Das war es ja, was ihn diesen Mann im Tiefsten des Herzens verehren und lieben ließ wie keinen zweiten auf Erden: die Freiheit seines Geistes, die, einer unbezähmbaren Brandfackel gleich, durch alle erstickenden Goldmäntel und Hüllen seiner höchsten Würden und Ämter hindurch mit jähem Gelohe sich Bahn brach und immer wieder über die Zugeständnisse und kläglichen Herkömmlichkeiten des Lebens triumphierte. Eine heilige Flamme loderte noch in diesem Greise, die seine Seele niemals gemein werden ließ mit dem, was er im Spiel des Lebens vorzustellen hatte, sondern ihn hoch hinaushob über die Unzulänglichkeiten seines hohen Amtes, wodurch sein Blick sich scharf und ungetrübt erhielt, wie der des Adlers über den Niederungen der Menschen. O schönstes Männerziel, so groß und frei zu werden wie dieser!

Nicht seliger konnte Herr Walther den Lebensabend dieses alten Degen empfinden, als im Ver-

gleich mit dem purpurdurchbrausten Abschied des Tages, der dort im lodernden Westen zur Rüste ging, wo Himmel und Meer im Flammenkuß sich jubelnd einten.

Die Männer im Schifflein hatten indessen ihr fröhliches Mahl beendet und sangen nun wieder zu viert mit ihren schönen, demütigen Stimmen ein altes frommes Seemannslied: „Veni creator spiritus!"

Ihre dunklen Häupter hoben sich scharf vom Abendrot, von des sterbenden Tages Glorienschein umwoben.

Da fühlte Herr Walther des Patriarchen milde Hand auf seiner Schulter: „Nun kommt zum Mahl! Mit vielem haben die dort unten recht, doch nicht mit allem!" — —

In der prächtigen Kajüte des Schiffsherrn war der Tisch mit südlichen Speisen reich gedeckt, und zwei Pagen schenkten dunklen Dalmatiner aus goldenen Kannen. Es saßen nur wenige Gäste an der Tafel des Patriarchen, Herr Walther und der von Circlaria, der Kapitän und etliche Herren des geistlichen Gefolges.

Und siehe, noch immer liebte der greise Kirchenfürst, mit fröhlich holden Künsten sein Mahl zu

würzen, wie einst in den sonnigen Passauer Tagen. Aus einem Nebenraum ertönte plötzlich ein zierlich verschlungener Reigen gedämpfter Posaunen und Pfeifen, dann teilte sich ein Vorhang an der Wand und drei schlanke sarazenische Tänzerinnen begannen mit großer Anmut ein lebhaftes Spiel mit Schleiern und glitzernden Schwertern, wobei das Wogen und Wallen ihrer zarten, schmiegsamen Glieder im Takt der Melodie allmählich selbst Musik zu werden schien.

Gleich seinen staunenden Gästen verfolgte auch der Patriarch, die lieblich edle Kunst der jugendschönen tanzbeseligten Mädchen mit lächelndem Wohlgefallen. Dann raunte er Herrn Walther zu: „Was meint Ihr, Vogelweider? Glaubt Ihr gleich mir, daß Gott allüberall zu Hause ist, wo dürstende Seelen Schönheit und Freude trinken?"

„Ich glaub' es", sagte Herr Walther. Aber es war sein Herz nicht ganz bei seinen Worten. Halb wie Ehrfurcht und halb wie leises Grauen überschlich es ihn vor der unversiegbaren Lebens- und Schönheitsfreude dieses unverwüstlichen Greises.

Und doch — es sollte nicht lange dauern und auch aus dieser starken und bewunderten Seele sollte er mit tiefer Bestürzung die Botschaft menschlicher Qual und Unzulänglichkeit vernehmen.

Als Spiel und Tanz zu Ende, erbat sich der Patriarch ein Lied von Herrn Walther, ein Lied aus deutschen Landen, aus alter vergangener Zeit, ein Lied von deutscher Minne und deutscher Kraft. „Es soll mir hier auf wälscher See ein selig Grüßen aus ferner, verlorener Heimat bedeuten!"

Herr Wolfger lächelte nicht mehr. Er stützte sein weißes Haupt nachdenklich auf die Faust, und die Runen seiner mächtigen Stirne begannen sich scharf zu schatten.

Herr Thomasin, der Kanonikus, aber wechselte ein verständnisvolles Blinzeln mit seinen geistlichen Kollegen, Sie rückten auf ihren Schemeln mit Unbehagen hin und her.

Herr Walther prüfte seine Harfe und begann das hohe Lied zu singen, das genannt ist „Deutschlands Ehre".

„Lande hab' ich viel gesehen,
Auf die Besten lenkt' ich gern den Sinn;
Übel möge mir geschehen,
Könnt' ich bringen je mein Herz dahin,
Daß ihm wohlgefalle
Fremde Art und Sitte.
Und was hälf' es, wenn ich's auch bestritte:
Deutsche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis her an Ungarland

Mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend nur auf Erden fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Schwör' bei Gott ich, daß die Frauen hier
Besser sind als andre Frauen.

Deutsche Männer — wohlgezogen,
Recht wie Engel sind die Frauen zu sehn.
Wer sie schilt, ist arg betrogen,
Anders kann ich seiner nicht verstehn.
Tugend und reine Minne,
Wer sie suchen will,
Der muß kommen in unser Land, da ist Wonne viel,
Mög' ich leben lang darinne!"

Als Herr Walther geendet, blieb eine Weile alles still. Der Patriarch hatte dem Sang mit geschlossenen Augen gelauscht, reglos wie in schwerem Traum. Nun aber seufzte er tief und nickte Herrn Walthers letzte Worte mit wehmutsvollem Lächeln vor sich hin: „Mög' ich leben lang darinne!"

Dann aber riß er das Haupt empor: „Ich denke, euch, ihr Herren, ist guter Schlaf willkommen, denn leicht ermüdet die Luft zur See. Und vielerlei Dienst erwartet euch morgen in Pola. Ihr aber, Herr Walther, verweilt wohl noch ein wenig, ich hab' noch mancherlei mit Euch zu reden!"

Da erhoben sich die Geistlichen, verbeugten sich

tief vor dem Patriarchen und verließen in aller Stille die Kajüte.

Herr Wolfger stand nun selber auf und überzeugte sich, ob auch die Türen gut geschlossen seien. Dann faßte er mit jähem Griff Herrn Walthers Arm: „Mich dürstet, aufs neue die Sprüche zu hören, die Ihr gegen Innozenz gesungen, hört Ihr?"

Herr Walther sah betroffen auf. Wohl wußte er, der Patriarch verüble ihm diese Lieder nicht, die schärfsten, deren sich je ein deutscher Sänger wider den Papst erkühnte, aber es wunderte ihn doch, daß Herr Wolfger, des Reiches höchster Kirchenfürst, diese bösen Sprüche zu hören gewillt war, die ja mit dem Papst zugleich auch die irrgegangene Kirche zu tadeln unternahmen. Aber nun blieb nicht Zeit zu solchem Sinnen. Herr Walther sah des Patriarchen Blicke forschend in die seinen gerichtet und allsogleich begann er des Liedes zwiefache Schärfe mit empörten Geistes Ingrimm sausen zu lassen.

Ihr Bischöf' und ihr edlen Priester seid berücket:
Seht, wie mit Teufels Seil der Papst euch jetzt umstricket!
Ihr sagt, daß er in Hut St. Peters Schlüssel habe,
Doch sagt, warum sein Wort er aus den Büchern schabe?
Daß einer Gottes Gabe verkaufe oder kaufe,
Das ward uns schon verboten bei der Taufe.
Nun lehrt ihn dies sein schwarzes Buch, das ihm der Höllenmohr

Gegeben, und aus ihm liest es sein Zauberrohr.
Ihr Kardinäle, schirmet euren Chor:
Der Hochaltar, er steht, ach, unter einer üblen Traufe!

* * *

Ahi, wie mag der Papst uns christlich nun verlachen,
Erzählt er seinen Welschen: Seht an, so soll man's machen!
Was er so schamles spricht, o hätt' er's nie gedacht:
„Zwei Deutsche hab ich nun auf einen Thron gebracht,
Damit das Reich sie schwer mit Krieg und Brand belasten.
Alldieweile füll' ich meinen Kasten.
Ich treib' dem Opferstock sie zu: ihr Gut wird alle mein,
Ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein.
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein
Und laßt die dummen deutschen Laien — — — fasten."

Das waren unverblümte Worte, gellendem Schlachtruf vergleichbarer, als den leiseren Boten abwägender Unparteilichkeit, aber sie flammten aus ehrlichem, in heiliger Empörung aufschreiendem deutschem Herzen, und Herr Walther konnte auch diesmal mit ihrer Wirkung zufrieden sein. Ja, diesmal mehr denn je!

Der Patriarch war funkelnden Blickes aufgesprungen und schloß Herrn Walther, als er geendigt, in mächtiger Erregung in die Arme. „O Labsal seliger Befreiung!" rief er. „Wie wohl tut Euer Wort dem Herzen, das in schmachvoller Erniedrigung zum Schweigen und immer wieder zum Schweigen verurteilt ist! Vernehmt denn, liebster aller Sänger,

was ich keinem noch anvertraute: Ich hasse Innozenz, ich hasse ihn um seiner maßlosen Herrschsucht willen, ich hasse ihn als den grimmigsten Feind des Reiches, und ich hasse ihn als meinen eigenen Feind. Nie noch, hört Ihr, hat je ein Herrscher auf Petri Stuhl sich erkühnt, den Patriarchen von Aglei nebst dem geistlichen auch den weltlichen Gehorsam schwören zu lassen. Ihr seht in mir den ersten auf Agleis Thron, den der Papst so kläglich erniedrigte. In knirschender Ohnmacht und blutenden Herzens tat ich den Schwur, denn schon war mein Passauer Bistum in andern Händen, und ich hatte dem Kaiser versprochen, zu Aglei Patriarch zu werden, damit nicht etwa ein wälscher Mann allhier das Reich nach Rom verrate. Und doch, was blieb von mir, da ich nun weltlichen Gehorsam schwur? Wohl bin ich Patriarch zu Aglei, doch bin ich kaum ein deutscher Ritter mehr, denn ewig bleibt mir nun versagt, mit offenem Visier für Kaiser und Reich zu kämpfen. Und dies schmerzt tiefer, o Walther, als all mein kirchenfürstlicher Glanz zu lindern weiß. Als Ritter ward ich erzogen, und Ritter wollte ich bleiben mein Leben lang. Doch ist kein deutscher Ritter mehr, wer Rom gehorsamer als dem Kaiser dient!"

Herr Walther vernahm diese Worte voll Staunen und schmerzlicher Rührung. War er nicht nach Aglei gepilgert, um hier sich Kraft und Trost und Rat zu holen bei Herrn Wolfger von Ellenbrechtskirchen? Und nun saß dieser herrlichstolze Mann gebeugten Hauptes vor ihm und ließ ihn die blutende Wunde seiner Seele sehen und schien nun selber tröstlichen Zuspruchs bedürftig?

In tiefer Ergriffenheit erfaßte Herr Walther des Patriarchen Hand und küßte sie. „Verirrt Euch nicht in ungerechter Härte gegen Euch selbst, vieledler Herr! Es lebt kein Ritter in deutschen Landen, dem nicht in Dankbarkeit bewußt ist, wie viel Herr Wolfger von Ellenbrechtskirchen für Kaiser und Reich getan!"

„Glaubt Ihr? G e t a n vielleicht, was aber kann er jetzt noch tun? Nun muß sein Fähnlein nach dem Winde wehen, und gut noch, wenn er die seltene Kunst versteht, in Deutschland Welfe, in italischen Landen Ghibelline zu sein. – Doch lassen wir das!" Schon hatte der Greis sich wieder zu ragender Höhe aufgerichtet und seine scharfen Lippen umzuckte ein wehes Lächeln, als bereue er sein früheres Bekenntnis.

„Ich habe Euch Dinge zu sagen, Vogelweider, die

wichtiger sind, denn sie gelten dem Kommenden und halten nicht ärmliche Rückschau auf unwiederbringlich Verlorenes! Auch glaub' ich, daß Ihr mich gerne hört: Ihr sollt zum jungen Staufer, Vogelweider, mit wichtiger Botschaft will ich Euch zum Hoftag nach Frankfurt senden, wo Friedrichs Wahl zum deutschen König bevorsteht. Doch wichtiger als die Botschaft seid Ihr selbst! Versteht mich recht: Ihr wißt, und wenig hälfe es, darüber zu schweigen — der junge Staufer ward in Welschland geboren, von Welschen erzogen, nach welscher Lehre ward sein Geist geschult, und näher liegt ihm arabische Weisheit, als deutsche Sitte und Zucht. Auch läßt uns Fürsten eines noch besorgt um seine Seele sein: Es könnte seinem Feuergeist gefallen, mehr noch, als dem Reiche ein Vater, fremder Länder Beherrscher werden zu wollen, denn allzuoft schon sprach er in seinen Jünglingsträumen vom großen Alexander. Da ist es nun der Fürsten Pflicht, dem Staufer Männer an den Hof zu senden, die ihm von deutscher Art und Frau Maßes tiefbegründeter Schöne zu singen wissen, und nun wüßt' ich keinen, der mir dieses hohen Amtes würdiger schiene als Ihr, Herr Walther von der Vogelweide. Nun sagt mir, seid Ihr einverstanden?"

Herr Walther starrte wie im Traum in das gütig lächelnde Antlitz des Patriarchen. An des jungen Königs Hofe sollte sein Sang aufs neue erschallen, dem Reiche zum Frommen, sich selbst zur Ehre? Ob er einverstanden sei?

„Ich denke also, die Botschaft ist Euch willkommen!" fuhr Herr Wolfger fort und kam damit dem stammelnden Dank des andern zuvor. „Wir kehren nach wenigen Tagen nach Aglei heim, dann haltet Euch zur Fahrt bereit!" — —

Zu stürmisch war Herrn Walthers Seele bewegt, als daß er nun an Schlummer zu denken vermochte. Es trieb ihn vielmehr aufs dunkle Verdeck hinauf, dem Rufen des nächtlichen Meeres zu. Noch wogte es in breiten, nur halb beruhigten Massen, und darüber wölbte sich schweigend des Himmels ungeheure Glocke, aus deren blaukristallenen Höhen das Sterngeflimmer in silbernen Kaskaden niederfloß. Der Nordsturm war zur günstigen Tramontana abgeflaut, und nun trieb die Galeere mit vollen weitgebreiteten Segeln, einem riesenhaften Sturmvogel gleich, mit gischtumsprühten Fängen gegen Süden.

Ein Teil des Schiffsgesindes lag schlafend auf dem Verdeck umher, des Rufs zum Segeldienst gewärtig.

Die Wache am Bugspriet aber rief von Zeit zu Zeit mit eintöniger Stimme: „La santa via, la bona via! Gesegneter Weg, o guter Weg!"

Herr Walther sah ins krause Gejage der Wellen hinab und neue Kraft durchfieberte ihn nach neuen Taten und neuem Sang. Aufs neue lag ein großes Ziel verheißungsvoll vor ihm. Und wahrlich ein Ziel, das würdig war, des Liedes flammenden Balmung sausen zu lassen!

Und da sich nun sein Aug' erhob und neuen Mutes froh ins Ferne glühte, gewahrte er des roten Vollmonds ungeheure Scheibe, die sacht und still der schwarzen Flut enttauchte und mehr einem fremden, blutig lohenden Fanal vergleichbar war, als dem sanften Himmelsboten und lächelnden Freund der Liebenden.

Aber Herr Walther war es nicht allein, der den Mond erspähte. Eine milde klare Männerstimme hub plötzlich auf der dunklen See da draußen an, das steigende Himmelslicht zu begrüßen.

Herr Walther horchte empor, das konnte kein anderer als Franziskus sein.

Noch immer tanzte das Schifflein mit den seltsamen Männern der Galeere nach, Herr Walther hatte ihrer ganz vergessen.

Und nun gewahrte er im fahlen Lichte des Mondes den singenden Franziskus inmitten seiner schlafenden Gefährten. Er sang mit hocherhobenen Händen ein sanftes, gottgefälliges Lied, das Herr Walther wohl verstand, denn er war in Welschland viel gereist und italischer Rede genügend kundig. Und je länger er den schlichten Worten des Franziskus lauschte, um so stiller versank, was Streitbarkeit und Kampflust in ihm gewesen, in die hohe und milde Freudigkeit eines reinen, seligsüßen Friedens.

Franziskus benannte den Mond seine vielgeliebte Schwester Luna, die Gott der Herr gar hell und köstlich und schön gebildet, auf daß sie am Himmel zur Ehre des Höchsten auf silbernen Füßen wandle und die Nacht mit Lieblichkeit durchleuchte, vornehmlich den Armen der Welt zur Freude, die also der herrlichsten Leuchte teilhaftig würden, kostbarer und herzerquickender als je eine über den Gärten und Tischen der Reichen geflammt.

In solch einfältigen und doch der letzten Weisheit wunderlich nahen Worten pries Franziskus noch lange den steigenden Mond, der nun allmählich an hellerem Glanz gewann und seines Silbers glitzernden Überfluß als flimmernde Inseln auf dunkler Meerflut verstreute.

Herr Walther aber lauschte ihm, so lang er sang, und spähte dabei ins traumhafte Spiel von Licht und Finsternis hinaus, und seine Seele erwog in bangen Zweifeln, wohin die kommenden Wege führen sollten. Wer dies zu sagen wüßte: was in des Lebens und der Völker Führung allzeit die bessere Botschaft sei — die unerbittliche Faust am scharfen Schwert? — die allverzeihende Liebe im sanften Herzen? Was täte dem jungen Könige ernstlicher not, in dessen Diensten er nun zu singen hatte?

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Im Frührot des nächsten Morgens lief des Patriarchen Kriegsgaleere bei gesegnetem Wind in den Hafen der wehrhaften Seestadt Pola ein.

Herr Wolfger hatte sich zeitlich erhoben und stand nun hoch an Bord seines Schiffes und betrachtete mit Wohlgefallen die starken turmbesetzten Mauern, die vor nicht allzulanger Zeit der böse Nachbar aus Venedig, der streitbare Doge Enrico Dandolo, in grimmer Eifersucht gefährdet hatte. Aber die zähen Polaner hatten die Türme unverweilt zur alten Trutzbarkeit wieder aufgerichtet, noch stämmiger ragend als zuvor, denn sie dachten noch keineswegs daran, St. Marcos beutegierige Söhne als alleinige Herren des Meeres anzuerkennen.

Herr Wolfger aber freute sich ihrer Tapferkeit, und das war es auch, was ihn, den Kirchen- und Landesfürsten, bewogen hatte, das Bistum Pola zu inspizieren und dabei auch den unverdrossenen

Stadtherren, vor allem den edlen Sergiern, ein politisches Wörtchen aufmunternder Anerkennung für ihre Treue zu zollen.

Und bald begrüßte den Patriarchen dröhnendes Glockengeläute und frohes Gewoge am Ufer, indes auch die Sonne ein übriges tat und mit den ersten Flammengrüßen der stolzen Arena graugewaltigen Rundbau, den Campanile und die alten Römertempel insgesamt mit den gleichen purpurnen Rosen umflocht, als wüßte sie nichts vom Wechsel der Zeiten und Götter, sondern nur vom immerwährenden unversieglich leuchtenden Augenblick.

Inmitten dieses Trubels war abseits und unbemerkt ein Kahn ans Ufer gestoßen, welchem Franziskus mit seinen Genossen entstieg. Wohl hatte der Patriarch ihm sagen lassen, er möge sich als willkommener Gast in des Bischofs Hause einfinden, aber Franziskus erwiderte mit demutsvollem Dank, das würde sich keineswegs für ihn und seine Brüder geziemen, auch müsse er die Küste aufwärts ziehen, um dort, in den einsamen Fischerdörfern, die Worte des Herrn zu predigen.

Herr Walther aber hatte seine Landung wohl bemerkt und hoffte nun im stillen, den seltsamen Menschen sprechen zu können, dessen wunderlich schlichte

Worte sich immer wieder in seinem Herzen erhoben, Lust und Leid übertönend, als wären sie tröstliche Boten aus jener höheren wunschlosen Welt, aus der er selbst den Segen der eigenen Lieder empfing.

Am liebsten wäre Herr Walther dem Manne sogleich gefolgt, aber er wagte es zur Stunde nicht, den Patriarchen zu verlassen, der sich eben zur festlichen Landung anschickte. Er gab aber Dietrich den Auftrag, dem Franziskus nachzuspüren und ihm später seinen Aufenthalt zu melden.

Tagsüber blieb Herr Walther im Gefolge des Patriarchen. Er wohnte dem Hochamt im Dome bei, das Herr Wolfger selbst zelebrierte, er saß mit ihm an des Bischofs Tafel, er war zugegen bei der feierlichen Vorstellung des markgräflichen Vikarius, der Konsuln und anderen Würdenträger, und weilte des Abends mit ihm zu Gast im Palaste der mächtigen Sergier. Und als nun dort zu Ende des Festmahls ein weidliches Bechern mit dunkelblütigem Istrianer begann, dem auch der greise Patriarch sich keineswegs entzog, erschien der Knappe Dietrich an Herrn Walthers Seite und flüsterte ihm zu, die vier geistlichen Brüder wären nunmehr, nachdem sie unermüdlich den ganzen Tag dem Volke gepredigt hätten, zu Füßen eines Pfeilers in den Ruinen des

alten Römertheaters zur Ruhe gelangt und säßen dort um ein gastliches Feuerlein in frommen und erbaulichen Gesprächen beisammen.

In Eile führte Dietrich seinen Herrn durchs dunkle Gewirre schlafender Gäßchen zum nördlichen Stadttor hinaus, und bald ragten ihnen die finster gigantischen, sterndurchschimmerten Bogengänge des Amphitheaters entgegen. Wacholdergebüsch umdrängte in wirren Massen die wuchtigen Pfeilerkolosse, deren einer von eines Lagerfeuers rötlichem Geflacker phantastisch erhellt war.

Hier also hatte sich Franziskus für diese Nacht auf harter, taufeuchter Erde gelagert, statt in des Bischofs gastlichem Hause auf weichem, seidenem Pfühl zu ruhen? Der Sterne kühles Geflimmer trug er sich zu Häupten, und sein kärgliches Feuerlein verfror sich die tausendjährigen Mauern hinauf. Der Wind fuhr stöhnend hin und wieder und hetzte gespenstische Rufe vor sich her.

Inmitten dieser ungeheuren nachtschaurigen Trümmer irdischer Vergänglichkeit saß nun Franziskus sehr vergnügt vor seinem Feuer und sprach mit ihm, indes die drei Genossen mit verklärtem Lächeln dem sanften Wohllaut seiner Stimme lauschten: „Schön bist du und freudespendend, stark und gewaltig,

o Bruder Feuer! Du auch aus Gottes Hand entlodert, du auch erfüllt vom Atem des Herrn, geheimnisvoll in deinem Flackerspiel, da du saugst am Bruder Holze, du wunderliche Vielgestalt, hier gelb, dort rot, hier wieder grün."

Da brach er ab, denn er vernahm Herrn Walthers Schritte. Und da er nun den fremden Ritter mit dem hellen, ernsten Lockenhaupt vor sich sah, erhob er sich gelassen und betrachtete ihn mit freundlicher Miene, und es war weder Scheu noch Verwunderung über den späten Besuch in seinen dunklen Augen zu lesen.

„Verzeiht, ehrwürdiger Bruder," begann Herr Walther, „daß ich unwillkommene Störung bringe in Eure tiefen und frommen Betrachtungen. Aber Ihr seid es wohl gewohnt, daß vielerlei Menschen Euch umpilgern, Rat und Erbauung sich zu erbitten von Eurer Weisheit und priesterlichen Milde."

„Ich grüße Euch im Herrn," erwiderte Franziskus. „Beschämt nicht Euren niedrigsten Diener, den ärmsten und ungelehrtesten aller Menschen, mit solcher Ehrung Übermaß! Womit vermag ich Euch zu dienen, edler Herr?"

„Ich fuhr mit Euch zu nacht auf dem Schiffe des Patriarchen," versetzte Herr Walther, „und hörte

Euch wunderseltsame Lieder singen zum Preise der Fische und Vögel, des Mondes und der Sterne, und da drängt es mich, Euch zu sagen, daß ich niemals in all meinem Wanderleben ähnliche Weisen vernommen, so neu und doch so wohlvertraut, so kühn und doch so heiß aus dem innersten Herzen. Ihr seid fürwahr ein gottgesegneter Mann, ein Meister edler und hoher Singerkunst!"

„Ihr nennt es Kunst? Es ist doch nur — Gebet!" fuhr da Franziskus heraus, und in seinem Antlitz malte sich ein so einfältig heiliges Staunen, daß Herr Walther seinem Blick nur mit Verlegenheit begegnen konnte.

„So wollen wir es Gebet benennen!" berichtigte er, „doch habt Ihr Euch ja selbst einen Spielmann Gottes genannt, und des Spielmanns Freude ist sein Saitenspiel, und seine Andacht nennen wir Laien Kunst!"

Da betrachtete Franziskus seinen ernsten, redekundigen Gast mit unverhohlener Verwunderung. „Ihr seid wohl selbst in Sang und Spiel mit Meisterschaft zu Hause?"

„Ich bin nur einer von den vielen. Man nennt mich Walther von der Vogelweide!"

„Ei, ei, das ist ein schöner, gottgefälliger Name," versetzte Franziskus, „er ist voll Heiterkeit und

sanfter Bedeutung. Ihr seid wohl auch den lieben, klugen Tieren hold, nach denen Euer Name lautet?"

Da mußte Herr Walther lächeln, und auch Franziskus lächelte, und es war, als seien sie plötzlich gute Freunde geworden.

„Beliebe es Euch, vieledler Herr, an meinem Feuer Platz zu nehmen!" sagte Franziskus. „Ich kann Euch sonst nichts bieten!"

Herr Walther lagerte sich unverweilt in den Kreis der Brüder, deren milde, sanfte Gesichter ihn aufmerksam betrachteten.

„Ein bitterer Zwiespalt bedrängt mich, ehrwürdiger Bruder," begann Herr Walther, „und er ist solcherart: Ihr predigt gar hold und wundersam von der Liebe zu Gott und den Menschen und jeglicher Kreatur, wie einst der Heiland es getan, auf daß ein großer Friede auf Erden sei nach innen und außen. Nun seht — mich rühren Eure Worte tief, und doch vermag ich nicht an den Tag zu glauben, da Wolf und Lamm zusammen weiden werden!"

„Ich aber glaube daran", versetzte Franziskus mit Eifer. „Doch wenn es dieses ist, was Euch bedrängt, so will ich meinen: laßt Wolf und Lamm in Eurem Herzen zusammen weiden, dann wird Euch Friede werden nach innen und außen!"

„Friede nach innen und außen," rief Herr Walther, „indes die Christenheit unchristlicher Dinge voll, die Könige sich würgen und rings das Reich in Not zergeht?"

„Das Reich? Oh, richtet Euch häuslich ein im Reiche des himmlischen Vaters. Es gibt kein anderes Reich!"

Herr Walther starrte eine Weile schweigend ins Feuer, dann sagte er: „Ihr seid aus Umbrien gebürtig, ehrwürdiger Bruder, liebt Ihr Euer Land?"

Da flackerten die dunklen Augen des Franziskus freudig auf. „O Heimat!" rief er, „o seliges Land! Es blaut kein Himmel kristallener als über den umbrischen Gauen! O heilige Berge voll rauschender Bäume, o blühende Gärten, o glitzerndes Gras! O Brüder und Schwestern, genährt vom gleichen Erdenblut, mit gleicher Stimmen Frohgesang wie heimatliche Glocken!"

„Nun, seht Ihr!" nickte Herr Walther, „und also lieb' auch ich mein Land. Es ist ein Land voll ernster Schöne, mit stolzen Burgen und sonnig gebreiteten Auen, mit hochgemuten Männern und tugendsamen blonden Frauen. Und dieses liebsten Landes Frieden und Gedeihen, ehrwürdiger Bruder, es liegt mir ängstlicher am Herzen, als was Ihr den eigenen

Frieden nennt. Gern wählt' ich Unrast als mein Teil, wenn mir des liebsten Landes Glück daraus erblühen könnte!"

Nun war es an Franziskus, Herrn Walther mit staunendem Schweigen geraume Zeit zu betrachten. „Was soll ich Euch noch sagen!" versetzte er endlich. „Ich glaube, Ihr seid auf dem richtigen Wege!"

„Dann segnet mich!" rief Herr Walther gerührt. O spendet mir für meine Fahrt den Segen, der auch für Eure Wege gilt!"

Da legte Franziskus seine mageren, leiddurchbebten Hände dem Sänger aufs Haupt und sagte, zitternd vor Freude: „O mein geliebter Sohn und Bruder! Ich, der niedrigste und gebrechlichste aller Menschen, des Herrn geringster, unwürdigster Diener, ich segne deine Fahrt und bete: Allmächtiger, ewiger, gerechter und barmherziger Gott, verleihe diesem da um deinetwillen, was er als deinen Willen erkennt, und gib ihm, nur immer das zu wollen, was dir gefällt, damit er innerlich geläutert, erleuchtet und entflammt durch die Glut des Heiligen Geistes den Spuren deines vielgeliebten Sohnes, unseres Herrn Jesu Christi, nachfolgen könne. Gesegnet seien die, welche bis zu Ende beharren durch den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist!"

Und als nun so geschehen, da zog Franziskus Herrn Walther zu sich ans Feuer und bat ihn, von seinen Fahrten zu berichten, woher er käme, in wessen Diensten er stehe und welches nun die Wende seiner Wege sei.

Franziskus wies hierauf den Bruder Masseo an, mit knisterndem Strauchwerk das Feuer zu nähren, und nun saßen die beiden in milden und tiefen Gesprächen Stunde für Stunde beisammen, indes die Brüder und mit ihnen auch der Knappe Dietrich am wärmenden Flammenkreis allmählich entschliefen, Schulter an Schulter gelehnt.

Und als die Beiden endlich schieden und ihre Hände sich im stillen Gruß zum letztenmal umschlossen, da war das Feuer zu ihren Füßen längst zu Aschenruh ergraut und über den Zinnen der schlafenden Stadt erhob sich bleich und kühl der neue Tag.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

So zog Herr Walther nun dahin, vor das Antlitz seines neuen Königs. Er trug ein stilles Leuchten im Herzen von den Worten des Franziskus: Als ein Friedensbringer wollte er kommen! Dem jungen Staufer wollte er Kunde bringen von Frau Maßes lächelnder Schönheit und vom Samenkorn der Eintracht, das sich Güte nennt.

Doch als er nun des Stauferjünglings hochgestirntes Antlitz erschaute und sein glühender Blick mit wunderbarer Macht ihn traf, da stieg ein wehes Bangen in Herrn Walthers Herzen auf. Des Lesens in den Seelen kundig, erkannte er sogleich: unbändiger Ehrgeiz tobt in diesem Jüngling, der Friede allein ist seine Sache nicht, er träumt den alten Staufertraum vom Weltreich über Nord und Süd. Und ihm zur Seite lächelte Herr Pietro von Vigne aus Capua, des Königs berüchtigter dämonischer Freund, vormals Bettelstudent zu Bologna, nunmehr Geheim-

schreiber in des Staufers Diensten, noch mehr jedoch sein Kanzler und liebster Berater, und auch aus dieses Antlitzes kühngeschnittner Bräune vermochte Herr Walther zu lesen: Die Zeit ist reif für neue ungeheure Tat, der Geist will sich befrein, aufbrausen die Ströme der Tiefe und wälzen in Trümmern alles Vergangene vor sich her.

Und da verstummte auf Herrn Walthers Lippen die sanfte Botschaft des Franziskus. Er wußte, sie konnte vor diesen Männern nur Einfalt bedeuten.

Und auch von Deutschland mußte er anders reden, als seiner schamhaft zitternden Liebe entsprach; in diesen welt- und ruhmberauschten Seelen, das wußte er, war wenig Raum für jene heimlich stillen Dinge, aus denen die Treue fürs Vaterland sich baut.

So sang Herr Walther nun die alten Sprüche, die er einst zu Ehren Philipps, seines königlichen Ohms gesungen, und der junge Staufer freute sich der alten Herrlichkeit. Er tat, was keiner bisher getan: er ließ des Sängers Hand mit rotem Golde füllen, auf daß er nicht am Leibe zu darben brauche und irdische Not das göttliche Feuer in ihm nicht ersticke.

Herr Walther aber träumte von seinem Lehen, sein Sehnen ging nach Haus und Hof, ein Stückchen

deutscher Erde wollte er sein Eigen nennen, er sah kein anderes Ziel.

Aber das lag noch weit!

* * *

In diesen Tagen sandte Herr Walther Botschaft an den Zanter. Er schrieb von der Gunst des Königs, er schrieb, sein Hoffen sei noch ungetrübt und er glaube noch an helle Zeiten, die da kommen würden. Und er wußte — die Botschaft gelte auch für Gertrudis.

Etliche Monde später traf die Antwort ein. Der Zanter ließ schreiben, es sei zu Hause noch alles beim alten. Es lag jedoch ein zartes pergamentnes Röllchen bei, das Herr Walther mit zitternden Fingern öffnete.

Nur wenige Worte standen darin in zierlicher Schrift: „Mein Herz hat Klarheit und Stille gewonnen, Herr Walther. Laßt einen Traum gewesen sein, was alten Träumen entsprossen war. Wir aber bleiben vereint im Angedenken der liebsten Toten. Es sendet Euch kindlichen Gruß — Gertrudis."

Herr Walther las diese Worte und las sie immer aufs neue. Wunderlich baute und türmte es sich in seinem Herzen. Dann aber ward es klar und still

und müde. Es war nicht Freude, es war nicht Schmerz. Aber Gewißheit war es.

Gewißheit überkam ihn plötzlich und flüsterte ihm zu, was längst gereift in seiner Seele lag und was das kluge tapfere Mädchen Gertrudis ihm nun unbekümmert sagte: Er hatte die Seele der Liebsten geliebt in Mutter und Kind.

In Mutter und Kind? Sein Haupt war schwer vornüber gesunken; da lag nun ein Locke seines Haares auf der Blässe seiner Hand. Die Frühlingssonne spielte darin und zeigte ihm viel des schneeigen Silbers. Herr Walther wußte nunmehr: es hatte sein Herz allzeit der Fraue gehört, die er einst als Jüngling geliebt, und niemals hatte es aufgehört, in ihrem holden Dienst zu stehen. Und da er nun Gertrudis, der Tochter, gedachte, in der die Seele der Toten ihn neu gegrüßt, erwachte aufs neue das Wort in seinem Herzen: Sie ist mir wie mein eigen Kind!

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Jahre brausen im Sturm dahin und Friedrich's des Zweiten, des herrlich trutzigen Staufers ruhloses Herz, es wird zum fiebernden Puls der kampfdurchtobten Zeit. Wohl hält der Kaiser in gequälter Demut anfangs Frieden mit dem Papste, dann aber wird ihm klar: es läßt sich nimmer vereinen, des Reiches Kaiser und Roms gehorsamer Knecht zu sein.

Doch weiß der Staufer wohl: Gewalt allein führt nicht zur höchsten Macht. Und also übt er sich in vielverschlungenen Künsten und lernt, wie die zu Rom, den eigenen Geist verleugnen, wenn weltlicher Vorteil es verlangt.

Herr Walther gewahrt dies flackernde Spiel mit Schmerz und Grauen und doch auch mit Bewunderung. Er sieht den Traum des Staufers lichterloh: Die stählerne Flamme seines harten Vaters, des großen, furchtbaren Kaisers Heinrich brennt in ihm, es gilt, das Reich in alter Herrlichkeit zu schmieden von Siziliens Spitze bis zum Belt.

Und wenn Herr Walther vor dem Thron des Staufers nun die seligen alten Lieder singt, da lohnt ihn wohl ein kaiserlich sonniges Lächeln, doch tief versteht er in des Staufers Adlerblick zu lesen: Vogelweider, du bist mir nützlich, und also sind deine Lieder gut; auch ist mein Ohr den schlichten deutschen Weisen nicht abgeneigt, aber die Sehnsucht im flammenden Herzen, die weiß die schlichte deutsche Harfe mir nicht zu sättigen; es glüht, es glüht mein Blut nach den morgenländischen Serenaden in Palermos mondbeglänzten Zaubergärten, wo Mohren auf silbernen Flöten blasen und goldene Becken schlagen, indes mich gertenschlanke, feuerblütige Sarazeninnen wild umtanzen, auf daß mein Herz im Taumel der Schönheit laut aufjauchzend den Schöpfer preise, wie jenes einst des großen Salomo. — —

Die Jahre brausen dahin, Papst Innozenz stirbt, diese ragendste Zeder im päpstlichen Walde; der Bettelmönche gehorsame Scharen beweinen ihn, die Scheiterhaufen der Ketzergerichte lodern ihm als Totenfackeln.

Und bald darauf stirbt auch ein anderer am Tage der Jungfrau Potentiana, auf seiner Harzburg im alten Sachsenlande, ein ehemals Großer, Verdrängter, aber nicht völlig Besiegter. Otto ist es, der

Welfe, der mit dem letzten Atemzuge sich noch Kaiser nennt. Herr Walther vernimmt in weher Bestürzung sein klägliches Ende: Er hat des Papstes Bannfluch mit starker Seele Jahr für Jahr getragen, nun aber, im Schrecken seiner Todesstunde, erträgt er ihn nicht mehr. Entblößt auf einem Teppich hingestreckt, läßt sich der kühne Mann, der einst das Reich beherrschte, von näselnden Priestern beim Sang des Miserere mit Weidenruten geißeln und ruft bei jedem Streich: O trefft mich Sünder heftiger! Und als der Psalm zu Ende, verlangt der Sterbende immer wieder nach neuer Geißelung, bis selbst der Priester Herz, zu Tränen gerührt, bekennt: es sei nun ihnen und Gott genug geschehen. — —

Und wieder kommen große Tage: Der Kaiser läßt den Knaben Heinrich, seinen Sohn, zum deutschen König krönen. Und Walther gewinnt dem Kaiser mit klugen Liedern des Volkes und der Fürsten Zugeständnis.

Und nun erfüllt sich auch sein letzter Wunsch, wie spät! wie spät!

Zu Würzburg erhält Herr Walther vom Kaiser ein Lehen.

Nun ist er selbst ein Herr auf eigenem deutschen Grund, ihm rauscht der Wald sein eigenes Lied, ihm

spendet die Krume sein eigenes Brot, des eigenen Herdes Flackerschein umglüht sein weißes Haupt.

„Ich hab' ein Lehen, alle Welt, ich hab' ein Lehen!"

* * *

... Es war im Sommer des Jahres 1228, da zog, nach des Kaisers Willen, ein wehrhaftes Aufgebot kriegsgepanzerter Ritter südwärts durch das Eisacktal. Es galt zu des Kaisers Kreuzzugsheer zu stoßen, das sich, dem Papst zum Trotz, nach Acre einzuschiffen hatte.

Unweit der Klausener Brücke begann die Vorhut ihr Lager aufzuschlagen. Ein alter, weißlockiger Ritter löste sich aus der Menge und ritt, von einem Knecht begleitet, den Steilweg nach Branzoll empor.

Dem Torwart rief er zu, er begehre Herrn Leuthold von Säben zu sprechen.

Doch ward ihm Bescheid, der Burgherr sei auf Schloß Tirol in geschäftlichen Dingen.

Da fragte der alte Rittersmann, ob die Herrin zu Hause. Sein Name sei Herr Walther von der Vogelweide.

Ein Jauchzen tönt vom Söller und ein Tüchlein winkt.

Und wenige Augenblicke später steht Herr Walther

der schönen Herrin im Burghof gegenüber. Wie stolz und stattlich die kleine dunkeläugige Fatme geworden ist! Nun heißt sie Hildegard und ist die Gattin Leutholds, des rühmlichen Sängers und Burgherrn auf Säben. Herr Walther hat dies wohl gewußt, denn oft erhielt er Kunde vom Zanter nach Deutschland. Frohe Kunde und schmerzliche Kunde, wie das Leben sie bringt.

Nun sitzt er im alten Gemach, wo einst Herr Purchardt seine Gäste empfing, und drüben aus dem Erker grüßen Blumen. Es sind wohl nicht dieselben mehr, die einst Gertrudis schlanke Hände gepflegt. Denn um so vergänglicher sind die Blumen, je zarter sie sind und je holdseliger.

Denn auch Gertrudis lebt nicht mehr. — —

Herr Walther weiß: Gertrudis lebt nicht mehr. Nun sind schon Jahre darüber vergangen, seit er vom Zanter die schlimme Botschaft erhielt, und grausame Nächte hat er darüber verwacht auf seinem einsamen Lehen. Und nun, nun ist es ihm, als bräche die alte Wunde wieder auf mit Ungestüm und all sein Herzblut quölle daraus hervor.

Er schweigt und sitzt gebeugten Hauptes, und also mächtig überwältigt ihn Vergangenheit, daß er kaum das frohe Gezwitscher seiner Wirtin vernimmt. Sie

aber erzählt: Man habe ihr verraten, Herr Walther sei der fremde Ritter gewesen, der sie einst aus ihrem nächtlichen Fiebertanz in die Hütte gerettet und vor den Kreuzzugspfaffen und vor den Gauklern verborgen. In kindlich ungestümer Dankbarkeit ergreift das gute schöne Wesen Herrn Walthers Hand und küßt sie. Er aber läßt es ruhig geschehen und blickt sie freundlich aus den tiefen, ernsten Augen an.

Indessen stürmt aus seinen stillen Bergen ein Einsamer, Schneeweißer, Uralter herbei und zieht den Sänger mächtig an sein Herz. Er ist fast schon ein Sagenhafter, den Menschen im Tal Entfremdeter und wie vom Tod vergessen dort oben in seiner Felsenkluft. Es weht wie Eishauch um ihn und Tannengebrause. Seine einst so blauen Augensterne sind ganz hell geworden dort oben im Firnenlicht.

Nun sitzen die beiden in milden Gesprächen beisammen, der Vogelweider und Albertus Zant. Gestalten tauchen auf und grüßen, mit denen sie einst das Leben in diesem Tal geteilt. Wie viele sind indessen dahingegangen, wie viele, wie viele! Die Söhne hausen auf den Burgen, wo einst die Väter die alte Zeit gepriesen. Herr Bischof Konrad von Rodank ist tot, Herr Bischof Heinrich von Wanga ist tot, und andere herrschen nun zu Brixen und

Trient und haben mancherlei Sorge mit ihrem Vogt, dem Grafen Albert von Tirol, der immer wieder auf neuen Vorteil sich versteht, beraten von Frau Uta, seiner klugen Frau.

Herr Purchardt von Säben ist längst gestorben und fast zur gleichen Zeit der alte Gerrensteiner im Kloster Neustift. Und endlich beginnen die Beiden auch von Gertrudis zu sprechen. Nur zögernd anfangs, behutsam und zart, ganz leise und innig gedenken sie ihrer, als könnte ein lauteres Wort gar leicht den schönen seligen Traum verwehen: Herr Purchardt und der Alte aus der Thinnebachschlucht, sie hatten immer aufs neue gehofft, Gertrudis werde sich dem jungen Gerrensteiner vermählen; sie aber wies den plumpen Freier unerbittlich ab und suchte heiteren Gemütes ihren Trost in ernsten Büchern und auf ihrem Saitenspiel. Auch tat sie den Armen viel des Guten und pflegte, so ungern es auch ihr Vater sah, die schwer Erkrankten im Herbergsspital.

Und dort empfing sie wohl auch, im Dienst der eigenen Güte, den Keim des bösen Leidens, dem sie bald darauf erlag. In ihren letzten Tagen noch verweilte sie gerne in ihrem Gärtchen in der Rosenlaube, dort fand man sie an einem linden Abend sanft entschlummert auf ihrer Liegestatt. So still

wie ihre Blumen war sie dahingegangen und auf den Lippen trug sie noch ein feines, unsäglich inniges Lächeln als letzte Botschaft des lieblichen Wunders, das „Gertrudis“ geheißen hatte.

Der Zanter erzählt es mit zitternder Stimme und nun neigen die beiden Alten das Haupt und schweigen geraume Zeit. — — —

Am nächsten Morgen reiten sie in scharfer Eile den Weg über Brixen zum Kloster Neustift. Zur Gruft der Säbener begehren sie im Namen des Grafen Leuthold, und der Probst verwehrt es ihnen nicht.

Im kühlen Kreuzgang, unter mächtigen Marmorblöcken, schlafen hier die edlen Säbener.

Der Zanter weist auf einen Stein und sagt: „Hier ruht Gertrudis an der Seite ihrer Mutter.“

Da kniet Herr Walther nieder und starrt auf den Stein und seine Seele schreit: Schlaf wohl, du meine süße Liebste, schlaf wohl mit deinem süßen Kind! Ihr beiden, die ihr mir eins gewesen, ihr habt mein armes Leben mit Seligkeit erfüllt vom Aufgang bis zum Niedergang! — — —.

Am selben Tag noch reitet Herr Walther mit der Nachhut der Ritterschaft fernhin gegen Süden. Er hat dem Kaiser ein Kreuzzugslied zu bringen

versprochen, das soll den fahrenden Mannen ein tröstlich Geleite sein ins Heilige Land. Er wird es zwar dem Kaiser nicht gern zuhanden geben, denn er weiß, wie jener über dergleichen denkt. Hat doch der Kaiser sich geäußert, er kenne nur einen Gott, das sei die Vernunft, und ein vernünftiges Wort an den Sultan werde ihm größeren Vorteil bringen, als jegliches Litaneien und Heidenabschlachten. Doch werde den frommen Seelen der Ritterschaft, hatte der Kaiser gemeint, ein Lied des Vogelweiders kein schlechter Fahrtgenosse sein.

So reitet nun Herr Walther, das Lied zu bringen, vielleicht sein letztes Lied. Dann aber will er wieder heimwärts ziehn, nach Würzburg auf sein Lehen. Er will auf eigener Scholle sterben und glaubt, der Tag sei nicht mehr fern. Ihm hat Frau Welt nichts mehr zu bieten, er hat all ihre Eitelkeiten abgestreift von der klar stillschauenden Seele.

Und doch, er hofft, das Leben zu preisen noch mit dem letzten Atemzug. Denn was es an tieferen Dingen ihm zugebracht, das konnte nicht verloren gehn mit all den Eitelkeiten. Große und selige Lebensdinge sind es, köstliche Blüten der Menschlichkeit, Dinge, auf denen der strahlende Tempel des Daseins beruht, dem Sänger unerschöpflich in ihrer tiefen

Deutbarkeit: der Glaube des Franziskus, die Heidenschaft Albertus Zants, das Lächeln der Gertrudis.



Anmerkung.

Die im Romane vorkommenden Strophen aus den Liedern Walthers von der Vogelweide sind größtenteils der ausgezeichneten, leider bisher so gut wie unbekannten Übertragung von Eduard Kleber (Verlag von Heitz & Mündel in Straßburg) entnommen, wobei ich mir nur wenige unwesentliche Änderungen erlaubte. Ferner benutzte ich auch das alte, trotz aller modernen Bemühungen in mancher Hinsicht unvergleichliche Meisterbuch Karl Simrocks (Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien). Meine anfängliche Absicht, eine eigene, neue Übersetzung zu bieten, gab ich bald in der Erkenntnis auf, daß es sich hier nicht um eine fragliche Betätigung des eigenen Schaffens, sondern um die Einsicht handle, die von mir als unübertrefflich erkannten bereits vorhandenen Übertragungen unter allen Umständen benutzen zu müssen. — Das Lied des jungen Ulrich von Lichtenstein (S. 172) entnahm ich dem Buche „Deutscher Minnesang", übertragen von Bruno Obermann (Philipp Reclam jun., Leipzig). — Die lateinischen Vagantenlieder entstammen der Sammlung Carmina burana (Verlag von Koebner, Breslau). Ich konnte mich nicht entschließen, sie durchwegs in Übersetzung zu bringen, da es mir eben um den Eindruck des Originals zu tun war. Was ich an Übersetzung daraus brachte (S. 299, 304 und 314) entnahm ich dem verdienstvollen Werkchen „Der fahrenden Schüler Liederbuch" von Dr. Karl Mischke (Berlin 1892), dem auch der Vers auf S. 301 entlehnt ist.

Wer Walthers Gedichte im Original zu lesen beabsichtigt, nehme die treffliche altbewährte Ausgabe von Franz Pfeifer zur Hand (F. A. Brockhaus Verlag in Leipzig). Sie ist genügend mit Erläuterungen versehen, um mit wenig Mühe verstanden zu werden. Sie führt in eine Welt vergangener Größe und Innigkeit, die keines Übersetzers Kunst uns wiedergibt.

